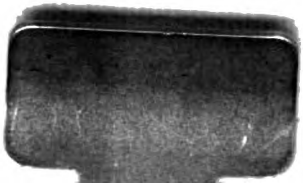
INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY



Buchhandlung und Antiquariat
Neues Schloß
& R. Madliger-Schwab
:rstrasse 17 Zürich

Richard Voß / Ausgewählte Werke
Vierter Band

PL

PT2645
.O8
1922
V.4

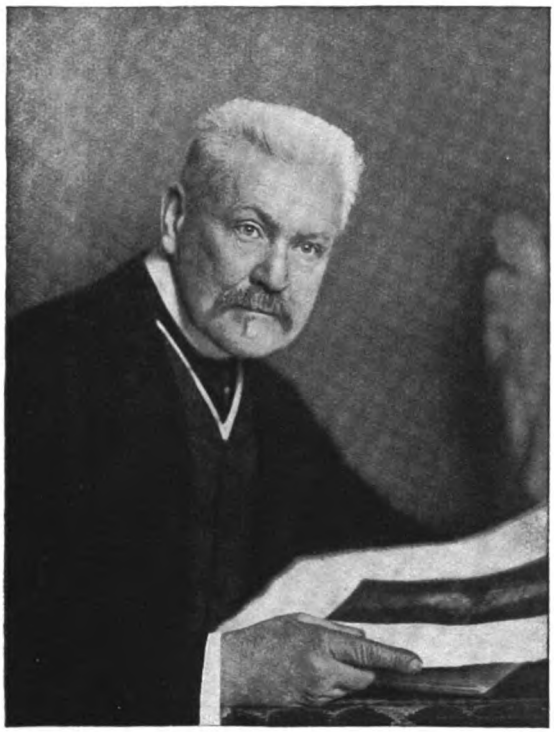
INDIANA UNIVERSITY LIBRARY.

4.19.70

PT2645
.O8
1922
V.4

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY.

4-19-70



Richard Voß
in den letzten Lebensjahren
Nach einer Aufnahme von Erwin Rupp

Richard Voß

Alexandra / Eva Schuldig / Die neue Zeit

Maria Botti / Von der Gasse

1 · 9 · 2 · 2

J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

Richard Voß
in den letzten Lebensjahren
Nach einer Aufnahme von Erwin Rupp

Richard Voß

Alexandra / Eva Schuldig / Die neue Zeit

Maria Botti / Von der Gasse

1 • 9 • 2 • 2

J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

Alle Rechte, namentlich das Übersetzungsrecht, vorbehalten
Copyright 1920 by J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Alexandra

Drama in vier Akten

Personen

Frau Präsidentin v. Eberti
Erwin, ihr Sohn
Alexandra
Dr. Andrea, Rechtsanwalt
Anton Möll, Förster auf dem Gut der Präsidentin
Bauer Gerland
Frau Lemm, Besitzerin eines eleganten Hotel garni
Ein Arzt
Ein Portier
Ein Kind
Christoph, } im Dienst der Präsidentin
Charlotte, }
Gesinde, Landvolk, Kinder

Der erste Akt spielt in einer großen Stadt, der zweite, dritte und vierte Akt auf einem einsamen Schloß in Süddeutschland

Erster Akt

Ein elegantes Zimmer in einem Hotel garni. Im Hintergrund Flügeltüren, rechts und links Türen. Rechts neben der Flügeltür der Ofen, davor ein Lehnsessel. An der linken Seite ziemlich weit hinten ein Schreibtisch; eine Lampe darauf. In der Mitte runder Tisch, davor zwei Stühle. Rechts vorn ein Etablissement, links eine Chaiselongue. Am Fenster ein Blumenstock.

Erste Szene

Erwin, dann Anton. Eine Uhr schlägt fünf.

Erwin: Schon fünf Uhr! Sie müßte längst hier sein. (Zieht einen Brief aus der Tasche, liest:) „Am Nachmittag des fünfzehnten Oktobers erwarte ich Dich in dem Hotel der Frau Lemm, Königstraße 11. Alexandra." Seit bald acht Jahren zum ersten Male wieder dieser Name. (Blickt in den Brief.) Sie muß sich ungemein verändert haben. Diese festen, stolzen Schriftzüge geben mir ein ganz neues Bild von ihr. (Geht unruhig auf und ab.) Wie werde ich sie wiederfinden? Ich bin unruhig, aufgeregt. (Anton kommt, bleibt an der Tür stehen.) Endlich, Anton! Die Wirtin war schon zweimal hier: wir müssen die Zimmer wechseln. Diese waren schon vor unserer Ankunft vergeben. Packe sogleich ein. Aber was ist dir? Du siehst aus, als hättest du am hellen Tag Gespenster gesehen!

Anton (mit gedämpfter Stimme): Etwas Ähnliches war's auch. Ich habe sie gesehen!

Erwin: Sprich verständlich! Wen hast du gesehen?

Anton (an der Tür): Alexandra.

Erwin: Du hast dich nicht getäuscht?

Anton: So wie sie sieht nur eine aus auf der Welt.

Erwin: Wo ist sie?

Anton: Auf einmal stand sie vor mir. Ich erschrak fast: hielt ich sie doch längst für gestorben und verdorben. Sie sah auch aus zum Erschrecken, mit ihrem weißen Gesicht und das rote Haar darum wie eine Flamme. Dabei schön wie die Sünde!

Erwin: Was sagte sie?

Anton: Nichts.

Erwin: So erkannte sie dich nicht?

Anton: Was weiß ich. Sie sah an mir vorüber, in die Luft hinein. Hätten Sie nur den Blick gesehen!

Erwin: Ich fragte dich, wo du sie gesehen hast.

Anton: Unten im Hause.

Erwin (will fort).

Anton (kommt vor): Sie ist nicht allein.

Erwin (bleibt stehen): Nicht allein?

Anton (immer im gedämpften Ton): Ein Herr ist bei ihr.

Erwin: Konntest du sie nicht anreden?

Anton: Ich scheute mich.

Erwin: Du scheutest dich? Weshalb?

Anton: Hätten Sie nur den Blick gesehen!

Erwin: Packe die Sachen. (Wirft sich in einen Sessel.) Da du es doch wissen mußt, sie hat mir geschrieben.

Anton: Geschrieben? Sie — Ihnen?!

Erwin: Sie hat mir heute in diesem Gasthof eine Zusammenkunft gegeben.

Anton: Eine Zusammenkunft? Sie — Ihnen?!

Erwin: Du mißbrauchst meine Güte. Das sind die Folgen davon, daß ich dich niemals wie einen Diener, sondern stets wie einen Kameraden behandelt habe.

Anton (ohne darauf zu hören): Sie wollen sie wiedersehen, Sie wollen das Spiel mit ihr von neuem anfangen, sie von neuem ins Unglück stürzen?

Erwin: (springt auf): Bist du bei Sinnen?!

Anton (tief aufatmend): Einmal muß es heraus! Es liegt lange genug auf mir, acht Jahre! (Mit plötzlichem Entschluß:) Diese Seele haben Sie auf dem Gewissen.

Erwin (nach einer Pause): Ich besinne mich: du warst schon damals sehr seltsam.

Anton: Sagen Sie: rein toll! Toll vor Verliebtheit, toll vor Eifersucht! Das war ich schon damals und das bin ich noch heute.

Erwin: Anton!

Anton: Ich sagte Ihnen: es müsse heraus. Zu mir hätte sie besser gepaßt als zu Ihnen; aber ich, Herr von Eberti, (mit schwerem Atem:) ich hätte sie nicht verführt.

Erwin: Was wagst du!

Anton: Nun ich sie wiedergesehen, ist mir alles einerlei.

Erwin: Mäßige dich!

Anton: Mag daraus werden, was will! Sie haben sie zugrunde gerichtet.

Erwin: Du schweigst!

Anton: Das sagten Sie auch damals zu mir, aber ich schwieg auch damals nicht: ich redete. Ich warnte Sie vor der schönen Hexe, ich verlästerte sie bei Ihnen: teils aus Erbarmen, teils aus Eifersucht. Ihre Mutter war eine Böhmin gewesen. Die Art kennt man! Herrgott, wenn ich sie von Ihnen losbekommen hätte! Aber Sie waren zu vernarrt in das blasse Gesicht und das rote Haar!

Erwin (vor sich hin): Ich war jung und sie war ein herrliches Geschöpf.

Anton: Mit meinen Augen mußt' ich's mit ansehen, wie es durch Sie zuschanden gemacht wurde, das herrliche Geschöpf! Jung waren Sie freilich: zweiundzwanzig Jahre, und Sie lebten mit Ihren zweiundzwanzig Jahren wie ein Mönch, das echte Muttersöhnchen, immer blaß und zart. Hier sollte es sitzen und dort, immer am unrechten Ort; denn wo es wirklich saß, das spekulierten weder die Herren Ärzte, noch Ihre Frau Mutter aus, die, nur um Sie nach Herzenslust hätscheln und tätscheln zu können, gleich nach dem Tode des Herrn Präsidenten das einsame Bergschloß gekauft hatte, mit nichts ringsum als Felsen und Wald. Da sollten Sie gesund werden an Leib und Seele, da sollte die Versuchung nicht hinkommen, da sollte die Erbsünde der Menschheit, die Lust an dem Verbotenen, sich nicht in Ihr Herz schleichen. Nun, Sie waren denn ja auch das bravste Menschenkind. Und Sie blieben es bis zu Ihrem zweiundzwanzigsten Jahr, bis Sie die Alexandra sahen. Da war dann freilich kein Halten mehr. Doch daß es gerade diese sein mußte, gerade diese — —

Erwin: Höre, Mensch, ich habe dich ruhig ausreden lassen,

weil ich dich kennen lernen wollte. Was weißt du von mir? Was weißt du, wie es in meiner Seele aussieht, wie ich diese eine Jugendtorheit gebüßt habe. Du ahnst nicht die Martern, mit denen ich mein rebellisches Blut bestraft, die Empörung, mit der ich mich auflehnte gegen meine überquellende Natur. Ich mußte sie unterdrücken.

Anton: Und Sie unterdrückten sie! Sehen Sie sich an im Spiegel. Da können Sie mit eigenen Augen erkennen, wie Sie Ihre Natur unterdrückten! Damals sahen Sie anders aus; damals, als bei meiner Mutter die Alexandra wohnte und Sie sie oft besuchten — wollte sagen meine Mutter. Damals stand ich jede Nacht in den Kiefern auf dem Anstand, die Büchse gerichtet, den Hahn gespannt. Und hätten Sie mich nicht bald mit einer Botschaft zu dem Mädchen geschickt — —

Erwin: Ich mußte ein Ende machen.

Anton: Sie mußten ein Ende machen; das heißt, Sie ließen es für sich machen. Weil Sie nicht den Mut hatten, ihr unter die Augen zu treten, schickten Sie mich. Bei ihr glaubte ich, daß es wirklich zu Ende sei; denn sie fiel hin, als ich Ihre Botschaft brachte; ohne einen Laut zu tun, fiel sie hin, mit dem Gesicht zur Erde. Wäre sie nur liegen geblieben.

Erwin (geht auf ihn zu): Warum sagtest du mir das nicht damals?

Anton: Als ob Sie das damals hätten hören wollen! Aber auch nachher keinen Laut, keine Träne. Wie sie da so vor mir stand: blaß und stumm; wenn sie mir nur zugenickt hätte, einen Jauchzer hätt' ich getan, daß das ganze Gebirge mitgejubelt, an meine Brust hätt' ich sie gedrückt, in meine Arme hätt' ich sie genommen, und dann mit mir in die Einöde, wo diese am wildesten ist. Aber ich mußte Ihren Auftrag ausrichten!

Erwin: Genug!

Anton: Heute noch tut mir's leid, daß Sie es nicht mit angesehen, daß Sie ihr dabei nicht ins Gesicht gesehen — ich meine, wie sie Ihr Geld nahm und in den Abgrund warf, an dem wir beide gerade standen. Ich Narr glaubte, sie wolle selbst hinunter. Aber sie blieb leben und ging davon. Ich wollte

ihr folgen wie ein Hund, aber wie einen Hund jagte sie mich fort. So kam ich denn wieder zu Ihnen zurück, und nun, nun ist es ja wohl zwischen ihr und Ihnen zu Ende. Sie hat Ihnen nicht geschrieben — nach bald acht Jahren! Und Sie sind auch nicht gleich auf ihren Brief hin abgereist: Hals über Kopf, fünfzig Meilen weit — nach bald acht Jahren! Sehen Sie, so haben Sie Ihre Natur unterdrückt. (Pause.) Die Sachen sind gepackt. Haben Sie sonst noch etwas zu befehlen?

Erwin: Sobald wir wieder zu Hause sind, bist du dein eigener Herr. (Anton geht.)

Erwin (allein): Was ist das? Vor welchem Abgrund sehe ich mich plötzlich? Bis heute hielt ich mich für einen sittlichen Menschen. Ich wollte streng sein gegen mich selbst; ich war's auch: unerbittlich streng. Schrecklich wollte ich jene eine unverzeihliche Schwäche, jenen einen schweren Fehltritt an mir rächen. Ich lernte entbehren und entsagen. Ich hatte mich ganz bezwungen, hielt mich für ganz gesichert. Und nun — — was muß ich plötzlich entdecken? Alles umsonst! Alles erlogen! Denn weshalb regte mich die Nachricht von ihr so unerhört auf? Weshalb kam ich her? Weshalb bleibe ich!? (Geht auf und ab.) Wie ein Schuldiger stand ich vor ihm. Wenn er im Recht wäre, wenn ich wirklich dieses Mädchen auf dem Gewissen hätte? Ich habe immer nur an mich gedacht. Meine Schuld wächst und wächst! In jedem Falle muß ich bleiben und mir Gewißheit verschaffen. Wer kommt? (Frau Lemm kommt.)

Zweite Szene

Erwin. Frau Lemm (elegante Dame).

Frau Lemm: Ich bitte den gnädigen Herrn um Verzeihung, aber —

Erwin: Hat noch immer niemand nach mir gefragt?

Frau Lemm: Nicht daß ich wüßte. Es ist mir schrecklich, dem gnädigen Herrn ein anderes Zimmer anweisen zu müssen, aber dieses ist schon vor drei Tagen bestellt worden und die Dame bereits eingetroffen.

Erwin (zerstreut): Eine Dame wird in dieses Zimmer ziehen?

Frau Lemm: Eine wunderschöne Dame!

Erwin (wird aufmerksam): Wissen Sie ihren Namen?

Frau Lemm: Wenn es den Herrn interessiert, in drei Minuten —

Erwin: Nicht doch! Ich fragte, weil ich hier mit einer Dame zusammentreffen soll — mit einer Verwandten. Aber die Dame ist ja wohl nicht allein?

Frau Lemm: Ganz recht: die Dame befindet sich in Begleitung des Herrn Rechtsanwalt Andrea.

Erwin (mühsam): So ist die Dame gewiß die Frau Rechtsanwalt.

Frau Lemm: Der Herr Rechtsanwalt ist unverheiratet.

Erwin (nach einer Pause): Kennen Sie den Herrn?

Frau Lemm: Ein vortrefflicher Herr! Etwas zu ernsthaft. Das kommt von den vielen Gerichtssitzungen und daß der arme Herr jahraus, jahrein mit Raubmördern und Giftmischern zu tun hat. Aber sonst ein scharmanter Herr! Und so gescheit! Wenn einer seine Frau und sieben Kinder aufgehangen oder seinen leiblichen Vater mit der Axt erschlagen oder einem armen Handwerksburschen wegen ein paar Pfennigen den Hals abgeschnitten hat, läßt der Mann einfach den Herrn Rechtsanwalt Andrea kommen, und der führt dann den Beweis, daß sein Klient ein Gemüt sei, das keinem Wurm etwas zuleide tut.

Erwin: Sie sprechen im Scherz. Unsere Gesetze können nicht streng genug sein. Die Verbrechen nehmen von Jahr zu Jahr in erschreckender Weise zu. Wir leben in einer entsetzlichen Zeit, in einer Zeit, welche die ganze Strenge der Gesetze und Richter erfordert. Aber die Dame?

Frau Lemm: Es wird doch keine freigesprochene Raubmörderin sein? Der Herr Rechtsanwalt kennt mein Haus und weiß, daß es ein moralisches Haus ist. Freilich, etwas steckt dahinter. Ich habe nicht für nichts und wieder nichts über dreißig Jahre lang Zimmer vermietet. Ich besitze Menschenkenntnis und ich sage: etwas steckt dahinter! (Kommt vor, geheimnisvoll flüsternd:) In einer verschlossenen Kutsche ist sie angekommen; kein Mensch weiß, woher. Ein Gesicht hat sie! Schön, wunderschön, aber, aber! Und Augen hat sie — — Etwas steckt dahinter! Ich bring's sicher heraus. Mein Haus ist ein moralisches Haus und ich bin eine moralische Frau, und wenn es mit der Dame

nicht seine Richtigkeit hat, so können der Herr in einer Stunde hier wieder einziehen und in aller Ruhe Ihre — Verwandte erwarten. Sehen Sie nur die prachtvollen Blumen. Und mein bestes Zimmer mußte es sein. Anders wollte es der Herr Rechtsanwalt nicht. Eine Prinzessin könnte drin wohnen.

Erwin: Die Dame wartet. Lassen Sie sogleich ausräumen. (Er geht.)

Frau Lemm (allein, Erwin nachsehend): Ich müßte über dreißig Jahre für nichts und wieder nichts Zimmer vermietet haben, wenn ich nicht wüßte, was das für eine Verwandte ist, die der erwartet. Was geht's mich an? Wüßte ich nur erst, wo die verschlossene Kutsche hergekommen ist. (Ein Portier mit Gepäck.) Der Portier wird es ausgekundschaftet haben.

Dritte Szene

Frau Lemm. Der Portier. Die Szene wird mit unterdrückter Stimme gespielt.

Frau Lemm: Nun, Johann?

Portier (scheu um sich blickend, flüsternd): Direkt aus dem Zuchthaus!

Frau Lemm: Allmächtiger! (Sinkt beim Ofen in einen Stuhl.) Der Schreck ist mir in die Glieder gefahren.

Portier: Sieben Jahre gesessen.

Frau Lemm: Mich trifft der Schlag!

Portier: Ich weiß auch, was sie getan hat.

Frau Lemm: Herrgott, was?

Portier: Erschrecken Sie nicht, Frau. Sie hat — (Sagt es ihr leise.)

Frau Lemm: Barmherziger!

Portier: Der Vater des Kindes soll ein Prinz gewesen sein.

Frau Lemm: Solche Kreatur!

Portier: Ich weiß noch mehr.

Frau Lemm: Was? was?

Portier: Der Herr Rechtsanwalt —

Frau Lemm: Was ist's mit dem?

Portier: Verliebt ist er.

Frau Lemm: Verliebt in die —

Portier: Heiraten will er sie.

Frau Lemm (steht auf; beide kommen vor): Nun hab' ich die Lügerei satt.

Portier: 's ist alles wahr, der Kutscher hat alles gewußt. Er, der Herr Rechtsanwalt nämlich, war damals ihr Verteidiger vor Gericht. Dabei hat er sich in sie vergafft.

Frau Lemm: Warum hat er sie denn nicht losgebracht?

Portier: Weil sie alles eingestanden hat.

Frau Lemm: Solche Dummheit.

Portier: So sind ihr denn nicht einmal „Milderungsgründe" zugestanden worden.

Frau Lemm: Natürlich nicht! Wäre noch besser!

Portier: Der Herr Rechtsanwalt soll außer sich gewesen sein.

Frau Lemm: 's ist schauderhaft!

Portier: Während der ganzen sieben Jahre hat er für sie gesorgt wie für eine leibliche Schwester.

Frau Lemm: Eine saubere Schwester!

Portier: Bei dem Inspektor hat er sie untergebracht, und lernen hat er sie lassen.

Frau Lemm: Lernen?

Portier: Wegen der Bildung.

Frau Lemm: Wozu braucht die gebildet zu sein!

Portier: Weil er sie doch hernach heiraten wollte.

Frau Lemm: Ich sage, es ist schauderhaft!

Ein Kellner (von außen): Die Herrschaften haben Nummer drei.

Portier: Da kommt sie.

Frau Lemm: Ich lasse sie von der Polizei hinauswerfen.

Portier: Sachte! sachte!

Frau Lemm: Für eine solche Kreatur Blumen, für ein solches Geschöpf meinen herrschaftlich eingerichteten Salon. Aber ich sage: hinaus muß sie!

Portier: Besänftigen Sie sich nur erst. (Ab mit der Wirtin durch eine Seitentür.

Alexandra und Dr. Andrea kommen; Alexandra trägt ein dunkelgraues, unmodern gemachtes, aber sehr faltiges Kleid mit einer Bluse (sogenanntes russisches Hemd), statt des Hutes einen Schleier; hat einen schwarzen, einfachen Mantel um, den sie sogleich abnimmt.

Vierte Szene

Alexandra. Dr. Andrea.

Andrea (führt Alexandra bis in die Mitte der Bühne vor): Hier wohnen Sie. Wie gern hätte ich Sie schon jetzt in eine Häuslichkeit geführt, in der Sie Herrin sind. Es hat Sie sehr angegriffen.

Alexandra (sinkt auf den Stuhl am Tisch): Was nun?

Andrea (steht bei ihr): Sie sind ein Charakter von ungewöhnlicher Stärke: stark treten Sie in ein neues Leben.

Alexandra (vor sich hin): In ein neues Leben?

Andrea: Es liegt vor Ihnen.

Alexandra (sieht auf): Ich habe nur ein Leben, und das liegt hinter mir, zwischen den Mauern des Hauses, welches ich an Ihrer Seite verließ. Ein anderes, neues Leben darf und will ich nicht mehr haben.

Andrea: Ich muß Ihnen vieles sagen. (Setzt sich zu ihr.)

Alexandra (sieht ihn an): Armer Freund!

Andrea: Beklagen Sie mich nicht. Sie wissen, daß ich auf diesen Tag gewartet habe, seit sieben Jahren! Daß dieser Tag der große Festtag meines Lebens ist.

Alexandra: Ich beklage Sie. Ich habe nicht Worte, Ihnen zu sagen, wie sehr ich Sie beklage.

Andrea: Sie lieben mich nicht?

Alexandra: Nein, dem Himmel sei Dank!

Andrea: Alexandra!

Alexandra: Denn wenn ich Sie liebte, es wäre ein Unglück für Sie, nicht auszudenken.

Andrea: Hören Sie mich ruhig an. Sie wissen: mir erscheinen die Menschen anders als den meisten anderen; ich beurteile, ich kenne sie anders. Es ist das meine Wissenschaft, mein Beruf. Ich habe schweren Unterricht genommen, aber ich habe dabei gelernt: ich habe gelernt, in den Seelen der Menschen zu lesen, auch in deren Tiefen und Abgründen. Daraus ist mir allerlei Erkenntnis erwachsen. Ich habe gefällte Urteile umgestoßen und Kerker geöffnet. Die Richter richteten die Tat; ich

aber sah, wie die Tat entstand, wie sie entstehen mußte und konnte sie daher begreifen, konnte sie daher verteidigen. Es gelang mir allerdings nicht immer. Mancher wurde schuldig befunden, der nach meiner heiligen Überzeugung unschuldig war. Eine solche unschuldige Schuldige sind Sie.

Alexandra: Nur für Sie allein.

Andrea: Haben Sie die Tat, um derentwillen man Sie anklagte, begangen oder nicht?

Alexandra: Immer die alte Frage, immer die alte Quälerei.

Andrea: Haben Sie sie begangen? Antworten Sie mir! Ja oder Nein.

Alexandra: Nun denn: Nein! Aber ich wollte sie begehen. Das ist dasselbe.

Andrea: Nur für Ihre eigene Empfindung. Sie waren ja damals halb von Sinnen.

Alexandra: Ich selbst hielt mich für vollständig zurechnungsfähig.

Andrea: Demungeachtet begingen Sie die Tat nicht.

Alexandra: Ich wurde angeklagt, sie begangen zu haben.

Andrea: Weil die unseligsten Umstände zusammentrafen und der Schein auf wahrhaft tragische Weise gegen Sie war. Wie oft kommt das vor!

Alexandra: Ich wurde schuldig befunden.

Andrea: Weil Sie schuldig sein wollten. Sie gaben ein umfassendes Geständnis von einer Tat, die Sie nur im Geiste begingen. Und dann wollen Sie bei Sinnen gewesen sein!

Alexandra: Selbst Ihre ganze Beredsamkeit vermochte nicht, die Verurteilung zu verhindern.

Andrea: Weil Sie meine ganze Beredsamkeit zuschanden machten. Es war, um den Verstand zu verlieren.

Alexandra: Ich fühlte mich schuldig und wollte nach meiner Schuld gerichtet werden. Aber auch an mir ward eine Schuld begangen, über die nicht gerichtet wurde, die ungesühnt blieb. Sie wird nicht ungesühnt bleiben.

Andrea: Was haben Sie vor?

Alexandra (faßt seine Hand): Sie waren mein Freund, einen treueren gibt es nicht. Sie haben mir tausend Guttaten er-

wiesen, Liebesdienste, wie sie größer und herrlicher niemals getan worden sind. Sie entzogen mich der Gesellschaft von — — Sie brachten mich zu redlichen Menschen, denen Sie Mitleid für mich einzuflößen verstanden. Dank Ihnen atmete ich im Gefängniß eine reinere Lebensluft, als an der Brust meiner Mutter. Sie schickten mir Bücher, Lehrer. Scheinbar war ich eine gelehrige Schülerin, scheinbar. Denn an meine innerste Natur ließ ich nicht rühren, da blieb ich das leidenschaftliche Geschöpf, das überschwänglich liebte und unerhört betrogen ward. Ich blieb es, um zu werden, was ich geworden bin: ein Weib, das überschwänglich haßt, das unerhört sich rächen wird. (Ist mit ihm aufgestanden.)

Andrea: Ich beschwöre Sie —

Alexandra: Sie gehören mit zu dem Gericht, das bestimmt ist, Schuldige gerecht zu richten, und Sie beschwören mich, mir keine Sühne zu verschaffen, keine Vergeltung zu üben. Das ist eine Ungerechtigkeit. Aber, meine Herren Richter, da ihr nur für uns Betrogene Gesetze habt, nur für uns Rechtspruch und Strafe, so mögt ihr euch gefallen lassen, daß wir selbst unsre Sache führen.

Andrea: Mit welchem Recht?

Alexandra: Mit dem Recht, welches die Frauen zu fordern berechtigt, mit euch gleich zu sein vor dem Gesetz. Mit dem Recht, das dem Menschen gestattet, sich selbst Recht und Gerechtigkeit zu verschaffen, wird ihm beides verweigert. Wollen Sie, der Mann des Rechts, uns das verwehren?

Andrea: Eure eigene Natur verwehrt es euch. Vergeßt nicht, daß eure Natur schwach ist. Durch eure Schwäche verliert ihr euch an den Mann und verliert damit das Recht, euch ihm gleichzustellen. Vergessen Sie nicht, daß die Frau, die sich einmal hingibt, sich damit zugleich aufgibt. Bedenken Sie die Grenzen Ihrer Natur und hüten Sie sich über diese Grenzen hinaus zu wollen.

Alexandra (nach einer Pause): Schwach nennen Sie uns? Wir sind es! Aber wer versteht mit meisterlicher Kunst, unsere Schwäche zu einem Verbrechen zu machen? Und dann, dann jede Entschuldigung dem Verführer, jede Schuld der Verführten! Gut!

Es sei so. Nur sollten Sie sich dann nicht entsetzen, wenn eine oder die andere von uns „unschuldig Schuldigen" ihre Sache selbst führt.

Andrea: Sie werden sich verderben.

Alexandra: Wir verderben zu Hunderten, zu Tausenden, jeden Tag, jede Stunde, ohne daß es einen von euch kümmert. Im Namen jener Hunderten und Tausenden von Verdorbenen will ich mir zu meinem Recht verhelfen und sollte ich darüber vollends zugrunde gehen.

Andrea: Hören Sie mein letztes Wort. (Es klopft.) Wer stört uns? (Andrea geht zur Tür.) Sie sind es, Frau Lemm. Was wünschen Sie?

Fünfte Szene

Vorige. Frau Lemm

Frau Lemm (mit einem Papier): Ihre ergebene Dienerin, Herr Rechtsanwalt. Es ist nur der Ordnung wegen, und weil wir Vermieterinnen strenge polizeiliche Vorschriften haben — doch das wissen der Rechtsanwalt ja selbst.

Andrea: Was ist?

Frau Lemm: Nur der Anmeldeschein.

Andrea: Es ist gut.

Frau Lemm: Ich muß ersuchen, den Schein sogleich auszufüllen.

Andrea: Es hat damit durchaus keine Eile.

Frau Lemm: Ich bitte ergebenst um Entschuldigung, aber ich habe gerade einen notwendigen Gang auf das Polizeiamt. Da möchte ich den Schein gleich mitnehmen. Es macht mir sonst Umstände.

Andrea: So warten Sie einen Augenblick.

Frau Lemm (setzt sich an den Schreibtisch): Wenn Sie mir diktieren wollten. — In der ersten Rubrik steht der Name. Welchen Namen darf ich aufschreiben?

Alexandra (steht am Sessel beim Ofen): Alexandra Wilna.

Frau Lemm (schreibend): Fräulein Wilna? Es ist nur wegen der Polizei. Die Polizei ist hier gar streng. Doch das wissen der Rechtsanwalt ja selbst.

Andrea (steht an der Tür): So schreiben Sie doch!

Frau Lemm: Geboren?

Alexandra: 1858.

Frau Lemm: Wo?

Alexandra: Zu Zernowitz in Böhmen.

Frau Lemm: „In Böhmen." Woher kommen Sie?

Andrea: Die Dame kommt aus dieser Stadt.

Frau Lemm: Ihre letzte Wohnung, wenn ich bitten darf.

Andrea: Ich werde die Dame persönlich anmelden.

Frau Lemm: Deshalb muß ich doch wissen, wo meine Mieter zuletzt gewohnt haben, oder —

Andrea: Oder?

Frau Lemm (steht auf): Dieses Haus ist ein moralisches Haus und ich bin eine moralische Frau. Die Moralität meines Hauses sind meine Mieter.

Andrea: Gehen Sie jetzt und lassen Sie den Schein hier. Ich werde später alles in Ordnung bringen.

Frau Lemm: Das soll mir ungemein angenehm sein. Indessen —

Andrea (heftig): Später, sage ich Ihnen.

Frau Lemm: Ich bitte um Erlaubnis, bemerken zu dürfen, daß diese Zimmer, bevor Sie mieteten, bereits anderweitig vergeben waren. In einer Stunde werde ich deshalb Ihr Gepäck abholen lassen.

Andrea: Und haben Sie keine anderen Zimmer frei?

Frau Lemm: Bedaure sehr, alles besetzt.

Andrea: Warum haben Sie die Dame dann aufgenommen? Aber es ist gut. Gehen Sie.

Frau Lemm: Ganz ergebene Dienerin. (Geht. Man hört sie draußen rufen:) Johann! Nummer drei wird in einer Stunde frei.

Sechste Szene

Alexandra. Dr. Andrea. Dann Portier. Pause.

Andrea: Verzeihen Sie mir!

Alexandra: Was?

Andrea: Diese häßliche Szene.

Alexandra: Sie tragen keine Schuld.

Andrea: Ich hätte daran denken, ich hätte dem vorbeugen sollen.

Alexandra: Vorbeugen, daß man über mich nicht die Wahrheit erfährt?

Andrea: Wir wollen sogleich in ein anderes Haus.

Alexandra: Auch in dem anderen Hause wird man mir den Anmeldeschein vorlegen. Dieser Anmeldeschein ist das Zeugnis, das ich mir in meinem neuen Leben, wie Sie es nennen, selbst ausstellen muß: Woher kommst du? Dieses: woher? wird mich verfolgen, bis ich kein wohin mehr habe.

Andrea: Ein Haus wüßte ich, wo Sie nur einzuziehen brauchten, und wo niemand Sie fragen wird: Woher?

Alexandra: Niemand? Nennen Sie Ihr Herz Niemand?

Andrea: Ach, Alexandra, wie schlecht kennen Sie mein Herz.

Alexandra: Besser, als Sie selbst es kennen. Eines Tages werden Sie mir danken, daß ich es so gut gekannt habe.

Andrea: So lassen Sie sich doch von mir retten.

Alexandra: Also darum: aus Mitleid, aus übermenschlicher Großmut!

Andrea: Werden Sie mein Weib!

Alexandra: Ihr Weib! Und Sie werden bei dem Gedanken nicht von Grausen gefaßt, nicht von Entsetzen ergriffen? Wissen Sie, welche Phantasie ich hatte? Eine Phantasie, die mich sieben Jahre lang verfolgte, in der ich sieben Jahre lang lebte. Ich wurde frei und wurde das Weib eines Mannes. Er wußte nichts, ahnte nichts, bis ich eines Tages ihm sagte: das wollte ich tun, deshalb bin ich verurteilt worden durch deine Schuld, und nun — nun bin ich dein Weib.

Es klopft, der Portier kommt, bringt Alexandra eine Karte; geht.

Andrea: Und der Mann, an dem Sie solche Rache nehmen — nur in Ihrer Phantasie natürlich —

Alexandra: Ich erwarte ihn jeden Augenblick.

Andrea: Hier?

Alexandra: Bei mir.

Andrea: Sie schrieben ihm?
Alexandra: Ja.
Andrea: Daß er kommen sollte?
Alexandra: Ja.
Andrea: Sie lieben ihn noch immer!
Alexandra: Nein.
Andrea: Aber was wollen Sie dann von ihm?
Alexandra: Zuerst nur sehen, ob er kommen wird.
Andrea: Wie konnten Sie daran denken! Er hat Sie verlassen, er hat Sie vergessen; er wird nicht kommen.
Alexandra (sieht auf die Karte): Er ist gekommen.
Andrea: Alexandra!
Alexandra: Ich bin ganz ruhig.
Andrea: Und er weiß von nichts?
Alexandra: Von nichts.
Andrea: Und Sie wollen ihm auch nichts sagen?
Alexandra: Nichts. Wollten vielleicht Sie das tun?
Andrea: So hat er Ihre Verurteilung gar nicht erfahren?
Alexandra: Durch wen sollte er sie erfahren haben?
Andrea: Durch wen? Zum Beispiel: durch die Zeitung.
Alexandra: Er kennt mich nur unter meinem Theaternamen, den ich wieder angenommen habe: nur als Alexandra Wilna. Jene Verurteilte, jene Wezzeck, ist ihm gänzlich unbekannt. Aber ich muß Sie bitten — —
Andrea: Sie schicken mich fort?
Alexandra: Wir sehen uns wieder.
Andrea: Wann?
Alexandra: Wenn ich mir mein Recht verschafft habe.
Andrea: Wie wollen Sie das?
Alexandra: Da er gekommen ist — —
Andrea: Sie wollten! Alexandra, das ist nicht möglich!
Alexandra: Beruhigen Sie sich! Dieser Mensch soll mich nicht anrühren. Ich bitte Sie! Gehen Sie.
Andrea: Ich komme wieder.
Alexandra (kommt langsam vor): Wenn es nun keine Phantasie bliebe. Ich bin frei! (Geht links hinüber.)

Anton kommt

Siebente Szene

Alexandra. Anton.

Alexandra: Sie wünschen?

Anton: Erkennen Sie mich nicht? Sie sind freilich seitdem eine Dame geworden. Und es ist lange her, bald acht Jahre.

Alexandra: Sie kommen mir bekannt vor. Wer sind Sie?

Anton: Ich brachte Ihnen damals meines Herrn Abschiedsgruß. Es war viel Geld.

Alexandra: Sie heißen Anton und sind der Förster des Herrn von Eberti.

Anton: Erinnern Sie sich meiner noch?

Alexandra: Ihr Herr ist hier?

Anton: Schon seit gestern.

Alexandra: Und er wünscht mich zu sprechen?

Anton: Er kann's kaum erwarten. (Pause.)

Alexandra: Sie meinten es damals gut mit mir.

Anton: Damals? O ja!

Alexandra: Sagen Sie mir, ist Ihr Herr verheiratet?

Anton: Wenn er's auch wäre. Wer solches Haar und solche Augen hat — — Sie haben ihm ja wohl geschrieben?

Alexandra: Sie wissen das?

Anton: Der Herr beehrt mich zuweilen mit seinem Vertrauen. Wir sind nämlich zusammen aufgewachsen.

Alexandra: Ich weiß. — — Lebt Ihr Herr noch immer in dem alten einsamen Waldschloß?

Anton: Noch immer. Wir sehen das ganze Jahr hindurch nur Felsen und Bäume. Wenn wir dann einmal herauskommen —

Alexandra: Ihr Herr ist doch nicht allein in der Einsamkeit?

Anton: O nein.

Alexandra: Wer ist bei ihm?

Anton: Seine Mutter. Wenn die erführe, was ihr Sohn an Ihnen verbrochen hat, ich weiß nicht, was sie täte, um es an Ihnen wieder gut zu machen.

Alexandra: Ist sie so gerecht?

Anton: Wie Gottes Wort! An die hätten Sie sich damals wenden sollen, die hätte Ihnen zu Ihrem Recht verholfen.

Alexandra: Sie sind sehr teilnehmend.

Anton (tritt ihr näher): Ich meine es gut mit Ihnen, noch immer.

Alexandra: Sagen Sie Ihrem Herrn, daß ich ihn erwarte. (Es klopft.)

Anton: Das ist mein Herr. (Tritt dicht an sie heran.) Ich habe heute meine Entlassung erhalten, bitten Sie bei Herrn von Eberti für mich.

Alexandra: Nein.

Anton: Hüten Sie sich! Ehe ich Sie ihm noch einmal lasse, eher begehe ich einen Totschlag.

Alexandra: Sie sind rasend. (Es klopft.) Herein!

Erwin tritt ein.

Erwin (zu Anton): Geh!

Anton (laut zu Alexandra): Denken Sie an meine Bitte. (Geht.)

Achte Szene

Alexandra. Erwin. Erwin steht hilflos in der Nähe der Tür. Pause.

Alexandra (fremd und kalt): Wollen Sie nicht näher treten?

Erwin (mühsam): Ich habe Ihren Brief erhalten und ich — (stockt.)

Alexandra: Und Sie sind gekommen.

Erwin: Ich hielt es für meine Pflicht.

Alexandra: Wirklich? Für Ihre Pflicht. Nehmen Sie doch Platz. (Setzt sich auf die Chaiselongue): Warum starren Sie mich so an?

Erwin (sitzt am Tisch): Wie Sie sich verändert haben!

Alexandra: Finden Sie? Auch ich erkenne Sie kaum wieder. (Pause.)

Erwin: Es ist lange her, daß wir uns nicht gesehen haben.

Alexandra: Im Oktober werden es acht Jahre. Sie nahmen damals auf eine merkwürdige Art Abschied von mir.

Erwin: Ich habe Sie um Verzeihung zu bitten, deshalb bin ich gekommen. (Pause.)

Erwin: Sie sind noch schöner geworden!

Alexandra: Das ist das einzige, was Sie an mir bemerken?

Erwin: Ihr Blick, Ihre Blässe!

Alexandra: Lassen wir die Komödie. (Steht auf.)

Erwin (steht auf): Was haben Sie?

Alexandra (steht ihm gegenüber): Sie haben an mir als ein Nichtswürdiger gehandelt.

Erwin (totenblaß): Sagen Sie das nicht. Ich war jung, leidenschaftlich — Sie waren von berückender Schönheit.

Alexandra: Und unwissend, unschuldig. Wissen Sie, was aus mir geworden ist? Was Sie aus mir gemacht haben?

Erwin (mit Entsetzen): Ich?!

Alexandra: Wer sonst?

Erwin: Hören Sie mich!

Alexandra: Und Sie fragen gar nicht, wo ich die ganze Zeit über gewesen bin! (Leidenschaftlich:) So fragen Sie mich doch!

Erwin: Sie sind so aufgeregt. Wie ist es Ihnen ergangen?

Alexandra: Jammervoll!

Erwin: Die ganze Zeit über?

Alexandra: Ja.

Erwin: Bin ich schuld daran?

Alexandra: Sie! — Vater, wo ist dein Kind? (Tritt hinter den Tisch.)

Erwin (stammelt): Mein — unser Kind. Wo ist es?

Alexandra: So fragte ich Sie.

Erwin: Wie kann ich das wissen?

Alexandra: Freilich! Wie können Sie das wissen.

Erwin: Hätte ich etwas davon gewußt, hätte ich geahnt — ich hätte Ihnen —

Alexandra: Noch mehr Geld geschickt?

Erwin: Wo ist das Kind?

Alexandra: Tot.

Erwin: Alexandra, es ist doch nicht in Mangel gestorben?

Alexandra (setzt sich in den Sessel beim Ofen): Sie meinen: es verhungerte doch nicht, während sein Vater Überfluß hatte, es erfror doch nicht, während sein Vater unter seidenen Decken schlief; es kam doch nicht um auf der Landstraße, während

sein Vater in einem Schlosse sein Leben genoß. Beruhigen Sie sich: es hat den Mangel nicht kennen gelernt, kein Elend und keinen Jammer.

Erwin: Gott sei Dank!

Alexandra: So sagte auch ich. Als ich es tot in meinen Armen hielt — Gott sei Dank! Obgleich ich halb von Sinnen war, sagte ich doch: Gott sei Dank!

Erwin: Was müssen Sie gelitten haben!

Alexandra: Fällt es Ihnen ein? Etwas sehr spät.

Erwin: Ich habe schweres Unrecht an Ihnen begangen; aber seien Sie gerecht, bedenken Sie meine Lage. Was konnte ich tun? Was hätte daraus werden sollen?

Alexandra (steht auf): Sie hätten zur rechten Zeit daran denken sollen. Nun müssen wir die Folgen tragen, Sie nicht weniger als ich.

Erwin: Verzeihen Sie mir!

Alexandra: So in einem Augenblick? Ein Augenblick der Reue für acht Jahre der Schuld?!

Erwin: Was wollen Sie, daß ich tun soll?

Alexandra: Führen Sie mich in Ihr Haus.

Erwin: Wie?

Alexandra: Bringen Sie mich zu Ihrer Mutter.

Erwin: Zu meiner Mutter? Sie wissen nicht, was Sie verlangen.

Alexandra: Ist das schon zu viel verlangt?

Erwin: Fordern Sie alles andere von mir.

Alexandra: Was sollte ich anderes von Ihnen fordern?

Erwin: Es ist unmöglich! Wohin?

Alexandra: In ein anderes Zimmer.

Erwin: Bleiben Sie!

Alexandra: Ich habe nichts mehr mit Ihnen zu schaffen.

Erwin (tritt ihr in den Weg): Aber was soll meine Mutter dabei?

Alexandra: Entscheiden soll sie zwischen mir und Ihnen.

Erwin (im heftigsten Kampf): Es ist eine alte Frau.

Alexandra: Ich war jung, ein halbes Kind.

Erwin: Sie betet mich an.

Alexandra: Ich liebte Sie.

Erwin: Es wird sie grenzenlos unglücklich machen.

Alexandra: Grenzenlos unglücklich haben Sie mich gemacht.

Erwin: Nein, nein!

Alexandra: Leben Sie wohl!

Erwin: So bleiben Sie doch!

Anton kommt, schleicht sich hinter Alexandra.

Neunte Szene

Erwin. Alexandra. Anton.

Erwin (auf der anderen Seite, ganz vorn): Wenn ich Sie meiner Mutter brächte —

Anton (heimlich zu Alexandra): Man weiß hier im Hause, wo Sie gewesen sind und weshalb Sie dort waren.

Alexandra: Schweigen Sie!

Anton: Vielleicht bitten Sie doch für mich — (Spricht leise zu ihr weiter.)

Erwin (für sich: Sie ist nicht so wie andere Mütter, sie hat eine große Seele, sie wird — (Wendet sich, erblickt Anton.) Du hier? Was hast du hier zu suchen? Was wollte er von Ihnen?

Anton: Soll ich's dem Herrn sagen?

Alexandra: Er bat mich um mein Fürwort bei Ihnen.

Erwin: Da Sie für ihn bitten, sei ihm vergeben.

Anton (zu Alexandra): Ich danke Ihnen.

Andrea kommt.

Zehnte Szene

Vorige. Dr. Andrea.

Andrea: Verzeihen Sie, wenn ich störe: ich klopfte an und glaubte gehört worden zu sein. (Geht auf Alexandra zu.) Ich habe für Sie ein anderes Quartier gesucht. Wollen Sie mich mit dem Herrn bekannt machen?

Alexandra: Herr Rechtsanwalt Andrea — Herr von Eberti.

Andrea: Eberti? Es gab einen Präsidenten von Eberti?

Erwin: Der Präsident war mein Vater. Gestatten Sie mir die Frage: Mit welchem Recht protegieren Sie diese Dame?

Andrea: Mit keinem anderen Recht, als es mir meine ehrerbietigste Teilnahme für diese Dame gibt.

Erwin: Dann bedauert sie, Ihnen vergebene Mühe gemacht zu haben. Wir reisen sogleich ab.

Andrea: Sie mit dieser Dame?

Erwin: Ich stelle sie unter den Schutz meiner Mutter.

Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt

Vor dem Schloß. Eine Terrasse des Schloßparks. Im Hintergrund Wald und Gebirge. Links seitlich das altertümliche Schloß, mit Türmen und Erkern, von Efeu und herbstlich gefärbtem wilden Wein umsponnen. Aus einem gotischen Vorbau führt eine Treppe auf die Terrasse. Über dem Eingang, in bunter gotischer Schrift die Worte „Friede sei mit Dir." Rechts, ganz vorn, eine offene Halle, Holzbau, durch Vorhänge verschließbar, sehr behaglich eingerichtet, mit Erker. Darin ein hochlehniger Sessel. Links, im Vordergrund, ein Blumenbeet und eine Bank.

Erste Szene

Aus dem Schloß Frau von Eberti im grauen Seidenkleid, unmodern, mit weißem Häubchen und Bauer Gerland.

Frau v. Eberti (im Gespräch mit Gerland): Ihr meint diese Reise. Was ihm plötzlich eingefallen ist! Tag und Nacht habe ich mir den Kopf zerbrochen. (Geheimnisvoll:) Er soll einen Brief bekommen haben. Von wem? Und gleich in Aufregung: „Mutter, ich muß verreisen." Wohin? Und gleich auf und davon. Kaum, daß ich ihn bewegen konnte, seinen treuen Anton mitzunehmen.

Gerland: So ein junger Mann hat eben seine Heimlichkeiten.

Frau v. Eberti (sehr erregt): Heimlichkeiten! Mein Sohn Heimlichkeiten? vor seiner Mutter!

Gerland: Das könnte doch vorkommen!

Frau v. Eberti: Das kann nicht vorkommen. (Pause.) Er ist mein Sorgenkind von klein an. Immer kränklich, nervös und

reizbar. Dabei so schwermütig und menschenscheu. Er macht mir großen Kummer.

Gerland: Glaub's Ihnen. Aber nichts für ungut, Frau Präsidentin, etwas Schuld tragen Sie selbst daran.

Frau v. Eberti: Schuld? Ich, die ich meinen Sohn so zärtlich liebe?!

Gerland: Eben darum! Denn was zu viel ist, ist zu viel, auch wenn es allzuviel Liebe ist. Der Mensch bedarf nicht nur des Lichtes und der Wärme, sondern auch des Regens und des Frostes; ja, selbst den Sturm kann er brauchen. Und Sie haben Ihren Sohn sein ganzes Leben lang sozusagen in die Sonne gestellt. Was tut der Mann in der Einsamkeit? Er ist ja doch kein Bauer oder Mönch.

Frau v. Eberti: Mein Sohn mit seinem zarten Organismus, seinem idealen Sinn und weichen Gemüt, in einer großen Stadt, wo denkt Ihr hin!

Gerland: Davon versteh' ich nichts.

Frau v. Eberti: Und die gräuliche Verderbnis in den großen Städten, die abscheuliche Sittenlosigkeit. Ihr könnt Euch gar nicht vorstellen, was für Lasterhaftigkeit und Schlechtigkeit es unter den Menschen gibt.

Gerland: Was geht die Lasterhaftigkeit und Schlechtigkeit der Menschen Ihren Sohn an? Aber, wie gesagt, davon versteh' ich nichts.

Frau v. Eberti: Mein seliger Mann dachte genau so, ich habe die Erziehung meines Sohnes ganz im Sinn seines Vaters geleitet. Es gab auch eine Zeit, wo er so gesund, so heiter, so glücklich war.

Gerland: Weiß mich noch recht gut zu erinnern.

Frau v. Eberti: Es ist lange her.

Gerland: Acht oder neun Jahre.

Frau v. Eberti: Ich war damals so hoffnungsvoll. Plötzlich war es rein wie ausgelöscht, plötzlich verfiel er in Grübelei, in Trübsinn, und das ist von Jahr zu Jahr schlimmer geworden.

Gerland: Nichts für ungut, Frau Präsidentin, aber Sie sollten Ihren Sohn gar nicht mehr zurückkommen lassen.

Frau v. Eberti: Was fällt Euch ein?

Gerland: Es müßte denn sein, daß er Ihnen eine junge, hübsche, wackre Frau mitbrächte.

Frau v. Eberti (halb für sich): Eine weiß ich, eine; ich habe selbst schon daran gedacht.

Gerland: Das war ein gescheiter Gedanke.

Frau v. Eberti (ablehnend): Ist nichts Neues geschehen?

Gehen beide in die Halle. Frau v. Eberti setzt sich in den Erker, nimmt ihr Strickzeug.

Gerland (setzt sich zu ihr): Am Sonntag war ich in der Kirche.

Frau v. Eberti (strickend): War's recht erbaulich?

Gerland: Könnt's grad nicht sagen.

Frau v. Eberti: Ihr seid und bleibt ein Freigeist, ein alter Heide.

Gerland (ernsthaft): Darum kommen wir im Himmel doch zusammen, ich der Katholik, Sie die Protestantin.

Frau v. Eberti: Ich begreif's nicht: seid doch der gescheiteste von unsern Bauern. Warum könnt Ihr da nicht auch der frömmste sein?

Gerland: Je nun.

Frau v. Eberti: Wer hat Euch denn wieder so aufgebracht?

Gerland: Wer? Wer anders als der geistliche Herr. Stand da auf der Kanzel und verdonnerte, als ob es weder auf Erden noch im Himmel Gnade und Barmherzigkeit gäbe.

Frau v. Eberti: Wen verdammte der Herr Pfarrer?

Gerland: Sie kannten sie: die Annemarie vom Oedhof.

Frau v. Eberti: Das schlechte Geschöpf!

Gerland (ruhig): Sie meinen gewiß: das unglückliche Geschöpf. Sehr erregt:) Aber es ist immer die alte Sache: nämlich, daß Gottes Wort duldsamer ist, als Gottes Priester.

Frau v. Eberti: Ruhig! ruhig!

Gerland (steht auf): Soll ein Christ seinen Nächsten lieben, oder nicht? Soll der Mensch duldsam und mitleidig sein, oder nicht?

Frau v. Eberti (steht auf): Ich hoffe keine schlechte Christin zu sein; aber das sage ich Euch: mit einem solchen Geschöpf habe ich auch kein Mitleid.

Gerland: Das sollten gerade Sie nicht sagen.

Frau v. Eberti: Wieso gerade ich nicht?

Gerland: Weil Sie nicht wissen können, wie alles zugegangen und wodurch ein Mädchen zu einem solchen Geschöpf geworden ist.

Frau v. Eberti (sehr erregt): Ein solches Geschöpf ist in jedem Falle verdammenswert.

Gerland (sieht hinaus, erschrickt): Das ist ja —

Frau v. Eberti: Was habt Ihr?

Gerland: Der junge Herr!

Frau v. Eberti: Mein Sohn! Und das erschreckt Euch?

Gerland: Er kommt nicht allein.

Frau v. Eberti: Mit wem kommt er?

Gerland: Mit einem Frauenzimmer.

Frau v. Eberti: Mein Gott!

Gerland: Was haben Sie?

Frau v. Eberti (glückselig): Erraten hab' ich's, die Heimlichkeit, Nachbar! Wo mein Sohn hingereist ist, wen er sich geholt hat, lieber, alter Freund! Sie muß sehr schön geworden sein.

Gerland: Wer?

Frau v. Eberti: Wer anders, als seine Base Irmgard. Tante Elisabeth ist doch gewiß auch mitgekommen?

Gerland: Ich sehe nur eine.

Frau v. Eberti (eifrig): Ich muß ins Haus, nach den Zimmern für die Gäste zu sehen. Ist das ein gesegneter Tag! (Ab ins Haus.)

Gerland (allein): Sie ist es! Die Tochter der Gauklerin. Ich erkenne sie an ihrem roten Haar. Und er bringt sie seiner Mutter ins Haus! Pause.) Der Himmel sei diesem Hause gnädig. (Ab nach links.)

Zweite Szene

Erwin. Alexandra von rechts, im Kostüm des ersten Aktes. Den Mantel trägt sie über den Arm.

Erwin (blaß und verstört): Sie ging ins Haus. Ich will ihr nach und sie vorbereiten.

Alexandra: Was wirst du deiner Mutter sagen?

Erwin: Die Wahrheit.

Alexandra: Es scheint dir schwer anzukommen.

Erwin (sieht weg): Meine Mutter ist eine alte Frau.

Alexandra: Und du warst ihr Herrgott. Das wird von nun an anders werden.

Erwin (murmelt): Ich kann ihr nicht helfen.

Alexandra: Noch wär's Zeit.

Erwin: Wozu?

Alexandra: Noch weiß sie nichts.

Erwin (auffahrend): Für wen hältst du mich? (Pause.) Erwarte mich hier. (Will hinein.)

Alexandra: Wie wird deine Mutter mich empfangen?

Erwin: Ganz als meine Mutter.

Alexandra: Wird sie mich nicht verachten?

Erwin (ausweichend): Meine Mutter hat eine große Seele; Du wirst sie kennen lernen.

Alexandra: Weil du an mir gesündigt hast, werde ich für sie eine Sünderin sein. Es ist eine schnöde Ungerechtigkeit; aber so sind die Menschen nun einmal.

Erwin: Du denkst sehr hart von den Menschen.

Alexandra: Ich werde dafür meine Gründe haben — — Verstand ich dich recht, befand sich deine Mutter ganz unter dem Einflusse deines Vaters, dessen strenges, starres Rechtsgefühl, deinen Worten nach, deine Mutter zu teilen scheint.

Erwin: Ich sagte dir aber auch, daß mein Vater ein Mann von hoher Gerechtigkeit gewesen sei.

Alexandra: Desto besser. (Pause.)

Erwin: Ich müßte hinein.

Alexandra: Das scheint mir auch. (Pause.)

Erwin: Bevor ich hineingehe, bevor ich mit meiner Mutter rede, mußt du mir eine Frage beantworten.

Alexandra: Nun?

Erwin: Ich hätte sie gleich tun sollen; aber —

Alexandra: Aber du fandest nicht den Mut dazu.

Erwin (tritt ihr nahe): Bist du frei? Völlig frei?

Alexandra: Frei, völlig frei!

Erwin: Denn ich kann meiner Mutter nur eine ins Haus führen, welche —

Alexandra: Eine makellose Vergangenheit hat? Dann kannst du mich deiner Mutter allerdings nicht ins Haus führen; denn meine Vergangenheit hat einen schweren Makel. Du kennst ihn.

Erwin: Das meine ich nicht.

Alexandra: Natürlich nicht! Für das, was wir selbst begehen, dafür finden wir immer Entschuldigungen. Du befürchtest, deiner Mutter eine ins Haus zu führen, die nach dir von einem zweiten verlassen worden ist und nach diesem vielleicht von einem dritten. Denn so pflegt es in der Regel zu sein. Deine Schuld ist es nicht, wenn ich von der Regel eine Ausnahme bin.

Erwin: So hättest du niemals wieder geliebt?

Alexandra: Bist du eifersüchtig?

Erwin: Dieser Herr Rechtsanwalt Andrea —

Alexandra: War mein Freund, mein treuster, mein einziger Freund.

Erwin: Aber er liebt dich.

Alexandra: Leider.

Erwin: Wie kamst du zu seiner Bekanntschaft?

Alexandra: Durch den Tod meines Kindes. Er führte mich zu redlichen Menschen und sorgte für mich.

Erwin: Die ganze Zeit über?

Alexandra: Sieben Jahre.

Erwin: Sieben Jahre brachtest du bei jenen Leuten zu?

Alexandra: Ich verließ ihr Haus niemals.

Erwin; So einsam lebtest du?

Alexandra: Wie eine Gefangene. Ich sah niemand. Ich arbeitete, ich ernährte mich durch Sticken. Dabei ließ sich gut denken — an die Vergangenheit, an Schuld und Sühne. Ist das Verhör zu Ende?

Erwin: Ich mußte das nochmals von dir hören. Ich danke dir. Du hast mich beruhigt, du hast mich glücklicher gemacht, als ich es dir sagen kann. Ich atme auf, wie von einer Last befreit. Wonach siehst du? Kommt sie?

Alexandra: Ich lese, was dort über der Tür geschrieben steht. Wer ließ das darüber setzen?

Erwin: Meine Mutter.

Alexandra (liest): „Friede sei mit dir." Hast du immer Frieden gehabt?

Erwin: In diesem Hause?

Alexandra: In deinem Herzen? (Pause.) Dort ist Anton mit dem Gepäck. Ich habe ihm etwas zu sagen.

Erwin: Hüte dich vor dem wilden Menschen.

Alexandra: Ich fürchte ihn nicht.

Erwin: Hätte ich deiner Bitte nur nicht nachgegeben und ihn gehen lassen.

Alexandra: Er ist treu und verschwiegen.

Erwin: Ich glaube, meine Mutter kommt.

Alexandra: Ich lasse dich allein mit ihr.

Erwin: Ich hole dich gleich. (Alexandra geht; Erwin allein.) Wie soll ich's ihr nur beibringen? Ich darf sie nicht einmal schonen. (Trocknet sich den Schweiß von der Stirn.) Ich zittre ja wie ein Verbrecher! Ist, was ich tat, etwas so Ungeheures? Ich habe geliebt. Das wird sie verstehen, das will ich ihr sagen!

Frau v. Eberti kommt; Erwin eilt ihr entgegen.

Erwin: Mutter!

Dritte Szene

Frau v. Eberti. Erwin.

Frau v. Eberti (strahlend vor Freude): Du überraschest mich, mein Sohn! So früh habe ich dich gar nicht zurückerwartet. Daß ich dich nur wieder habe! Und du kommst ganz allein? Es ist doch nichts vorgefallen! Du kommst wirklich ganz allein? Wie habe ich mich geängstigt!

Erwin: Liebe Mutter.

Frau v. Eberti: Mir nicht einmal zu sagen, wohin man so plötzlich abreisen mußte! Das darfst du nicht wieder tun!

Erwin führt sie zur Bank): Wie ist es dir ergangen?

Frau v. Eberti: Wie soll es mir gegangen sein? Gesorgt habe ich mich um dich; und geärgert habe ich mich auch.

Erwin: Geärgert?

Frau v. Eberti: Über unseren alten Gerland. Denke dir, be-

hauptet der Mann, du habest Heimlichkeiten, du, Heimlichkeiten vor deiner Mutter. Aber da bin ich böse geworden!

Erwin: Ernstlich böse?

Frau v. Eberti: Ernstlich böse! Aber jetzt erzähle mir von deiner Reise. Wo warst du? Sehr weit? Wenn ich es nun erraten hätte?

Erwin: Wo ich gewesen bin? Du wüßtest —

Frau v. Eberti: Ich weiß nichts, gar nichts. Wie geht es Tante Elisabeth?

Erwin: Ich gebe dir die Versicherung —

Frau v. Eberti: Bäschen Irmgard muß wunderhübsch geworden sein. Mein lieber, guter Sohn! (Betrachtet ihn plötzlich angstvoll:) Dir ist etwas? Was ist dir?

Erwin: Liebe Mutter, sei ruhig; höre mich ruhig an. (Geht mit ihr in die Halle.)

Frau v. Eberti: Großer Gott!

Erwin (fällt ihr um den Hals): Mutter! Mutter!

Frau v. Eberti (drückt ihn an sich): Erwin, mein Sohn, mein guter, bester Sohn!

Erwin: Dein schlechter Sohn! Mutter, dein unwürdiger Sohn!

Frau v. Eberti (läßt ihn los, sehr ruhig): Was hast du mir zu sagen?

Erwin: Etwas, das dir große Schmerzen bereiten wird, das du dir niemals von mir hast träumen lassen, das du mir niemals wirst vergeben können.

Frau v. Eberti: Was ist es?

Erwin: Das Geständnis einer Schuld.

Frau v. Eberti (mit Entsetzen): Deiner Schuld? Das ist nicht möglich.

Erwin: Ich habe einmal ein Mädchen liebgehabt.

Frau v. Eberti: Einmal? Und liebgehabt? Und das sagst du mir jetzt erst, das sagst du mir in solchem Tone? (Zärtlich:) Böses Kind! Wußtest du wirklich nicht, wie deine Mutter das ersehnte und erflehte, wie sie heimlich darauf hoffte und harrte? Und ihr es dann zu verschweigen, ihr dann das Mädchen, das du liebhattest, nicht zu bringen, deiner Mutter die Tochter nicht zu bringen!

Erwin (mit erstickter Stimme): Nicht so, Mutter! Nicht diese himmlische Güte!

Frau v. Eberti: Du ließest mich ja nie davon reden: ich durfte dir ja nie sagen, welche Sorge es mir machte, wie ich mich darum grämte und härmte. Aber warum liebgehabt? (Erwin will reden.) Nein, sage mir nichts. Du hast sie lieb! Das Mädchen, das mein Sohn einmal liebgehabt, das hat er noch lieb. Wer ist sie? Wo ist sie? Warum ist sie nicht hier, nicht in meinen Armen, nicht an meinem Herzen? Sie soll an meinem Herzen liegen, und ich will sie segnen, sie, die mein Sohn liebhat.

Erwin (ruhig): Es sind jetzt acht Jahre her. Sie war ein armes Mädchen; sehr jung, sehr schön; ihr Vater hatte ihre Mutter betrogen, und ich betrog die Tochter.

Frau v. Eberti (aufschreiend): Erwin!

Erwin: Sie war meine Geliebte.

Frau v. Eberti (nach einer Pause): Die konntest du deiner Mutter allerdings nicht bringen.

Erwin (heftig): Ich sage dir, daß ich sie betrogen habe, schändlich getäuscht und betrogen. Sie liebte mich, sie glaubte an mich, und ich —

Frau v. Eberti: Was willst du mir einreden! Du liebtest sie, du glaubtest an sie, du wurdest getäuscht und betrogen.

Erwin: Beim Himmel, Mutter —

Frau v. Eberti (heftig): Leiste keinen Meineid! (Sehr ruhig:) Du willst sie entschuldigen: das ist edel von dir. Du willst ihre Schuld auf dich nehmen: das sieht dir ähnlich. Widersprich mir nicht! Du vermagst mich über dieses Mädchen nicht zu täuschen. Schon durch ihre Geburt eine Verworfene, gehört sie zu jenen Kreaturen, von denen anständige Frauen nichts wissen können. Gesteh es deiner Mutter. Sie lockte dich in ihre Netze, sie wandte alle ihre Künste an, die abscheuliche Person. Und das wolltest du deiner Mutter ins Gesicht ableugnen?

Erwin: Du bist in einem schweren Irrtum befangen: Alles, was du ihr zur Last legst, beging ich. Sie war gut und rein; da kam ich und verdarb sie. Es kostete alle meine Künste.

Frau v. Eberti: So solltest du mir nicht mehr in die Augen sehen können?

Erwin (wendet sich ab.

Frau v. Eberti: Du, Erwin, du mein geliebter, angebeteter Sohn!

Erwin (schweigt).

Frau v. Eberti: O mein Gott! (Nach einer Pause, tonlos:) Was ward aus der Unglücklichen?

Erwin: Die ganze Zeit über wußte ich nichts von ihr.

Frau v. Eberti: So hättest du dich gar nicht mehr um sie gekümmert? Ihr nicht nachgeforscht, nicht getrachtet, wieder gut an ihr zu machen?

Erwin: Ich wollte mich zwingen, sie zu vergessen, sie sollte tot für mich sein.

Frau v. Eberti: Tot? Wo war sie während dieser ganzen Zeit?

Erwin: Sie lebte in tiefster Einsamkeit bei redlichen Leuten. Vor einigen Tagen schrieb sie mir.

Frau v. Eberti: So kommst du von ihr?

Erwin: Ich suchte sie auf, ich sah sie wieder. Sie war sehr verändert.

Frau v. Eberti: Durch deine Schuld!

Erwin: Sie hat schrecklich gelitten!

Frau v. Eberti: Durch deine Schuld!

Erwin: Mutter!

Frau v. Eberti (heftig): Geh fort!

Erwin: Ich wußte es ja, daß du mir nicht vergeben würdest.

Frau v. Eberti (wendet sich ihm zu): Hat sie dir vergeben?

Erwin: Nein.

Frau v. Eberti: Natürlich nicht.

Erwin (verzweiflungsvoll): Mutter! Mutter! (Wirft sich in einen Sessel.)

Frau v. Eberti: Ich bin ruhig, ich bin stark, ich bin auf alles gefaßt.

Erwin (richtet sich auf): Du weißt noch nicht alles.

Frau v. Eberti: Hat sie dir noch mehr zu vergeben?

Erwin (leise): Sie hatte ein Kind; es ist tot.

Frau v. Eberti (macht eine Bewegung).

Erwin: Ich gebe dir mein Ehrenwort: ich wußte nichts davon.

Frau v. Eberti (verächtlich): Dein Ehrenwort?!

Erwin (mit Entsetzen): Um Gottes willen, Mutter!

Frau v. Eberti: Lassen wir das. Und du hast sie mitgebracht?

Erwin: Ja. Du wankst.

Frau v. Eberti (winkt ihn fort, mit heiserer Stimme): Nicht doch! Wo ist sie?

Erwin: Im Park.

Frau v. Eberti: Ich will mit ihr reden.

Erwin (geht auf sie zu): Du wirst gütig gegen sie sein?

Frau v. Eberti: Ich werde gerecht gegen sie sein.

Erwin (ausbrechend): Mein Leben lang will ich dir's danken!

Frau v. Eberti: Hole sie!

Erwin: Du wirst nicht die Kraft haben —

Frau v. Eberti (gebieterisch): Rufe sie!

Erwin (entfernt sich).

Vierte Szene

Frau v. Eberti allein. Sie steht eine Weile regungslos aufrecht da, schwankt dann zum Ausgang, schließt die Vorhänge nach dem Schlosse zu; dabei fällt sie nieder.

Frau v. Eberti (aufstöhnend): Mein Sohn. (Sie bleibt eine Weile liegen, rafft sich auf, schleppt sich zu einem Stuhl, auf den sie hinsinkt.) Es ist mein einziges Kind, der Sohn meines angebeteten Gatten, dieses Ehrenmanns. Daran will ich denken in dieser Stunde der Prüfung. O mein Sohn! Mit Jubel und Frohlocken trug ich dich unter dem Herzen. Als ich dich geboren, hob ich dich auf: Bin ich nicht eine glückliche Mutter? (Pause.) Was würde sein Vater an meiner Stelle tun? Strenge Gerechtigkeit üben! Wer von diesen beiden ist der Schuldige? Sein Vater würde zuerst nach dem Schuldigen geforscht und darauf den Schuldigen verurteilt haben. Ich stehe an der Stelle seines Vaters, der ein unbestechlicher Richter war, und unbestechlich sei seine Mutter. Herr, hilf mir! Was muß ich tun, auf daß die Schuld von ihm genommen werde? Kein Makel darf haften bleiben an dem Sohn des Mannes, der sein Leben

lang ein Ehrenmann war. Herr! Herr! Ich bin eine zu stolze Mutter gewesen, das laß mich jetzt büßen. — — Er wird mit ihr gekommen sein. (Geht hin, öffnet die Vorhänge, Erwin und Alexandra kommen.)

Fünfte Szene

Frau v. Eberti. Erwin. Alexandra. Anton (mit Gepäck). Alexandra geht langsam vor, bis in die Mitte der Bühne, bleibt stehen. Pause.

Erwin: Alexandra, dort steht meine Mutter.

Alexandra (bleibt unbeweglich).

Erwin (bittend): Geh zu ihr.

Alexandra (regt sich nicht).

Erwin (faßt sie beim Arm): Hörst du nicht?

Frau v. Eberti (tritt vor): Sie hat recht, ich hätte sie zuerst begrüßen sollen. (Zu Erwin:) Laß uns allein.

Erwin (raunt Alexandra zu): Denke daran, daß ich ihr heute um deinetwillen das Herz gebrochen habe. (Geht ins Schloß.)

Anton folgt, blickt zurück, macht Alexandra ein Zeichen.

Sechste Szene

Frau v. Eberti. Alexandra. Zum Schluß Erwin und Anton.

Frau v. Eberti (sanft): Wie nannte Sie mein Sohn?

Alexandra: Alexandra.

Frau v. Eberti: Kommen Sie zu mir, Alexandra, damit ich Ihr Gesicht erkenne. Ich habe schwache Augen.

Alexandra geht langsam zu ihr, bleibt vor ihr stehen. Pause.

Frau v. Eberti: Sie sind sehr schön. Sind Sie immer so blaß gewesen?

Alexandra: Immer. (Pause.)

Frau v. Eberti (sie betrachtend): Sie müssen viel gelitten haben. (Pause.) Sagten Sie etwas?

Alexandra: Nein.

Frau v. Eberti (seufzt auf): Lassen Sie uns dort hineingehen. Ich muß mich setzen.

Gehen in die Halle. Frau v. Eberti setzt sich, Alexandra bleibt stehen.

Frau v. Eberti: Mein Sohn hat mir alles gesagt; aber ich kenne Sie nicht. Sie müssen mir von sich erzählen, damit ich Sie kennenlerne.

Alexandra: Fragen Sie, ich werde antworten.

Frau v. Eberti: Ihre Eltern sind —

Alexandra: Meine Mutter gehörte einer herumreisenden Gauklergesellschaft an; von meinem Vater weiß ich nichts.

Frau v. Eberti: So sagte mir mein Sohn. Wie alt waren Sie, als mein Sohn Sie kennenlernte?

Alexandra: Gerade sechzehn Jahre geworden.

Frau v. Eberti: Wie verlebten Sie Ihre Kindheit?

Alexandra: Nicht wie andere Kinder: nicht spielend und mich freuend.

Frau v. Eberti: Ihre Heimat?

Alexandra: Die weite Welt. Immer von einem Ort zum anderen, immer wie gejagt, wie verfolgt.

Frau v. Eberti: Was trieben Sie?

Alexandra: Man lehrte mich frühzeitig allerhand Künste. Aber ich war sehr ungelehrig. So konnten sie mir zum Beispiel das Lächeln nicht beibringen. Damit ich vor dem Publikum zierlich lächeln sollte, wurde ich zu Hause geschlagen — als ganz junges Ding. Später ließ ich mich von keinem anrühren.

Frau v. Eberti: Sie waren —

Alexandra: Trotzig und stolz, dabei wild und rachsüchtig. Was ich wollte, das setzte ich durch.

Frau v. Eberti: Ihre Mutter liebte Sie sehr?

Alexandra: Sie schenkte mir das Leben und ließ es mir. Ich soll ihr dafür Dank schuldig sein.

Frau v. Eberti: Sie scheinen Ihre Mutter nicht sehr geliebt zu haben.

Alexandra: In meinem fünfzehnten Jahr wollte ich von ihr fortlaufen.

Frau v. Eberti: Warum wollten Sie das?

Alexandra: Weil ich schön gefunden wurde und weil meine Mutter darauf große Hoffnungen setzte.

Frau v. Eberti: O mein Gott! (Pause.) Und wie lernte mein Sohn Sie kennen?

Alexandra: Wir kamen in diese Gegend und gaben in der benachbarten Stadt Vorstellungen, Ihr Sohn sah zu, und —

Frau v. Eberti (abwehrend): Das andere weiß ich.

Alexandra (tritt ihr näher): Nein, das wissen Sie nicht! Überhaupt, was können Sie wissen? Was wissen die, die in Schlössern wohnen, von dem Jammer eines Lebens, wie es das meine gewesen von Kind an.

Frau v. Eberti (sanft): Ich sagte Ihnen, daß ich Sie kennenlernen wollte. Belehren Sie mich also. (Die Halle füllt Abendsonnenschein.)

Alexandra (starr vor sich hinblickend): Da ist ein Mädchen, blutjung, unwissend, unschuldig. Vom Himmel weiß sie wenig, so gut wie nichts, und von der Welt auch nicht viel mehr. Aber sie sehnt sich, etwas davon kennenzulernen; sie sehnt sich, etwas davon lieben zu dürfen: sie sehnt sich nach einem Herzen. Und mit der Sehnsucht kommen die Träume, die Wünsche, die Hoffnungen. Leise, ganz leise, gleich Räubern und Mördern, schleichen sie sich in die junge Seele; und plötzlich wird diese von Sehnsuchtsfluten durchtobt. Noch weiß sie selbst nicht, was sie so gewaltig wünscht, wohin sie so übermächtig gerissen wird. Aber schon haben die Augen eines Begehrlichen sie aufgespürt, schon beginnt die Jagd auf das menschliche Wild, schon erliegt dieses seinem Verfolger. Denn das eben ist das Fürchterliche: der erste Mann, den ein solches Mädchen liebt — verstehen Sie mich wohl, Frau Präsidentin — der erste Mann, den die Unglückliche liebt, ist ihr Verführer. Nicht wahr, davon wissen Sie nichts?

Frau v. Eberti (verstört): Nichts! Und es ist schrecklich, daß wir nichts davon wissen.

Alexandra: Aber ohne etwas davon zu wissen, verdammt ihr: Pfui, das verworfene Geschöpf! Fragt eure Männer, eure Söhne, eure Brüder, ob auch sie nichts davon wissen.

Frau v. Eberti: Unsere Männer, unsere Söhne, das lügen Sie!

Alexandra (überhörend): Denn es kommt ihnen gar nicht darauf an, wenn das Mädchen nur schön ist. Ob das arme Ding nachher unglücklich wird, was kümmert es sie? Haben sie es doch schlecht gemacht, ohne daß es sie gekümmert hätte.

Frau v. Eberti: Gott! Gott!

Alexandra: Ein Kind wird geboren. Zuweilen soll es vorkommen, daß eine solche Mutter ein Verbrechen begeht, einen — Mord. Sie wird angeklagt, sie wird gerichtet, nach dem Gesetz, das für solche „unnatürliche Mütter", wie man es nennt, von weisen und gerechten Männern eingesetzt worden. Eine solche Mutter verfällt dem Gesetz, aber der Vater — — Für den Vater gibt es kein Gesetz, keine Vergeltung. Verzeihen Sie, ich vergaß, daß ich zu der Witwe des Präsidenten von Eberti rede.

Frau v. Eberti: Und mein Sohn? War auch er —

Alexandra (ausbrechend): Ihr Sohn!? (Ruhig:) Wenn Sie erlauben, brechen wir hier das Gespräch ab.

Frau v. Eberti (erhebt sich mühsam): Ich möchte Sie nur noch das eine fragen:

Alexandra: Wie Sie befehlen.

Frau v. Eberti: Sie haben meinen Sohn sehr geliebt?

Alexandra: Frau Präsidentin!

Frau v. Eberti (angstvoll, dringend): Sie haben ihn sehr geliebt? Es ist seine Mutter, die Sie darnach frägt.

Alexandra: Nun denn, seiner Mutter will ich antworten. Ja, Frau Präsidentin, ich habe Ihren Sohn sehr geliebt; ich habe ihn so geliebt, daß mir ist, als hätte ich erst durch ihn mein Leben empfangen, ein Leben, das ich ihm hingegeben, Atemzug für Atemzug. Ich habe Ihren Sohn so geliebt, daß mir ist, als wäre ich jetzt ein Geschöpf ohne Seele. Erfahren Sie, gnädige Frau, daß ich von Ihrem Sohn forderte, mich zu Ihnen zu führen, damit an mir gesühnt würde, was an mir verbrochen worden ist, und das war Schlimmeres als Totschlag.

Frau v. Eberti (nach einer Pause): Sie haben recht getan, von meinem Sohne zu verlangen, seine Pflicht zu erfüllen; die meine kenne ich. Aber warum treten Sie mit Ihren Forderungen erst jetzt vor uns hin?

Alexandra: Ich konnte nicht früher kommen.

Frau v. Eberti: Was hinderte Sie?

Alexandra: Dinge, über die ich keine Macht besaß, die Sie erfahren werden.

Frau v. Eberti: Wann?

Alexandra: An dem Tage, da Ihr Sohn gesühnt haben wird. Aber vielleicht reut Sie Ihre Absicht.

Frau v. Eberti (vornehm): Ich sagte Ihnen, ich kenne meine Pflicht.

Anton kommt, dann Erwin.

Frau v. Eberti (zu Anton): Wo ist mein Sohn?

Anton: Dort kommt der Herr! (Frau. v. Eberti geht Erwin entgegen. Anton tritt zu Alexandra.) Das haben Sie gut gemacht! Ich werde schweigen. Vergessen Sie nur nicht — —

Alexandra (auf Frau v. Eberti deutend): Still!

Erwin: Vergab Sie mir?

Frau v. Eberti: Sie wird dir vergeben, denn deine Mutter hat deine Schuld auf sich genommen. (Feierlich:) Führe sie in dein Haus.

Erwin: Mutter! (Geht zu Alexandra:) Du hast gehört, was meine Mutter sagte? (Alexandra schweigt.)

Frau v. Eberti: Ich will zu ihr gehen. — — Es wird Nacht, Alexandra. Kommen Sie hinein. (Führt Alexandra dem Hause zu, aus welchem heller Schein auf die Gruppe fällt. Am Eingang bleibt sie stehen, wendet sich zurück:) Friede sei mit dir!

Alexandra tritt ein. Der Vorhang fällt.

Dritter Akt

Eine altertümliche Halle im Schloß. Im Hintergrund ein Erker, der fast die ganze Breite des Prospektes einnimmt. Man sieht durch die Fenster die winterliche Berglandschaft. Links vorn ein Kamin mit Feuer; davor ein Sessel. Nicht weit davon ein Tisch, mit Weihnachtsgebäck und leeren Schüsseln. Dem Kamin gegenüber das Fenster. Zu beiden Seiten des Erkers schräggestellte Flügeltüren. (Die Halle ist sechseckig gedacht.) Rechts und links in der Mitte der Seitenwände je eine andere Tür.

Erste Szene

Nacht. Auf dem Tisch eine Lampe. Hinter dem Gebirge geht der Mond auf. Am Tisch Frau v. Eberti, ein Buch in der Hand, lesend. Dann Charlotte.

Frau v. Eberti: . . . „Denn jede Schuld rächt sich auf Erden." (Legt das Buch hin. Pause.) Jede Schuld rächt sich auf Erden;

aber alle Schuld wird gesühnt, wird vergeben. Daß dem so ist, dafür feiern wir heute das Weihnachtsfest. Und mein Sohn nicht hier! Das erste Fest, welches ich ohne ihn feiere. Aber es ist besser so.

Charlotte (kommt von rechts).

Frau v. Eberti: Ist die Dame von ihrem Spaziergang zurückgekommen?

Charlotte: Nein, Frau Präsidentin.

Frau v. Eberti: Es ist gut.

Charlotte: Der Herr Doktor ist da.

Frau v. Eberti: Schnell herein! (Charlotte öffnet die Tür.)

Der Doktor kommt.

Frau v. Eberti: Aber, Doktor, selbst am Weihnachtsabend!

Zweite Szene

Frau v. Eberti. Arzt.

Arzt: Wollte nur in aller Eile nachfragen, wie es Ihnen geht, Frau Präsidentin?

Frau v. Eberti: Wie gewöhnlich, Doktor. Zum Frühling wird es wohl besser werden.

Arzt: Es bleibt bei der Verabredung: Das Weinen ist streng untersagt.

Frau v. Eberti: Als ob ich mir die Augen ausweinte! (Setzen sich an das Kamin.)

Arzt: Und Ihr schöner Gast? Eine außerordentlich interessante Persönlichkeit — nach allem, was man so hört.

Frau v. Eberti: Wie, Herr Doktor?

Arzt: Nach allem, was man von ihr erzählt. Die ganze Gegend ist ja voll davon.

Frau v. Eberti: Wovon?

Arzt: Sie dürfen uns das nicht verübeln. Wir leben so außer der Welt, die Dame ist so auffallend schön, so sonderbar interessant. Eine solche Erscheinung ist bei uns noch niemals gesehen worden.

Frau v. Eberti (mühsam): Die Dame ist nicht zum erstenmal in dieser Gegend.

Arzt: Was Sie sagen? Also hätten die Leute recht.

Frau v. Eberti (steht auf): Man wird Sie zu Hause erwarten, Herr Doktor.

Arzt: Wenn Sie gestatten, wärme ich mich noch einen Augenblick. Es ist heute abend eine schneidende Kälte, das echte Weihnachtswetter. (Pause.) Bei dem lebhaften Interesse, das ich an der schönen Frau nehme, begehe ich gewiß keine Indiskretion, wenn ich mich bei Ihnen näher erkundige. Sie wissen ja selbst: die Leute reden so viel. Wenn man ihnen alles glauben wollte, so —

Frau v. Eberti: Zuweilen haben die Leute recht.

Arzt: Aber, Frau Präsidentin! Die Leute behaupten, daß die Mutter Ihres schönen Gastes eine, hm! — Künstlerin gewesen sei.

Frau v. Eberti: Eine herumreisende Gauklerin.

Arzt: Merkwürdig. Nun, wir leben in einer vorurteilsfreien Zeit. (Pause.) Nach der Behauptung der Leute war ihr Vater —

Frau v. Eberti: Ein Ehrloser. Die Tochter kennt nicht einmal seinen Namen.

Arzt: Höchst merkwürdig. Aber das kommt zuweilen vor. (Pause.) Sie muß ein außerordentlich bewegtes Leben geführt haben — behaupten die Leute.

Frau v. Eberti: Sie war so unglücklich, einen Mann zu lieben, der sie verließ.

Arzt: Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Indessen man hat Beispiele. Unter uns gesagt, ich halte ihr Nervensystem für vollständig zerrüttet.

Frau v. Eberti (heftig erregt): Herr Doktor!

Arzt: Für vollständig zerrüttet. Bei einem so jungen, so schönen und so unglücklichen Geschöpf ein ganz besonders schmerzlicher Fall.

Frau v. Eberti: Ich hoffe, daß Sie zu schwarz sehen; denn sonst: Es wäre furchtbar.

Arzt: Die arme Person. Welches Glück für sie, daß sie in Ihrem Hause eine Zuflucht gefunden. Bei Ihrer mütterlichen Teilnahme für ihr Schicksal ist das Beste zu hoffen.

Frau v. Eberti: An mir soll es nicht fehlen.

Arzt (steht auf): Unzweifelhaft! Meine Frau teilt mein warmes Interesse für Ihren interessanten Gast; wenn Sie indessen wünschen, werde ich selbstredend sogar gegen meine Frau schweigen.

Frau v. Eberti: Ich wünsche, daß Sie gegen niemand schweigen, Herr Doktor; hören Sie, gegen niemand.

Arzt: Wie Sie befehlen. (Im Gehen:) Und wann erwarten Sie Ihren Herrn Sohn zurück?

Frau v. Eberti: Das vermag ich noch nicht zu sagen.

Arzt: Schade, schade, daß er grade jetzt fort sein muß; wir haben einen so köstlichen Winter. Wenn Sie ihm schreiben, bitte ich, meine ergebensten Empfehlungen auszurichten.

Frau v. Eberti: Als was habe ich meinem Sohn das Leiden unserer Freundin zu bezeichnen?

Arzt (trocken): Als Gemütsleiden.

Frau v. Eberti: Aber doch heilbar?

Arzt: Das kommt darauf an. Ich habe der schönen Frau gegen ihre schlaflosen Nächte wieder Opium verschreiben müssen und lasse ihr abermals die größte Vorsicht anempfehlen. Ein fröhliches Weihnachtsfest, Frau Präsidentin! (Geht.)

Frau v. Eberti (allein, ausbrechend): Es geht über meine Kräfte! Das sind die Folgen einer Tat, und die Tat wird gerächt. An wem gerächt? Zuweilen an dem ganz Unschuldigen.

Alexandra kommt.

Dritte Szene

Frau v. Eberti. Alexandra im Pelz, einen Schleier um.

Frau v. Eberti (ihr entgegen): Ich habe mich schon geängstigt.

Alexandra: Ich hielt's im Hause nicht aus. Die Decken senkten sich auf mich herab, die Mauern erdrückten mich. Ich mußte hinaus. Frei, frei! Ich mußte fühlen, daß ich frei sei. (Läßt sich auf einen Sessel beim Kamin nieder.)

Frau v. Eberti: Wo waren Sie?

Alexandra: Auf dem See. Es war herrlich! Das Wasser gefroren, die Bahn spiegelglatt. Ich schritt wie über einen Abgrund. Tief, tief sah ich hinab in den Riesensmaragd der

erstarrten Flut. Blickte ich auf, war's wie in einer Kirche. Alles strahlte! Ein Marmordom stand das Schneegebirge unter dem leuchtenden Himmelsgewölbe.

Frau v. Eberti: Sie sind wieder so aufgeregt!

Alexandra: Ich kam nach dem Fischerhaus. In der Wirtsstube machten sie Musik, sangen und jubelten. Als ich eintrat, wurden sie still. Ich setzte mich in eine Ecke. Die schöne Anna hatte Besuch von ihrem Schatz, dem Förster von Walddorf.

Frau v. Eberti: Ein glückliches Paar! (Seufzt.)

Alexandra (starrt ins Feuer): Dann ward es Nacht und ich mutterseelenallein auf dem See. Die blassen Berge standen um mich wie Leichen in schimmernden Totengewändern. Der gestirnte Himmel war der Sarg, der sich über ihnen schloß.

Frau v. Eberti: Welche schaurigen Einbildungen!

Alexandra (steht auf): Aber ich schwatze, und Sie haben heute alle Hände voll zu tun. Lassen Sie mich helfen.

Frau v. Eberti: Das wird Sie beruhigen. (Geht mit ihr zum Tisch.) Teilen Sie das Konfekt aus. Die großen Schüsseln bekommen die Kinder.

Alexandra: Darf ich auch von dem Marzipan für sie nehmen?

Frau v. Eberti: So viel Sie wollen. (Mit dem Austeilen beschäftigt.) Es heißt: Weihnachten sei das Fest der Kinder; aber eigentlich sollte man es das Fest der Mütter nennen, denn heute sind alle Mütter selig. (Pause, dann leise, zärtlich:) Wollen Sie mir nicht einmal von Ihrem Kind erzählen?

Alexandra (herb abweisend): Frau Präsidentin!

Frau v. Eberti: Nicht jetzt diesen Namen. Wenn ich selbst so lange gezaudert habe, auch Ihnen einen vertraulicheren Namen zu geben, verzeihen Sie mir das. Aber nicht nur mein Mund sollte Sie so nennen.

Alexandra: Wie meinen Sie das?

Frau v. Eberti: Muß ich es Ihnen erst sagen? Weshalb versuchte ich gleich, als Sie mir entgegentraten, in Ihr Inneres zu dringen? Weshalb ließ ich Sie von meinem Sohn in dieses Haus führen? Weshalb schickte ich ihn fort? Weshalb wollte ich mit Ihnen eine Zeitlang allein leben? Nun kenne ich Sie; aber nun zweifeln Sie auch nicht, daß alles gut werden wird.

Alexandra: Alles gut werden? Das glauben Sie ja selbst nicht.

Frau v. Eberti: Ich hoffe es.

Alexandra (mit großer Ruhe): Ich will Ihnen sagen, was Sie hoffen. Sie hoffen, daß Ihr Sohn mich in der Stadt, unter den Menschen zum zweitenmal vergißt, daß er, die Bekanntschaft anderer Frauen machend, mich mit anderen vergleicht: mit Frauen, die keine Vergangenheit besitzen, die in ihrem Leben keinen schwarzen Punkt haben. Wenn Sie Ihren Sohn lieben, müssen Sie das hoffen. — Lassen Sie mich ausreden! Als wüßte ich nicht, welches Bild Sie in Ihrem Herzen tragen: es ist ein Mädchenbild, jung und holdselig, mit Augen, aus denen eine himmlische Unschuld leuchtet, mit Lippen, auf denen die Keuschheit thront; denn so muß das Weib beschaffen sein, das Sie würdig finden, in diesem Hause mit einem vertraulichen Namen zu nennen. Und nun blicken Sie mich an. In keinem Zuge gleicht dieses Gesicht dem Bild in Ihrem Herzen. Aber Sie denken, mich anschauend: „Auch aus diesen Augen hat einst der Glanz der Unschuld geleuchtet, auch auf diesen Lippen hat einst die Jungfräulichkeit gelächelt. Da kam dein Sohn und küßte von diesen Lippen die Reinheit hinweg und löschte in diesen Augen die Himmelsflamme des Guten, und darum mußt du als Mutter und als Christin und weil du gerecht bist, dieses Weib in diesem Hause mit einem vertraulichen Namen grüßen. Aber in deinem Herzen hoffst und jeden Morgen und jeden Abend betest du mit aufgehobenen Händen: Herr, Herr, laß diesen Kelch an mir vorübergehen, öffne meines Sohnes Augen für eine andere, vollbringe das Wunder und lasse jene Frau Großmut empfinden, daß sie auf das Opfer meines Lebens verzichte, daß sie wieder geht, daß ihr mütterliches Blut sie von hinnen treibt, meinetwegen in die Arme eines anderen. Herr, Herr: laß alles gut werden!" So beten Sie jeden Morgen und Abend. Oder können Sie, die Sie die Wahrheit selbst sind, mir erwidern, es sei nicht so?

Frau v. Eberti: Es ist so.

Alexandra: Es ist so! Aber Gott wird Sie nicht erhören, Ihr Sohn wird mich lieben, ich werde bleiben, Sie werden gezwungen sein, Gerechtigkeit zu üben.

Frau v. Eberti: Sobald mein Sohn Sie liebt, sobald ich mich von seiner Liebe überzeugt haben werde, wird fortan mein Gebet sein: Herr, wende ihr Herz, Herr, lehre auch sie wieder zu lieben.

Alexandra: Das würden Sie? (In plötzlicher, heftiger Bewegung, Frau v. Eberti umfassend:) Sie Gütige, Heilige. — Stoßen Sie mich von sich, jagen Sie mich aus dem Hause, schützen Sie Ihren Sohn vor mir, bedenkend, wer ich bin, was ich bin. Doch das können Sie ja nicht wissen.

Frau v. Eberti: Ich weiß es: eine Unglückliche, an der eines anderen Schuld gerächt wird. (Pause.)

Alexandra: Kann ich noch etwas tun?

Frau v. Eberti: Es ist alles getan. Noch eine Bitte: Sie werden in Ihrem Zimmer ein helles Kleid finden: diese dunkle Farbe ist so traurig. Vielleicht machen Sie mir die Freude, sich heute abend festlich anzuziehen. Mir zuliebe.

Alexandra (sieht sie an): Ihnen zuliebe. (Geht ab nach links.)

Frau v. Eberti (allein): So war's recht: Wenn ich dereinstmals meinem Gatten in der Ewigkeit entgegentrete und ihm sage: „Das hat dein Sohn getan, und das tat die Mutter deines Sohnes", wird er mir antworten: „So war's recht!" Und vielleicht, — vielleicht, daß Gott mein Gebet doch erhört. (Schlittengeläut.) Was ist das? So spät noch ein Schlitten? Am heiligen Abend? Wer kann das sein? Wer anders als — mein Sohn! (Eilt mit ausgebreiteten Armen Erwin entgegen, der stürmisch von rechts hereintritt.)

Vierte Szene

Frau v. Eberti. Erwin.

Erwin (hereinstürmend): Da bin ich, Mutter, da bin ich wieder! Wo ist Alexandra?

Frau v. Eberti (glückselig): Mein lieber Sohn!

Erwin (ohne darauf zu hören): Wo ist sie?

Frau v. Eberti: Welche Weihnachtsfreude!

Erwin: Ist sie auf ihrem Zimmer?

Frau v. Eberti: Wer?

Erwin: Alexandra.

Frau v. Eberti (tritt von ihm zurück): Diesen Augenblick war sie noch hier.

Erwin: So will ich gleich —

Frau v. Eberti: Ohne deine Mutter nur begrüßt zu haben?

Erwin: Verzeih, Mutter. Wie geht dir's, Mutter? (Küßt sie flüchtig auf die Stirn; dann hastig:) Sie ist doch wohl?

Frau v. Eberti: Alexandra?

Erwin (ungeduldig): Wer sonst? Du bist seltsam.

Frau v. Eberti: Die Freude, dich so unerwartet wiederzusehen — am Weihnachtsabend! Du wußtest eben, was für ein trauriges Fest es ohne dich für mich sein würde.

Erwin: Gewiß, gewiß!

Frau v. Eberti: Da kamst du.

Erwin (seine Mutter umfassend): Hals über Kopf! Ich hatte solche Sehnsucht nach ihr, solche unaussprechliche, unsinnige Sehnsucht! (Die Präsidentin löst sich von ihm.) Kaum, daß ich's so lange ertrug. Ich sage dir, ich habe wahre Qualen ausgestanden. Jeden Tag länger fern von ihr, mußte ich mir förmlich abringen. Aber ich stehe noch immer hier — (Will fort.)

Frau v. Eberti: Hast du mir nichts zu sagen?

Erwin: Tausend Dinge, später.

Frau v. Eberti: Wir waren noch nie so lange getrennt.

Erwin (zerstreut): Wirklich nicht?

Frau v. Eberti: Du bist glücklich?

Erwin: Wenn du wüßtest —

Frau v. Eberti (abwehrend): Ich weiß.

Erwin: Selbst du kannst nicht wissen, wie ich sie liebe.

Frau v. Eberti: Du sagst es mir.

Erwin: Wenn sie mich wirklich nicht mehr liebte? Mutter, Mutter!

Frau v. Eberti (geht zu ihm): Ich liebe dich, mein Sohn.

Erwin: Was fange ich an, wenn sie mich nie mehr lieben sollte? (Wirft sich in einen Sessel.) Warum widersprichst du mir nicht? Warum machst du mir nicht Vorwürfe über meine Zweifel, meine Furcht? Aber, ich verstehe. (Wendet sich ab.)

Frau v. Eberti (mühsam): Lieber Sohn.

Erwin (bitter): Du bist eben auch wie alle Mütter. Ich gehöre ja nicht mehr dir allein. (Schürt das Feuer.) Wie ist sie gegen dich?

Frau v. Eberti: Gefügig und gut.

Erwin: Da siehst du's. O, sie hat eine große Seele!

Frau v. Eberti: Ich versuche nach besten Kräften sie für dich zu erziehen.

Erwin: Dessen bedarf es nicht. Eine Natur wie die ihre „erzieht" man nicht. Das ist fast, als ob du an die Natur selbst Hand anlegen wolltest. Laß doch den Felsen Fels sein; es ist kleinlich, daran herummeißeln zu wollen.

Frau v. Eberti: Ich verdiene deine Vorwürfe nicht.

Erwin: Vergib. Ich mußte in letzter Zeit so vieles begreifen und erkennen lernen, so vieles einsehen und bereuen. (Aufspringend.) Aber sie muß doch den Schlitten gehört haben. Was willst du, Mutter?

Frau v. Eberti: Hast du mir gar nichts auszurichten? Keine Grüße?

Erwin: Grüße? Von wem?

Frau v. Eberti: Von Tante Elisabeth und — (mühsam:) von deiner Cousine Irmgard.

Erwin (gleichgültig): Sie lassen beide herzlich grüßen. Daß ich nicht vergesse: die Geschenke, die ich für sie mitgebracht, liegen im Koffer.

Frau v. Eberti: Ich werde sogleich gehen und auspacken.

Erwin: Hier ist der Schlüssel.

Frau v. Eberti: Lieber Sohn.

Erwin: Mutter?

Frau v. Eberti: Ich muß dir etwas sagen. Es ist nur, damit du nicht erschrickst.

Erwin: Du quälst mich!

Frau v. Eberti: Du wirst sie etwas angegriffen finden, etwas — leidend.

Erwin: Meine Ahnung betrog mich nicht; sie ist krank!

Frau v. Eberti: Sie ist wohl. Nur ihre Nerven, ihr Gemüt.

Erwin: Mein Gott!

Frau v. Eberti: Der Doktor nimmt es durchaus nicht ernst. Nur muß sie endlich ruhig werden, nur müssen wir alles tun, ihr endlich Ruhe zu verschaffen.

Erwin: Gewiß müssen wir das.

Frau v. Eberti: Sie wird dir wahrscheinlich sehr gelassen entgegentreten.

Erwin: Gelassen?

Frau v. Eberti: Wir müssen eben Geduld haben.

Erwin: Du hast recht, Mutter. Ich danke dir für deine Geduld.

Frau v. Eberti (herb): Es ist meine Pflicht.

Erwin (aufhorchend): Dieses Mal täusche ich mich nicht; sie ist es.

Frau v. Eberti: Sei nur ja recht ruhig.

Erwin (schmerzlich): Ruhig! Ich will ihr auch gelassen entgegentreten, ich will auch Geduld haben.

Alexandra kommt von links.

Fünfte Szene

Vorige. Alexandra. Alexandra in einem sehr einfach gemachten mattfarbigen Seidenkleid (meergrün oder violett) mit kurzer Schleppe, weiße Weihnachtsrosen (sogenannte Christblumen) im Haar.

Erwin (geht ihr mit erzwungener Ruhe entgegen): Liebe Alexandra!

Alexandra (erbebt bei seinem Anblick; dann gelassen): Du bist da? (Gibt ihm die Hand.)

Frau v. Eberti (steht beobachtend auf der andern Seite).

Erwin (sie fassungslos anstarrend): Wie die lichte Seide dich kleidet! Und diese Blumen im Haar. Ich danke dir!

Alexandra: Weshalb?

Erwin: Weil du dich für mich geschmückt hast.

Alexandra: Für dich?

Erwin: Du wußtest eben doch, daß ich kommen würde.

Alexandra (nimmt die Blumen aus dem Haar, läßt sie fallen).

Erwin: Was tust du? Sie standen dir so wunderbar.

Alexandra: Sie drückten mich. (Geht an ihm vorüber.)

Frau v. Eberti (für sich): Kein freundliches Wort hat sie für ihn, keinen Blick, und ich — Nicht einmal geküßt hat er mich. (Alexandra geht zum Kamin, Erwin folgt ihr.)

Erwin: Ich habe dir viel zu sagen. (Spricht leise mit ihr.)

Frau v. Eberti (für sich): Ich will sie beide allein lassen. Er wird es gar nicht merken, daß ich gehe, merkt er doch nicht mehr, daß ich da bin. (Nähert sich der Tür.)

Erwin: Zwei Monate, daß ich dich nicht gesehen!

Alexandra: Ist's schon so lang?

Erwin: Eine Ewigkeit!

Frau v. Eberti (plötzlich sehr laut): Erwin!

Erwin (wendet sich um): Wünschest du etwas? Du hast doch den Schlüssel?

Frau v. Eberti: Ich gehe schon.

Alexandra (eilt ihr nach): Sie haben mich noch gar nicht angesehen; gefalle ich Ihnen so besser?

Erwin: Halte meine Mutter nicht auf, sie hat zu tun.

Frau v. Eberti (flüstert ihr zu): Seien Sie freundlich gegen ihn. Sie glauben nicht, wie er Sie liebt. (Geht.)

Sechste Szene

Erwin. Alexandra.

Erwin (auf Alexandra zugehend): Endlich sind wir allein!

Alexandra (kommt langsam von der Tür zurück).

Erwin: Du weinst?

Alexandra: Mich dauert die alte Frau.

Erwin: Weshalb?

Alexandra: Weil sie keinen Sohn mehr hat.

Erwin: In diesem Sinne müssen alle Mütter einmal aufhören, Söhne zu haben. Sie sind so selbstsüchtig in ihrer Liebe.

Alexandra: Meinst du?

Erwin (sie betrachtend): Ich wollte mir Zwang antun, wollte ruhig sein, aber —

Alexandra: Du kennst unseren Pakt.

Erwin (leidenschaftlich): Meine Liebe wirft ihn um! Laß mich um dich werben. Ich fühle mich wieder so jung! Wie ein ungestümer Jüngling will ich dein Herz bestürmen. Ach, ich war krank um dich.

Alexandra: Du liebst mich?

Erwin: Wie ein Sterbender das Leben liebt. Laß mich leben, Alexandra, laß uns leben.

Alexandra: Und die Vergangenheit?

Erwin: Was kümmert uns die? Was kümmert es uns, daß wir einmal waren? Wir sind, wir werden sein! Gegenwart und Zukunft sind unsere Götter. Die Vergangenheit ist ein Grab, wir aber sind im Licht der Sonne geblieben. Was murmelst du?

Alexandra (zuerst leise vor sich hin, dann bis zur höchsten Leidenschaft):

Ich folgte dir, von einem Sturm getrieben,
Von einer Windsbraut zu dir hingerissen;
Ich wär' gestorben, wenn ich wär' geblieben,
Und wollte doch so gern den Tag noch grüßen.
Ich folgte dir, gedrängt von einem Meere,
Von Wogenfluten an dein Herz gebettet;
Und glaubte, daß ich nun geborgen wäre,
Und wähnte mich gesichert und gerettet.
Ich folgte dir, gejagt von Glut und Flammen,
Und über mir schlug dann der Brand zusammen.

Erwin (nach einer Pause): Was sind das für Verse?

Alexandra (sich fassend): Ich las sie irgend einmal. Sie schienen eigens für mich gemacht zu sein.

Erwin: So hättest du mich geliebt?

Alexandra (sieht ihn groß an): Wundert dich das?

Erwin (nach Fassung ringend): Es ist unmöglich! (Jubelnd ausbrechend:) Es ist unmöglich, daß du mich nicht noch immer lieben solltest.

Alexandra: Ich begreife dich nicht.

Erwin (triumphierend): Du hast dich verraten. Es ist ja auch anders nicht denkbar. Wen du einmal liebst, den liebst du für immer.

Alexandra: Erwin!

Erwin: Mir ist alles klar geworden; in diesen Wochen, wo ich fern von dir war, wo dein Bild in meinem Herzen lebte,

wo ich dich lieben lernte, verehren, anbeten — Alles ist mir klar geworden. Aus Furcht vor der Sünde, dich zu lieben, beging ich die viel größere, dich zu verlassen. Du ahnst ja nicht, was für ein Mensch ich damals war. Ich wollte uns beide retten und verdarb uns beide. Du kannst dir keinen Begriff von der Lage machen, in der ich mich damals befand, von dem Wirrwarr, von dem Zwiespalt in mir. Was für ein elender Mensch war ich, die ganzen acht Jahre lang! Denn du mußt wissen, daß auch ich die ganze Zeit über gelitten habe, gelitten und — ich darf es wohl so nennen — und gebüßt.

Alexandra: Gelitten — gebüßt — auch du?

Erwin: Ich beredete mich, es sei die Einsamkeit, es sei mein tatenlos verbrachtes, unnützes Leben. Aber es war mein Kummer um dich, meine Sehnsucht nach dir, das Bewußtsein meiner Schuld gegen dich.

Alexandra (verstört): Du elend gewesen, du elend um mich, durch mich.

Erwin (geht auf sie zu): Ich liebe dich! (Will sie umfassen.)

Alexandra (wild): Laß mich.

Erwin: Alexandra!

Alexandra: Weißt du, weshalb ich dir in dieses Haus folgte?

Erwin: Beruhige dich.

Alexandra: Weißt du das?

Erwin: Ich beschwöre dich, sei ruhig.

Alexandra: Rächen wollte ich mich, ich, die Verführte, an dir, meinem Verführer; deshalb kam ich, deshalb blieb ich.

Erwin: Du bist außer dir.

Alexandra: Aber schon, da ich das erste Mal der alten Frau ins Gesicht sah, riß es an meinem Herzen. Warum mußtest du auch gerade eine solche Mutter haben?!

Erwin: Ich verstehe dich nicht.

Alexandra: Du gingst fort und ich lebte mit ihr in der Einsamkeit. Jeder ihrer mütterlichen Blicke stahl mir aus meinem Herzen einen Gedanken, der Rache gegen ihren Sohn brütete. Ich rang mit ihr. Mein Haß kämpfte mit ihrer Liebe. Was half mir's? Sie ist die Stärkere; denn sie ist die Bessere.

Erwin: Du sprichst in Rätseln.

Alexandra: Und nun kommst du und sagst mir: Auch ich habe gelitten, auch ich habe gebüßt. Aber ich glaube dir nicht. Es ist gelogen, es muß gelogen sein.

Erwin (der sich umgesehen hat): Meine Mutter!

Alexandra: Sie darf nichts wissen. (Geht zu Erwin:) Sei freundlich gegen sie; du glaubst nicht, wie sie dich liebt.

Erwin: Du bist so gut!

Frau v. Eberti kommt.

Siebente Szene

Vorige. Frau v. Eberti in einem altmodischen schwarzen Seidenkleid, eine Haube mit Blumen auf; dann Christoph. Charlotte. Bauer Gerland. Dienstboten. Landvolk. Kinder.

Frau v. Eberti: Es ist alles zur Bescherung bereit; die Leute warten längst. Wenn es euch also recht ist — —

Erwin: Gute Mutter. (Küßt sie herzlich.)

Frau v. Eberti (glückstrahlend): Mein lieber, lieber Sohn!

Erwin: Soll ich die Leute hereinlassen?

Frau v. Eberti: Erst muß geklingelt werden. (Geht zum Tisch, klingelt.)

Dienstboten kommen von links, mit Armleuchtern. Christoph öffnet die beiden Türen zu jeder Seite des Erkers. Man sieht in jedem Zimmer eine gedeckte Tafel mit Tannenbäumen und Geschenken. Charlotte und die anderen Mädchen tragen auf einen Wink der Frau v. Eberti die Schüsseln mit Backwerk in das Zimmer links, stellen sie auf den Tisch, Frau v. Eberti klingelt zum zweiten- und drittenmal. Christoph geht und öffnet die Flügeltür rechts. Festtäglich gekleidetes Landvolk mit Kindern. Bauer Gerland.

Frau v. Eberti: Da geht hinein, Leute. Freut euch nur recht, denn es wird euch mit Freuden gegeben. (Nimmt zwei Kinder bei der Hand:) Kommt, Kinder! (Frau v. Eberti geht mit den Kindern in das Zimmer links. Erwin führt die übrigen nach. Man sieht die Leute an den Tisch treten. Frau v. Eberti führt sie an ihre Plätze. Die Dienstboten sind gleichfalls hineingegangen.)

Achte Szene

Alexandra allein; später Gerland. Zuletzt ein Kind.

Alexandra: Mir ist, als wäre ich lebendig begraben. Die Schollen drücken auf mich, aber keine Hand kann ich rühren,

sie abzuwälzen. (Pause.) Wie sagte er? „Es ist unmöglich, daß du mich nicht noch immer lieben solltest.“ Als ich ihn heute plötzlich wieder sah, plötzlich seine Stimme wieder hörte, was ging da in mir vor? Er hat auch gelitten, er hat auch gebüßt. (Auffahrend:) Ich will fort! Ich will meine Rache aufgeben, ich will das Verbrechen, das an mir begangen worden, ungesühnt lassen, ich will ein Weib sein, wie tausend andere sind, die auch lieben und verlassen werden, die auch vergeben und vergessen. (Tut einige Schritte, bleibt stehen.) Wie die Lichter strahlen, wie sie feiern und sich freuen. Ach, und die Kinder! Da stehen sie und staunen. Dort die junge Bäuerin. Ist das eine reiche, gesegnete Frau! Zwei hängen ihr an der Schürze und das Jüngste am Arm. Wie das mit den Beinchen strampelt, die Ärmchen ausstreckt und nach den Lichtern langt. (Nähert sich immer mehr der Tür.) Ein einziges Mal möchte ich das Kind an meine Brust drücken. (Bleibt stehen.) Grausen würde mich packen. (Langsam zurückweichend. Dann ausbrechend:) Gott! Gott! Ich bin ja auch dein Geschöpf, und da stehe ich, verbannt und ausgeschlossen von allem, was Menschen erfreut und beglückt, eine Verbrecherin an der Schwelle eines Heiligtums. Ich will mich fortschleichen, ganz sacht, ganz heimlich.

Gerland kommt.

Gerland: Warum so allein?

Alexandra (geht zu ihm): Ihr meint es gut mit mir.

Gerland: Keiner kann's besser mit Ihnen meinen.

Alexandra: Ich weiß. Ihr wart von der ersten Stunde an mein Freund.

Gerland: Das war ich.

Alexandra: Ihr werdet nichts Schlechtes von mir denken.

Gerland: Das wäre ja schändlich.

Alexandra: Auch dann nicht, wenn Ihr Schlechtes über mich zu hören bekommt.

Gerland: Sie müssen nicht so sprechen.

Alexandra: Ich möchte gern Einen hier zurücklassen, der Gutes von mir denkt.

Gerland: Wollen Sie fort?

Alexandra: Verdammt mich nicht auch.

Gerland: Für wen halten Sie mich? Ich bin ein Bauer, kein Pfaff.

Alexandra: Wenn seine Mutter mich verdammen sollte, so sagt ihr —

Gerland: Was sind das für Reden!

Alexandra: Es wäre ihr zuliebe geschehen. Hört Ihr wohl, ihr zuliebe.

Gerland: Ihr zuliebe?

Alexandra: So sagt seiner Mutter morgen von mir. (Geht von ihm fort.)

Gerland (sieht ihr nach, schüttelt den Kopf, für sich): Ich will es ihr doch lieber gleich sagen. (Geht hinein; man sieht ihn mit Frau v. Eberti sprechen. Ein Kind kommt.)

Alexandra: Was willst du, mein Kind?

Kind: Du sollst hineinkommen. Komm! (Faßt sie bei der Hand.)

Alexandra (kniet neben dem Kind nieder): Wie heißest du, liebes Kind?

Kind: Ei, ich bin ja das Mariele.

Alexandra: Und wie alt bist du?

Kind: Zu Ostern werd' ich acht Jahre.

Alexandra: Acht Jahre —

Kind: Ich gehe auch schon in die Schule.

Alexandra (bebend): Fürchtest du dich denn nicht vor mir?

Kind: Du bist ja so gut. (Umarmt sie.)

Alexandra (reißt das Kind an sich, bedeckt es mit Küssen, schluchzt und weint).

Kind: Was fehlt dir?

Alexandra: Daß ich deine Mutter wäre!

Kind (angstvoll, sucht sich loszumachen): Nein! Nein!

Alexandra (steht auf, faßt sich): Geh zu deiner Mutter, mein Kind. Ich komme gleich.

Das Kind läuft fort.

Neunte Szene

Alexandra. Frau v. Eberti. Zum Schluß Erwin. Gerland. Volk.

Alexandra: Und nun fort! fort! (Frau v. Eberti steht vor ihr.)

Frau v. Eberti: Sie wollen fort? Wohin wollen Sie?

Alexandra (murmelt): Ich bin — ich fühle mich —

Frau v. Eberti: Ist es wahr, daß Sie uns verlassen wollen?

Alexandra (nach einer Pause): Ja.

Frau v. Eberti: Heimlich verlassen?

Alexandra: Ja.

Frau v. Eberti: Und warum? (Alexandra schweigt.) War ich hart gegen Sie, ungerecht? (Alexandra macht eine heftig abwehrende Bewegung.) Oder liebt mein Sohn Sie nicht? Will er an Ihnen nicht wieder gutmachen, was er an Ihnen verbrochen hat? Warum also? Bedenken Sie wohl: in Ihrer Hand liegt unser Schicksal.

Alexandra: Eben deshalb muß ich gehen.

Frau v. Eberti: Eben deshalb müssen Sie bleiben. Ich lege das Glück meines Sohnes in Ihre Hände.

Alexandra: Lassen Sie mich fort! Gleich jetzt, gleich diesen Augenblick.

Frau v. Eberti: Wir dürfen von Ihnen nicht fordern, aber bitten können wir Sie. Ich bitte Sie, ich bitte Sie sowohl für meinen Sohn wie für mich selbst.

Alexandra: Sie bitten mich?!

Frau v. Eberti: Nachdem ich mich vorhin überzeugt habe, daß mein Sohn Sie liebt, nachdem ich jetzt erfahren habe, daß Gott Ihr Herz gewendet hat und auch Sie meinen Sohn lieben!

Alexandra (außer sich): Wenn Sie mich zurückhalten, wenn Sie mich nicht gehen lassen, nicht gleich, diesen Augenblick, Sie werden es zu verantworten haben.

Frau v. Eberti: Das werde ich, das will ich.

Alexandra: Ich bin verloren. (Wirft sich nieder.)

Frau v. Eberti (feierlich): Du bist gerettet! (Geht zu ihr, zieht sie empor, führt sie in den Erker, öffnet ein Fenster. Man hört fernes Glockengeläut und sieht das erleuchtete Dorf mit der Kirche. Beide Gestalten werden hell vom Mond beschienen.)

Frau v. Eberti: Sie läuten die heilige Nacht ein. Horch! wie weihevoll es die Stille durchklingt. Die Töne sind's, die uns die Botschaft verkünden: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“ Alle vernehmen das Evangelium; willst du

allein es nicht hören? „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen." Auch dir ward heute der Heiland geboren!

Pause, das Geläute vertönt, Erwin kommt.

Erwin: Wo bleibt ihr so lange? (Steht, blickt von der einen zur andern:) Mutter — Alexandra — Mutter!

Frau v. Eberti: Laß alle hereinkommen, damit alle sehen, welches Geschenk mir heute der Himmel beschert hat: eine Tochter!

Erwin: Alexandra!

Alexandra: Auch mir ward heute der Heiland geboren. (Sinkt in die Knie.)

Während die Leute hereindrängen, fällt der Vorhang.

Vierter Akt

Im Schloß. Ein altmodisch, aber behaglich ausgestattetes, kleines Zimmer. Im Hintergrund Bogentüren, die auf eine Terrasse hinausführen. Rechts und links je zwei Türen. Links ein Kamin, davor ein Diwan. Auf dem Tische Armleuchter und Teemaschine mit Tassen. Eine Schale mit Blumen.

Erste Szene

Dr. Andrea am Kamin, rechts seitlich kommt Christoph durch die hintere Türe.

Andrea (steht auf): Nun?

Christoph: Ich gab die Karte des Herrn Rechtsanwaltes ab.

Andrea: Doch mit dem Bemerken, daß ich die Dame nur auf einen Augenblick zu sprechen wünsche — allein, in einer Sache von Wichtigkeit.

Christoph: Das Fräulein wird sogleich erscheinen.

Andrea: Sonst haben Sie niemandem von meiner Ankunft gesagt?

Christoph: Nur dem Fräulein.

Andrea: Am Weihnachtsabend würde ein Fremder sehr stören. Geht es hier in den Saal?

Christoph (rechts deutend): Hier geht es in die Zimmer des

Herrn, dort (nach links deutend) wohnt die Frau Präsidentin und nebenan schläft das Fräulein. Die Herrschaften sind drüben im Saal sehr in Anspruch genommen; es wird nämlich heute bei uns ein großes Fest gefeiert.

Andrea: Nun ja, Weihnachten.

Christoph: Und Verlobung.

Andrea: Hat Herr von Eberti sich verlobt?

Christoph: Heute abend.

Andrea: Mit wem?

Christoph: Mit dem Fräulein. Da kommt sie. (Geht, Alexandra kommt.)

Zweite Szene

Dr. Andrea. Alexandra. Zum Schluß Christoph.

Alexandra: Sie hier, am Weihnachtsabend?!

Andrea: Das überrascht Sie. Ich kann doch hier mit Ihnen sprechen, ohne daß wir gestört werden?

Alexandra: Es kommt niemand.

Andrea: Das Wiedersehen mit einem alten Freunde scheint Sie nicht gerade übermäßig zu freuen. Wie Sie zittern!

Alexandra (setzt sich): Ich muß Ihnen sehr undankbar erscheinen, aber vorhin bei Ihrem Namen, ach, mein Freund! die ganze Vergangenheit stieg plötzlich mit dem Namen vor mir auf, in einer so entsetzlichen Wirklichkeit, daß ich einen Augenblick glaubte, von Sinnen kommen zu müssen. Plötzlich kamen sie angeschlichen, wie eine Bande von Mördern und Würgengeln, jene gräßlichen sieben Jahre meines Lebens. Plötzlich versank alles um mich: die festlichen Lichter, die glücklichen Menschengesichter. Alles wie ausgelöscht und dahingeschwunden! Öde Mauern stiegen um mich auf, fürchterliche Wände, die mich umfangen hielten, denen ich nicht zu entrinnen vermochte. Ich sah mich selbst, ich sah mich wieder, in jenem entsetzlichen grauen Gewand, das Haar unter der schwarzen Haube verborgen. Ich hörte das Klirren eines Schlüsselbundes — alles in dem Augenblick, da ich Ihren Namen las. (Pause.) Aber Sie sagen ja nichts! Sie lachen ja nicht! So lachen Sie mich doch aus über meine Phantasien.

Andrea (sehr ernst): Phantasien sind gefährlich. (Setzt sich ihr gegenüber.)

Alexandra: Nicht wahr? Der Mensch sollte nicht so viel über seine Vergangenheit nachdenken — namentlich nicht, wenn er eine Vergangenheit hat.

Andrea: Es ist noch nicht lange her, daß Sie nur der Vergangenheit leben wollten.

Alexandra (sieht ihn groß an): Wie, noch nicht lange? Wissen Sie nicht, daß durch eine Stunde, durch einen Augenblick Jahre zwischen heute und gestern gewälzt werden können? daß ein Augenblick ein ganzes Dasein umzustoßen vermag?

Andrea: Und einen solchen Augenblick erlebten Sie?

Alexandra (leise): Ja. Und es ist ein neues Leben, das damit für mich begonnen hat.

Andrea: Ein neues Leben? Für Sie!

Alexandra (steht auf): Es ist noch nicht lange her, daß Sie mir sagten: es liegt vor Ihnen. Nun denn, mein Freund: es liegt vor mir! Als eine Wiedergeborene, noch geblendet von dem Glanz des neuen Tages, trete ich hinein.

Andrea (nach einer Pause): Dieses festliche Kleid, diese verzückte Stimmung. Sie haben also Ihre Absicht erreicht?

Alexandra: Welche Absicht?

Andrea: Die Absicht, sich an Herrn von Eberti zu rächen. Als ich ankam, teilte man mir mit, Sie hätten sich heute abend verlobt — mit Herrn von Eberti. (Pause.) Ist das wahr?

Alexandra (sieht ihn unverwandt an): Nun ja: es ist wahr. Seine Mutter verlobte mich heute abend mit ihm.

Andrea: Aus Haß werden Sie das Weib eines Mannes, den Sie einst liebten?

Alexandra (wie oben): Aus Haß.

Andrea (steht auf): Und wenn Sie sein Weib geworden sind, werden Sie vor ihn hintreten und sagen: das habe ich getan, das habe ich tun wollen, dafür ward ich verurteilt; und das alles ist dein Werk! So werden Sie Ihrem Manne sagen?

Alexandra (starrt ihn entsetzt an, will reden, vermag es nicht).

Andrea: Was sind Sie für eine Frau! Um im Namen aller

jener Hunderten von Betrogenen und Verlassenen Rache zu nehmen, begehen Sie diese ungeheuerliche Tat.

Alexandra (stöhnt auf, bedeckt das Gesicht mit den Händen).

Andrea: Alexandra!

Alexandra (nimmt die Hände vom Gesicht): Ich weiß, warum Sie gekommen sind: Sie sind gekommen, um uns zu verderben, mich und ihn.

Andrea: Und ihn? Wen? Den Mann, den Sie hassen?

Alexandra: Den ich liebe.

Andrea (ruhig): Also, Sie lieben ihn? Nun, das habe ich erwartet, und weil ich es erwartet habe, bin ich gekommen.

Alexandra: Aber doch gekommen, um uns zu verderben?

Andrea: Darüber sollen Sie gleich selbst urteilen. Zuerst sagen Sie mir: wie haben Sie es sich gedacht, nun Sie Ihren Verlobten lieben. Werden Sie ihm auch jetzt alles sagen?

Alexandra: Unmöglich, wie könnte ich? Das müssen Sie doch selbst einsehen. Es wäre fürchterlich, unmenschlich! Es läßt sich nicht ausdenken. Übrigens habe ich noch gar nicht darüber nachgedacht, ich bin ja noch gar nicht zur Besinnung gekommen, ich bin ja noch immer wie im Traum.

Andrea (tritt auf sie zu, stark): Erwachen Sie!

Alexandra (mit einer Gebärde der Angst): Bitte, bitte.

Andrea: Kommen Sie zur Besinnung!

Alexandra: O, still.

Andrea: Alexandra!

Alexandra: Warum rufen Sie mich so an?

Andrea: Sehen Sie den Abgrund zu Ihren Füßen!

Alexandra: Ich sehe ihn, ich sehe ihn deutlich, aber — Ich bin ja unschuldig; Sie wissen, daß ich es bin.

Andrea: Ich weiß es; aber weiß es die Welt? Und wenn sie es wüßte, würde die Welt es glauben?

Alexandra: Was kümmert mich die Welt!

Andrea: Und den Mann, den Sie lieben, kümmert es auch den nicht?

Alexandra: Er erfährt es ja nie, er erfährt es niemals.

Andrea: Er kann es jeden Tag durch einen Zufall erfahren. Und was dann?

Alexandra: Er wird mir glauben, daß ich unschuldig bin.

Andrea: Ohne Zweifel wird er das, und gerade weil er Ihnen glauben wird, müssen Sie es ihm sagen.

Alexandra: Ich?!

Andrea: Und das heute noch.

Alexandra: Wie, heute noch? Ich es ihm heute noch sagen, wo ich erst heute — — Das ist unmöglich, das tue ich nicht, niemals, niemals!

Andrea: Ich hoffe, daß Sie sich eines anderen besinnen werden. Aber Sie begreifen doch, daß es Ihnen nichts hilft, die Tat nicht begangen zu haben, daß allein der Umstand, der Tat angeklagt und schuldig befunden worden zu sein, Sie von dem Mann, den Sie lieben — Alexandra, hören Sie wohl: von dem Manne, den Sie lieben, unerbittlich trennt! Nicht wahr: Sie begreifen das?

Alexandra: Ja! Ja! Ja!

Andrea (zieht ein Papier aus der Tasche): Nun denn, Sie sollen ihn behalten.

Alexandra: Was sagen Sie?

Andrea: Lesen Sie!

Alexandra: Die Buchstaben tanzen mir vor den Augen. Was enthält das Schreiben?

Andrea: Ihre Rehabilitation.

Alexandra: Meine — (Die Stimme versagt ihr.)

Andrea: Den Beweis Ihrer Unschuld!

Alexandra (fängt an, konvulsivisch zu schluchzen).

Andrea: Beruhigen Sie sich. Armes Weib! Liebe Freundin, Alexandra. So hören Sie doch! Ich muß sogleich fort.

Alexandra: Ich bin ganz ruhig. Reden Sie. Aus Barmherzigkeit, reden Sie! Aber lassen Sie mir dabei Ihre Hand. Sie setzen sich.)

Andrea: Als ich erfuhr, es sei der Sohn des Präsidenten von Eberti gewesen, der Sie ins Verderben gestürzt, wurde ich einen Moment zweifelhaft, ob ich Sie Ihren Weg nicht nehmen lassen sollte; denn Sie müssen wissen, daß der Vater des Herrn von Eberti durch sein starres Festhalten an dem Buchstaben des Gesetzes unter uns Juristen geradezu berüchtigt ist. Wie

gesagt, einen Augenblick war ich schwankend. Kaum jedoch waren Sie mir aus den Augen, als ich die ganze Tragweite Ihres Schrittes übersah: Sie würden lieben, Sie würden einem entsetzlichen Verhängnis verfallen. Nur eines konnte Sie retten, der Ausweis Ihrer Unschuld. Ich ging nochmals die Akten Ihres Prozesses durch; ich besaß Ihre Briefe, in denen Sie mir auf mein Verlangen ein klares Bild Ihres Seelenzustandes entworfen hatten; es gelang mir, eine Persönlichkeit von großem Einfluß für Sie zu interessieren; ich hatte mir von Ihnen eine Vollmacht ausstellen lassen, die es mir ermöglichte, eine Wiederaufnahme des Prozeßverfahrens anzustrengen, ohne daß dabei Ihre Anwesenheit notwendig war — genug: vorgestern traf die Entscheidung ein. Was konnte ich andres tun, als sogleich abzureisen, um Ihnen persönlich mein Weihnachtsgeschenk zu bringen: ein neues Leben.

Alexandra: Ein neues Leben! Gerettet, gerettet!

Andrea: Und jetzt gehen Sie zu Ihrem Verlobten und sagen ihm alles.

Alexandra: Wie, auch jetzt noch? Wozu jetzt noch?

Andrea: Oder soll ich es für Sie tun?

Alexandra: Meine Unschuld ist erwiesen.

Andrea: Eben darum. Jetzt kommt es nur auf die Stärke Ihrer Liebe an, und dieser dürfen Sie ja wohl alles zutrauen. Mit der ganzen Gewalt Ihrer Liebe treten Sie für sich und Ihr beiderseitiges Lebensglück ein.

Alexandra: So hören Sie doch! Was wollen Sie, Christoph? (Christoph ist gekommen.)

Christoph: Man sucht im ganzen Schlosse nach Ihnen.

Alexandra: Sagen Sie, daß ich kommen würde.

Christoph geht.

Andrea: Noch einmal, lassen Sie es mich für Sie tun.

Alexandra: Wenn es sein muß, will ich es selbst.

Andrea: Ihr feierliches Versprechen. Geben Sie mir die Hand darauf. (Alexandra gibt sie zaudernd.) Und nun leben Sie wohl.

Alexandra: Denken Sie immer daran: Sie haben mir ein neues Leben gegeben, Sie haben mich gerettet.

Andrea: Ich darf Sie ruhig verlassen? Sie halten Ihr Versprechen? (Alexandra bejaht.) Dann — seien Sie glücklich.

Geht rechts durch die hintere Tür.

Alexandra (allein): Es Erwin sagen. — — Ich kann nicht! Aber er hat recht, es muß sein: Alles hängt davon ab. Die Worte werden mir nicht über die Lippen wollen. Dennoch muß es geschehen. Mut, Mut! Dieses Papier bezeugt meine Unschuld; ich brauche ihm nur dieses Papier zu geben und — Wer kommt? (Verbirgt hastig das Papier.) Es versetzt mir den Atem, es erstickt mich. — — Erwin!

Erwin ist eingetreten.

Dritte Szene

Alexandra. Erwin.

Erwin: Wo bleibst du?

Alexandra: Es wünschte mich jemand zu sprechen. Wo ist deine Mutter?

Erwin: In ihrem Zimmer.

Alexandra: Ich will zu ihr.

Erwin: Sie kommt zum Tee her.

Alexandra: So bleibe ich. Auch muß ich mit dir sprechen. Ich habe dir vieles zu sagen, du mußt mich ruhig anhören.

Erwin: Setzen wir uns.

Alexandra: Ich will hier am Kamin bleiben, mich friert. Setze dich dort drüben hin.

Erwin: So weit von dir.

Alexandra: Ich bitte dich.

Erwin: Wenn du mich bittest — — Nun kehrst du mir gar den Rücken zu! Laß mich dich wenigstens ansehen. (Alexandra wendet sich halb zu Erwin. Pause.) Weißt du, daß du mich zu einem neuen Menschen gemacht hast?

Alexandra: Ich?!

Erwin: Wer sonst? Wem anders als dir verdanke ich die Umwandlung, die mit mir vorgegangen ist? Ein neues Leben liegt vor mir.

Alexandra (vor sich hin): Ein neues Leben.

Erwin: Welch ein Weihnachtsfest! Mir ist's, als müsse Ostern sein und wir die Auferstehung feiern, unsere eigene. Warum fährst du mit der Hand an deine Brust? Hast du Schmerzen?

Alexandra (die das Papier vorziehen wollte): Mein Herz schlägt so. (Pause.)

Erwin: Darf ich noch immer nicht kommen?

Alexandra (sitzt mit geschlossenen Augen, fährt auf, ruft angstvoll): Erwin! (Erwin geht zu ihr.) Was willst du?

Erwin: Du riefst mich.

Alexandra: Erst mußt du mich hören. (Steht auf.)

Erwin: Erst muß ich dich küssen.

Alexandra (weicht zurück): Nicht eher, als bis du weißt, als bis ich dir gesagt habe —

Erwin: Daß du mich liebst. Ist es das, was ich von dir hören soll? Du hast recht, ich muß es erst hören, um es begreifen zu können.

Auf der Terrasse wird Anton sichtbar.

Alexandra (ohne sich Erwin zu nähern, erhebt die Hände): Verzeih mir.

Erwin: Was sollte ich dir wohl verzeihen?

Alexandra: Daß ich in deinen Weg trat, nicht voller Liebe, sondern voller Haß; denn du mußt wissen, daß ich dich verderben wollte.

Erwin: Deine alten Phantasien! Das ist ja alles vorbei.

Alexandra: Ja, das ist alles vorbei. Du liebst mich, du bist glücklich, du stößest mich nicht fort, du lässest mich an deinem Herzen ruhen, du lässest es mich an deinem Herzen büßen. (Eilt zu ihm.)

Erwin: Aber Liebchen!

Alexandra: Dank, Dank! Mein Leben lang dir zu Füßen. (Gleitet vor ihm nieder.)

Erwin (hebt sie auf, leise): Du wolltest mir etwas sagen.

Alexandra: Nicht heute, nicht jetzt.

Erwin: Ich bestehe darauf. Was war's?

Alexandra: Nichts von Bedeutung.

Erwin: Ich will es wissen.

Alexandra: Du weißt es bereits.

Erwin: Wie?

Alexandra (ihn leidenschaftlich umschlingend): Daß ich dich liebe, daß ich nicht von dir lassen kann, daß ich mich an dich klammere, sieh: so, so!

Erwin: Daß man so glücklich sein kann! (Pause.)

Alexandra (leise, schüchtern): Ich habe eine Bitte.

Erwin: Nun?

Alexandra: Ich möchte gern fort von hier, weit fort. Auf recht lange möchte ich fort und recht bald, am liebsten morgen schon. Ich habe so viel leiden müssen, das will ich nun vergessen: zusammen mit dir, unter einem fremden Himmel, wo niemand uns kennt, wo wir leben, ruhig, friedlich, glücklich, endlos glücklich. Erfüllst du mir meine Bitte?

Erwin: Du kannst fragen? Heute noch wollen wir alles besprechen und bestimmen. Nichts hält uns hier. Wir können jeden Tag reisen, unser Bund kann auch dort geschlossen werden: in Rom, auf dem Kapitol! Ich will doch gleich Bücher holen, Landkarten und die Notizen meiner italienischen Reise. Die lese ich dir heute abend vor. Wir wollen Pläne machen, wir wollen fabulieren. Ich komme gleich wieder. (Ab nach rechts.)

Alexandra (allein): Ich konnte es nicht, ich werde es niemals können; niemals darf er es wissen. (Kniet nieder.) Nur dieses Mal sei mir gnädig, nur dieses Mal steh mir bei. Gott, ich bitte dich, Herr Gott, ich flehe dich an. Höre mich, höre mich. (Liegt im Gebet versunken.)

Anton öffnet leise die Tür der Terrasse, schließt hinter sich, schleicht sich bis zu Alexandra vor.

Vierte Szene

Alexandra. Anton. Diese ganze Szene wird mit unterdrückter Stimme gespielt.

Anton (rüttelt Alexandra): He, junge Braut.

Alexandra (fährt in die Höhe, sieht Anton, kreischt auf, springt empor, eilt nach der Tür, durch welche Erwin gegangen, stellt sich davor).

Anton (folgt ihr): Ganz recht: dahinein will ich.

Alexandra: Was wollen Sie?

Anton: Dahinein will ich.

Alexandra: Sie wollen es ihm sagen?

Anton: Ich sagte es Ihnen gleich damals: ehe ich Sie ihm noch einmal lasse, eher begehe ich einen Totschlag.

Alexandra: So töten Sie mich!

Anton: Was hätte ich davon? Aber losbringen will ich Sie von ihm und sollte es ihm und Ihnen das Herz zermalmen. (Tritt ihr näher.) Also das war die Absicht? Frau von Eberti wollte man werden.

Alexandra: Augenblicklich verlassen Sie dieses Zimmer, oder ich rufe.

Anton (laut): Desto besser, so käme Herr von Eberti hierher, so würde ich es ihm hier sagen können.

Alexandra: Schweigen Sie! Nebenan ist seine Mutter.

Anton: Was tut das?

Alexandra: Sie elender —

Anton: Narr, wollen Sie sagen. Sie haben recht: das bin ich — ein elender Narr. Ich elender Narr hielt Sie für besser, als Sie waren; denn ich elender Narr dachte, jetzt wird sie es ihm vergelten. Sie wird ihn quälen, martern, toll machen und dann — laufen lassen. Aber eine ist wie die andere. Ich hätte mir's denken können.

Alexandra: Gehen Sie!

Anton: Augenblicklich, sobald ich's ihm gesagt haben werde. Es müßte denn sein —

Alexandra: Was? was?

Anton: Es müßte denn sein, daß Sie wieder zu meiner Mutter in den Wald kämen. Sie würden dieses Mal freilich mit meinem Besuche vorliebnehmen müssen. (Will sie umfassen.)

Alexandra (stößt ihn fort): Rühren Sie mich nicht an!

Anton (nach einer Pause): Stehen die Sachen so? Nicht nur geheiratet wird, man liebt auch — — 's ist genug geschwatzt. Lassen Sie mich hinein.

Alexandra: Ich würge mich vor Ihren Augen. Sehen Sie, mit meinen Haaren. (Reißt sich ihr Haar herab, schlingt es um den Hals.)

Anton: Sie haben Übung darin.

Alexandra (läßt die Arme wie gelähmt fallen, sinkt mit dem Kopf gegen die Tür).

Anton: Wenn Sie durchaus da stehen bleiben wollen — (Tritt fort.) Seine Mutter ist nebenan. (Geht hin.)

Alexandra (stürzt ihm nach): Bleiben Sie!

Anton (dreht sich nach ihr um): Seine Mutter kann es ihm sagen! (Er klopft an.)

Frau v. Eberti (von innen): Herein!

Anton (geht ins Zimmer, schließt die Tür).

Alexandra (steht in der Mitte, die Augen starr auf die geschlossene Tür geheftet): Jetzt steht er vor ihr — jetzt frägt sie ihn, was er will — jetzt sagt er es ihr. (Pause.) Gräßlich! Sie muß gräßlich aufschreien. (Pause.) Alles still. Sie wird tot hingestürzt sein. (Pause.) Ich kann mich nicht regen. Es ist ja nicht wahr, ich bin unschuldig — Wer kommt da geschlichen? (Die Tür wird wieder geöffnet, Anton schiebt sich heraus, läßt die Tür offen.)

Alexandra (tonlos): Nun?

Anton (deutet scheu hinein, begibt sich zum Ausgang auf die Terrasse).

Alexandra (wie oben): Ist sie —

Anton (legt den Finger auf den Mund, schließt die Tür, geht).

Alexandra (geht schwankend auf das Zimmer der Frau v. Eberti zu. Diese tritt ihr entgegen, sie flieht von ihr fort in einen Winkel, wo sie niedersinkt und den Kopf im Schoß verbirgt).

Frau v. Eberti (geht langsam zu ihr).

Fünfte Szene

Alexandra. Frau v. Eberti.

Frau v. Eberti: So ist's wahr? (Beugt sich zu ihr herab, raunt ihr zu:) Du mußt fort.

Alexandra (fährt mit dem Kopf in die Höhe): Was muß ich?

Frau v. Eberti: Fort!

Alexandra: Du treibst mich zum Hause hinaus? Du!

Frau v. Eberti: Seine Mutter.

Alexandra: Ich bin unschuldig.

Frau v. Eberti: Schweige!

Alexandra: Ich bin unschuldig, sage ich dir! Ich wollte es tun, aber —

Frau v. Eberti: Du wolltest es tun? Dein Kind, das Kind meines Sohnes.

Alexandra (reißt das Dokument hervor): Hier, lies, lies!

Frau v. Eberti (nimmt nicht): Du wolltest es tun!

Alexandra: Aus Liebe, aus heiligster Mutterliebe, aus übermenschlichem Erbarmen. Höre mich! (Will sie umfassen.)

Frau v. Eberti: Rühre mich nicht an! (Tritt mit einer Gebärde des Grauens zurück.)

Alexandra: Höre mich! — — Halb von Sinnen vor Jammer gebar's ich: irgendwo weit fort von hier, bei wildfremden, hartherzigen Menschen, die mich am liebsten vertrieben hätten wie eine Landstreicherin. Da lag es in meinem Schoß, ein zartes, schwaches Geschöpf, kaum sich regend, kaum atmend. Ich war erschöpft von Qualen und Mangel und glaubte sterben zu müssen. Und dann mein Kind, mutterseelenallein auf der Welt, vaterlos, hilflos — verlassen. Was sollte aus dem Kinde werden, wenn seine Mutter starb und es nicht auch umkam? Schrecklich, schrecklich! Und ich konnte es nicht bewahren vor dem Furchtbaren, konnte mein Kind nicht retten, mit meiner ganzen gewaltigen Mutterliebe konnt' ich das nicht. (Pause. Sie erhebt sich.) Und da lag es und sah mich an, ernst, wie vorwurfsvoll, wie fürchterlich fragend: warum hast du mir das Leben gegeben? Schon fühlte ich, wie es sich auf mich wälzte mit Eises Schwere — der Tod! Schon fühlte ich meine Glieder erstarren; da, mit meiner letzten Besinnung, mit meiner letzten Kraft, riß ich mein Kind an meine Brust, es küssend, küssend, küssend — — Da schwanden mir die Sinne, da sank ich hin über mein Kind. Kaum konnte ich noch mit meinem letzten Gedanken Gott anklagen, daß er es mich nicht hatte vollbringen lassen.

Frau v. Eberti (mit Entsetzen): Gott anklagen!

Alexandra: Als ich wieder zu mir kam, sah ich mich von einer wütenden Menge umringt, hörte ich mich anschreien: Mörderin!

Frau v. Eberti: Der Himmel sei dir gnädig — du warst es.

Alexandra: Mein Kind war tot. — Als sie mir es zeigten, rief ich laut: Gott sei Dank!

Frau v. Eberti: Fürchterlich!

Alexandra: Ich wurde in ein Gefängnis geschleppt, vor ein Tribunal gestellt. Ich sollte bekennen, alles bekennen! Und ich bekannte, bekannte alles, was ich bekennen sollte. „Vorsätzlicher Mord?" Ja, meine Herren Geschworenen, vorsätzlicher Mord! Ich wurde zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt.

Frau v. Eberti: Aus einem Kerker schrittest du in dieses reine Haus, mit der Anschuldigung eines Mordes auf dir warfst du dich in die Arme meines Sohnes?

Alexandra: Weil er schändlich an mir gehandelt, weil ich mich rächen wollte: Leben für Leben, Seele für Seele, Untat für Untat.

Frau v. Eberti: Du Gräßliche!

Alexandra: Bedenke, was an mir begangen worden. Ich hatte alles ausgesonnen und dabei nur eines vergessen. Ich hatte vergessen, daß ich ein Weib sei, zum Glück und zur Zärtlichkeit geschaffen; ich hatte vergessen, daß Lieben seliger als Hassen, Vergeben schöner als Rächen. Den Feuerbrand schleuderte ich in dieses Haus, um unterzugehen in den von mir entzündeten Flammen. Rette mich!

Frau v. Eberti: Nein!

Alexandra: Unmenschliches habe ich erduldet, laß es genug sein; denn jetzt —

Frau v. Eberti: Nun jetzt?

Alexandra: Jetzt liebe ich ihn, jetzt bleibe ich. Ach, Mutter, als du mich in dieses Haus führtest, sprachst du den Segen über mich aus: Friede sei mit dir. Laß den Fluch von mir genommen sein, laß mich Frieden finden, laß mich bleiben.

Frau v. Eberti (unerbittlich): Nein.

Alexandra: Da du denn ganz erbarmungslos bist, so wisse: ich gebe ihn nicht wieder her; hörst du, ich gebe ihn nicht! Du mußt mir ihn lassen. Gott im Himmel! Und er kann jeden Augenblick kommen!

Frau v. Eberti: Still! (Nähert sich der Tür von Erwins Zimmer; horcht.)

Alexandra (folgt ihr, raunt ihr zu): Erst diesen Abend verkündetest du mir: auch mir sei heute der Heiland geboren; im Namen des Gottessohnes, der sterbend die Sünden der Welt auf sich nahm, rufe ich dich an. Wirst du auch dann mich nicht hören?

Frau v. Eberti: Als Christin: ja, als Mutter: nein. Mein Sohn kommt. Du bleibst?

Alexandra: Gott helfe mir, ich bleibe.

Frau v. Eberti: Es komme über dich. (Tritt von der Tür zurück. Erwin kommt.)

Sechste Szene

Vorige. Erwin mit Büchern.

Erwin: Hier bringe ich alles: Landkarten, Reisebücher, Tagebuch. Ich mußte lange suchen, denn ich hatte meine italienischen Notizen verkramt. Was kümmerte mich Italien! Jetzt will Alexandra hin, jetzt will ich es mit Alexandra sehen, jetzt ist Italien auch für mich wieder das gelobte Land, wo alle Wünsche stille werden.

Sie sind an den Teetisch getreten. Frau v. Eberti und Erwin setzen sich. Alexandra beschäftigt sich mit dem Tee.

Erwin (die Landkarte öffnend): Wie reisen wir? Über den Brenner oder durch den Gotthard? Über den Brenner sind wir schneller drüben; also über den Brenner! (Pause.) Ihr sagt ja nichts? Und wie seht ihr aus! Ist ein Unglück geschehen?

Alexandra (sich über die Teemaschine beugend): Ich erzählte deiner Mutter etwas, das ich diesen Morgen in der Zeitung gelesen und das mir sehr das Herz bewegt hat. Deine Mutter war anderer Meinung als ich, ganz anderer Meinung und das tut mir weh, denn es handelt sich dabei um ein unglückseliges Geschöpf. Deine Mutter war sehr hart, sehr grausam, ganz unerbittlich!

Erwin: Das tut mir leid, daß meine Mutter dich kränken mußte; sie hat es gewiß nicht gern getan. Aber vielleicht hat sie unrecht.

Frau v. Eberti: Nein.

Erwin: Du denkst in vielen Dingen so streng. Doch bevor ich urteilen kann, muß ich wissen, um was es sich handelt.

Alexandra (setzt sich): Was alles geschieht. Kannst du begreifen, daß eine Mutter ihr eben geborenes Kind umbringen will — nicht aus Feigheit oder Furcht vor der Schande, sondern aus Liebe zu ihrem Kinde: um diesem den Jammer des Lebens zu ersparen, eines Lebens, an dem seine Mutter zugrunde gegangen, das auch für das Kind nichts sein wird als Elend. Du, als Mann, kannst das natürlich nicht begreifen. Sie wird vor Gericht gestellt, sie wird angeklagt, sie wird verurteilt.

Erwin: Nun ja, dafür sind die Gesetze da.

Alexandra: Laß mich weiter erzählen. Sie kommt frei, nach vielen Jahren. Und nach vielen Jahren wird entdeckt, daß sie die Tat gar nicht begangen hat.

Erwin: Ich denke, sie wollte sie begehen?

Frau v. Eberti: Das ist es eben, sie wollte sie begehen.

Alexandra: Und sie hätte sie begangen, wäre ihr im letzten Augenblick nicht das Bewußtsein geschwunden. Das Gericht mußte annehmen, daß sie die Täterin sei.

Erwin: Auch das kommt vor.

Alexandra: Nun gelangen wir zu dem Punkt, in welchem deine Mutter so ganz verschieden von mir denkt, so ganz unerbittlich. In der Zeitung stand nämlich, daß die Frau sich wieder verheiratet hätte.

Erwin: Mit wem?

Alexandra: Mit dem Vater des Kindes natürlich. (Pause, ist aufgestanden, tritt ihm näher.) Was hältst du davon?

Erwin: Ich finde es entsetzlich.

Alexandra: Aber du begreifst es doch?

Erwin: Daß diese Frau diesen Mann heiratet? Das ist schwer zu begreifen. Allenfalls könnte ich die Frau verstehen, aber den Mann: der Mann ist mir unbegreiflich.

Alexandra: Und wenn nun der Mann schuld an allem wäre?

Erwin: So ist das schrecklich für den Mann, so kann es ihn — wenn er sonst kein ganz gemeiner Mensch ist — vernichten; aber heiraten kann er die Frau nicht.

Alexandra: Erwin!

Erwin (zu Frau v. Eberti): Und war Alexandra wirklich der Ansicht, daß eine solche fürchterliche Ehe möglich sei?

Frau v. Eberti: Ja.

Erwin: Du widersprachst ihr?

Frau v. Eberti: Ja.

Erwin (lebhaft): Ich muß dir recht geben, unbedingt recht. Es läßt sich in der Tat eine solche Existenz zweier Menschen gar nicht ohne Grausen vorstellen, vorausgesetzt, daß die beiden überhaupt feiner organisierte Naturen sind.

Alexandra: Und warum kann man sich eine solche Existenz gar nicht vorstellen?

Erwin: Warum nicht? Weil ich mir nicht denken kann, daß die beiden zusammen leben, ohne nicht nach und nach den Verstand zu verlieren. (Erhebt sich.) Die Sache regt mich ganz auf.

Alexandra: Wenn nun beide sich lieben, beide zu sühnen haben, beide einen mächtigen Willen besitzen. Wir Frauen haben eine solche Liebesgewalt, unsere Liebe vollbringt so vieles, ihr ist kein Ding unmöglich, unserer Liebe gelingen Wunder. Man muß nur daran glauben.

Erwin: Alles will ich der Liebe einer edlen Frau glauben, nur das nicht, nur nicht, daß eine solche Frau einen solchen Mann glücklich machen kann. Meinst du nicht auch, Mutter?

Frau v. Eberti: Ich meine es auch.

Alexandra: Was hätte die Unglückliche dann tun sollen?

Erwin: Das weiß ich nicht.

Alexandra: Das eine laßt mich noch sagen. Nicht wahr: jenes Weib wird als schuldig zum Zuchthaus verurteilt; aber sie war unschuldig, sie wurde als unschuldig erkannt. Nun höre ich jetzt so viel davon, daß der Staat Gesetze erlassen will, welche von solchen Unglücklichen den Makel abwaschen, also ihnen zu einem neuen Leben verhelfen sollen, zu einem Leben als geachtete Menschen.

Erwin: Es kommt darauf an, ob sich der Staat nicht als machtlos erweisen wird — in diesem Falle sicher. Schließlich, was kann der Staat solchen Unglücklichen geben? Geld! Für die ungerecht verbüßte Strafe Geld, vielleicht ein Amt, vielleicht eine Würde. Damit ist die Macht des Staates zu Ende, denn

nun kommt es auf die Gesellschaft an. Wie verhält sich diese zu einem Opfer der Justiz? Im besten Falle mitleidig. Gewisse Existenzen sind von dem Geruch der Anklagebank, von dem Dunst der Gefängniszelle nicht mehr zu reinigen und ist es vor allem die Frau, die ihre Gefängnisnummer ihr Leben lang behalten wird: sie zählt nicht mehr zu denen, die einen Namen führen.

Alexandra: Ist es nicht grausam, ist es nicht unmenschlich? Sie hat ja gebüßt. Wenn Sie nun wieder ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden will —

Erwin: Als das Weib jenes Mannes? Unmöglich. Wenn der Mann andere Mütter, andere Kinder sieht, wenn die Frau ihm ein zweites Kind schenken sollte — — Was ist dir?

Alexandra: Ich sehe ein, daß ihr beide recht habt.

Frau v. Eberti steht auf, geht nach dem Hintergrund, wo sie auf einen Stuhl niedersinkt, ohne das Folgende zu vernehmen.

Erwin: Nicht wahr? Wenn sich das wirklich begeben hat, verstehe ich nicht, wie der Mann es ertragen konnte, ohne sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen.

Alexandra: In der Zeitung hat die Geschichte einen anderen Schluß.

Erwin: Da bin ich begierig.

Alexandra: Die Frau ertrug es nicht.

Erwin: Sie tötete sich.

Alexandra: Ja.

Erwin: Die Ärmste. Aber es blieb ihr nichts anderes übrig.

Alexandra: Ich bin etwas angegriffen, ich möchte mich ein wenig zurückziehen.

Erwin: Du wirst eine schlaflose Nacht haben.

Alexandra: Das fürchte ich nicht.

Erwin: Was ist aus unseren schönen Plänen und Träumen geworden!

Alexandra: Ich will nur schnell ein Nachtkleid überwerfen, dann plaudern wir noch zusammen.

Frau v. Eberti (erhebt sich mühsam): Ich gehe.

Alexandra (geht zu ihr): Gute Nacht. Ich danke dir, für alles danke ich dir. (Leise:) Laß uns nicht so voneinander Abschied nehmen.

Frau v. Eberti (umarmt sie, murmelt): Der Herr segne und behüte dich; der Herr lasse sein Antlitz leuchten über dir und gebe dir seinen Frieden.

Alexandra: Amen. (Zu Erwin:) Du wartest doch auf mich?

Erwin: Gewiß. (Alexandra geht.)

Siebente Szene

Frau v. Eberti. Erwin.

Erwin: Du willst gehen? Ich möchte mit dir sprechen.

Frau v. Eberti (setzt sich, schließt die Augen): Sprich nur, ich ruhe dabei aus.

Erwin (setzt sich zu ihr): Ich habe dir vielen Kummer bereitet; aber jetzt, Mutter, jetzt! Nun ich Alexandra habe, nun du mir Alexandra geschenkt hast — — Ach, Mutter! Mutter! Ich habe solche Pläne, solche Hoffnungen! Ich bin noch jung, ich kann noch ein brauchbares Mitglied der Gesellschaft werden, ein Mann, der weiß, wozu er auf der Welt ist, der arbeitet, Mutter, der nützt! Dann kein verfehltes Leben mehr, keine vergeudete, verlorene Existenz, dann Glück, vollstes, reichstes Menschenglück, ein Glück, das ich dir danke. — — Aber du hörst mich gar nicht an.

Frau v. Eberti (hat sich erhoben): Was war das für ein seltsames Geräusch?

Erwin: Wo?

Frau v. Eberti: In Alexandras Zimmer. Es klang wie ein Fall. (Pause.)

Erwin: Ich hörte nichts. Setze dich wieder.

Frau v. Eberti: Ich sollte nachsehen. (Tut einige Schritte.)

Erwin: Wozu? Sie wollte gleich zurückkommen.

Frau v. Eberti: Es könnte ihr etwas zugestoßen sein. Sie war diesen Abend so aufgeregt.

Erwin: Durch die fürchterliche Geschichte. Wie kamt ihr nur darauf?

Frau v. Eberti: Um sich zu beruhigen, wird sie Opium nehmen.

Erwin: Du schriebst mir, daß sie es jeden Abend nähme.

Frau v. Eberti (tritt zur Tür, ruft): Alexandra!

Erwin: Du steckst mich an mit deiner Angst. So geh doch hinein.

Frau v. Eberti: Die Tür ist verschlossen. (Klopft, ruft:) Alexandra!

Alexandra (von innen): Ich komme gleich.

Erwin: Die liebe Stimme! — — Da ist sie.

Frau v. Eberti: Ich lasse euch allein. (Geht.)

Alexandra kommt im weißen, weiten Nachtkleid, das Haar gelöst.

Achte Szene

Erwin. Alexandra.

Erwin (geht ihr entgegen): Du bist so blaß.

Alexandra (matt): Mir ist wohl. (Geht zum Diwan.)

Erwin: Mich ängstigen die narkotischen Mittel, die du anwendest, dir Ruhe zu verschaffen.

Alexandra: Es sind heilsame Mittel.

Erwin: Du mußt dich für mich erhalten.

Alexandra (lächelnd): Ich will auch nicht sterben — — Aber ich möchte mich niederlegen. Das Glück hat mich müde gemacht. (Legt sich nieder.)

Erwin: Erlaube mir dein schönes, glanzumflossenes Haupt. (Legt ihr ein Kissen unter den Kopf.) Du liegst bequem?

Alexandra: Wundervoll! Daß ich gar nicht wieder aufstehen möchte. So sanft von dir gebettet, in diesem weißen Gewand, das wie ein Hochzeitskleid ist — — Lieber, weißt du?

Erwin: Was?

Alexandra: Die Blumen, die ich mir heute abriß, weil du fandest, daß sie mich schmückten; dort blüht die ganze Schale voll. Gib mir davon. Ich will mich schön machen — für dich.

Erwin: Hier, liebe Eitelkeit. (Bringt ihr einen Zweig weißer Blüten.)

Alexandra: Mein Brautkranz! (Legt sich den Zweig um die Stirn.)

Erwin: Du siehst ganz feierlich aus.

Alexandra: Setze dich zu mir; nahe, ganz nahe. — — Wenn ich sterben sollte —

Erwin: Alexandra!

Alexandra (richtet sich auf, umschlingt ihn leidenschaftlich): Doch ich will leben, leben! Das Leben ist so schön!

Erwin: Liebste!

Alexandra: Küsse mich! — — Mich friert.

Erwin (hüllt sie sorgsam ein).

Alexandra: Ich werde bald einschlafen. Die Augen fallen mir bereits zu. (Reißt sich gewaltsam auf.) Aber ich muß dich noch ansehen. (Sinkt zurück, tastet nach ihm.) Wo bist du? (Angstvoll:) Du bleibst doch, bis ich eingeschlafen bin?

Erwin: Du solltest zu Bette gehen.

Alexandra: Nein, nein! — — Verstehst du, wenn ich zu dir spreche?

Erwin: Sprich nur leise.

Alexandra (mit schwerer Zunge): Daß du ja nach Italien gehst, nach Rom. Mit deiner Mutter, natürlich.

Erwin: Und mit dir.

Alexandra: Und mit mir.

Erwin: Meinem Weibe!

Alexandra: Deinem Weibe — — Welche Schauer, welcher Krampf, welche Schmerzen!

Erwin: Ich will zum Arzt schicken.

Alexandra: Es ist schon vorüber.

Erwin: Du bist ernstlich krank.

Alexandra: Nur müde, so müde. Deine Hand in der meinen, will ich einschlafen. Wecke mich nicht. (Pause.)

Erwin: Ich bin ganz still.

Alexandra: Gute Nacht, Erwin.

Erwin: Gute Nacht. (Pause.)

Kinder intonieren hinter der Szene das Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht".

Alexandra (fährt wild in die Höhe, daß sie auf dem Diwan zu knien kommt:) Was ist das? Welch himmlischer Gesang!

Erwin (steht auf): Kinder sind's. Sie singen das Weihnachtslied. — — Aber was ist dir?

Alexandra (in Verzückung): Kinder singen mich in Schlaf. Von Kinderlippen wird mir die Verkündigung gegeben. Du bist barmherzig, Gott. (Hebt beide Arme auf, dabei fällt sie vornüber vom Diwan herunter.)

Erwin (stürzt zu ihr): Alexandra — — (Mit einem wahnsinnigen Aufschrei:) Tot. (Wirft sich über sie.)

Der Gesang dauert fort. Während des Gesanges fällt langsam der Vorhang.

Eva

Schauspiel in fünf Akten

Personen

Graf Düren
Elimar
Johannes Hartwig, Fabrikant
Seine Mutter
Pastor Schöller
Frau Pastor Schöller
Bauer Hempel
Dörte, seine Frau
Amtmann Braun
Frau Braun
Rechtsanwalt Wolf
Dr. Emil Weller
Trinette
Leonhard
Dorothee
Lieschen
Ein Beamter
Ein Arzt
Ein Gast
Ein Diener des Grafen Düren
Ein Diener Elimars
Eine Wärterin
Bürgerliche Gäste des Grafen
Diener

Ort der Handlung: Schloß Düren, eine kleine Stadt und in der Residenz. Zeit: Gegenwart

Erster Akt

Kleiner Salon, an einen Saal stoßend. Reiche orientalische Ausstattung. Viele Teppiche und Stoffe. Causeusen, Luxustische, Blumen. Rechts (vom Zuschauer aus) Kabinett des Grafen, links ein Vorzimmer. Links ein Tisch mit Zeitungen, rechts vorn ein Fenster. Die (sehr breiten) Türen, welche in den Saal führen, lassen sich zurückschieben und haben Portieren.

Erste Szene

Rechtsanwalt Wolf kommt aus dem Saal, geht an den Tisch links im Vordergrund, sucht unter den Zeitungen. Dann ein Diener.

Wolf: Börsenkurier: Abendblatt. — — Das Abendblatt vom Börsenkurier liegt obenauf. — — Kurse — — Da haben wir es ja. (Liest:) „Neue Westfälische Aktiengesellschaft: Evamine." Die Evamine ist rot angestrichen. Man wird sie euch anstreichen! (Lacht.) Die Aktien der Evamine stehen hoch — fünfzehn Prozent Dividende! Damit hätte sich ein Geschäft machen lassen — mit den Aktien der Evamine! (Lacht.) Ein solides Unternehmen, diese Neue Westfälische Gesellschaft zur Ausbeutung der Evamine. (Lacht.) Lauter gute Namen im Verwaltungsrat, lauter sichere Namen. Auch große Namen: Eberhard, Graf Düren. Ein Licht für die armen Motten. — Wie sie hineinflattern, wie sie sich die Flügel verbrennen, wie sie daliegen — tot, mausetot!

Ein Diener trägt auf einem Brett Champagner und Gläser in den Saal.

Wolf: He da, junger Mann!

Diener: Herr Rechtsanwalt wünschen?

Wolf: Kredenzen Sie mir ein Glas Sekt, mein Sohn. — — Wie kommt es, daß Justizrat Horn heute abend nicht hier ist?

Diener: Der Herr Justizrat sind gestern in Geschäften nach Berlin gereist.

Wolf: Ja, diese Neue Westfälische Aktiengesellschaft!

Diener: Nicht wahr, Herr Rechtsanwalt, die Evamine?

Wolf: Wißt ihr auch davon?

Diener: Wie sollten wir nicht? Ist die Goldgrube doch nach unserer Komtesse getauft. (Tritt näher.) Ist's wahr, Herr Rechtsanwalt, daß man dort das Gold aus dem Berg holt, wie hier bei Herrn Hartwig die Kohlen?

Wolf (murmelt): Katzengold. (Laut:) Da Herr Hartwig es sagt, wird es wohl wahr sein.

Diener: Freilich, der Herr Hartwig! — — Und daß man sich Papiere kaufen kann, für die man nachher Geld bekommt?

Wolf: Sie möchten wohl auch gern Aktionär der „Evamine" sein?

Diener: Die Arbeiter des Herrn Hartwig sind solche Aktionäre. Herr Hartwig hat seine sämtlichen Arbeiter zu Aktionären gemacht. Es heißt, die Leute des Herrn Hartwig würden dadurch sämtlich steinreich werden. Dann wohnen sie gewiß in dem schönen neuen Hause, das Herr Hartwig für seine Arbeiter baut?

Wolf (lacht und trinkt): Die reichen Leute sollen leben und die Evamine daneben! — — Soll ich Ihnen Aktien der Evamine verschaffen?

Diener: Aber Herr Rechtsanwalt — —

Wolf: Einen ganzen Sack voll Aktien!

Diener: Ich ein Aktionär?

Wolf: Und Millionär.

Diener: Aber Herr Rechtsanwalt — —

Wolf: Morgen reden wir weiter davon.

Diener: Aktionär! (Ab.)

Pastor Schöller, Frau Pastor Schöller kommen von links.

Zweite Szene

Wolf. Pastor Schöller. Frau Pastor Schöller (hagere und streng aussehende Dame).

Wolf: Ihr Diener, Frau Pastorin! Wie geht's, Herr Pastor?

Pastor: Wir erbauen uns an der Freude unserer Nächsten. Nicht wahr, meine liebe Wilhelmine, du erbaust dich?

Pastorin: Ich ärgere mich. So sein Geld fortzuwerfen! (Setzt sich, nimmt ihr Strickzeug, strickt eifrig.)

Pastor: Ein christlicher Ärger, werter Herr Rechtsanwalt. Meine gute Frau gedenkt der vielen, die da darben müssen, während in diesem Hause geschwelgt wird.

Pastorin: Wo es nur herkommt? Vor drei Jahren steckte man noch bis über die Ohren in Schulden.

Wolf: Vor drei Jahren saß man auch noch nicht im Verwaltungsrat der Neuen Australischen Aktiengesellschaft. Und dann die Evamine! Obgleich ich bezweifle, daß man pekuniär daran beteiligt ist.

Pastorin: Für solchen Herrn würde es sich auch gar nicht schicken.

Pastor: Ein industrielles Unternehmen von weitgehender Bedeutung, meine liebe Wilhelmine. Möchte sie noch lange duften und blühen, die goldene Blume der Evamine.

Pastorin (sententiös): Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Wolf (geht zum Pastor): Ein wahrhaft christlicher Wunsch. Und Sie sind nicht einmal Aktionär!

Pastorin: Wäre noch besser.

Pastor: Meine liebe und kluge Hausfrau hat recht: dem Seelenhirten einer frommen Gemeinde würde es schlecht anstehen, gewinnsüchtige Spekulationen zu treiben.

Wolf: Ich muß Ihnen die Hand schütteln, Herr Pastor.

Pastor: Sie scheinen übrigens denselben sittlichen Grundsätzen zu huldigen; denn auch Sie haben, wie ich höre, keine Anteilscheine genommen.

Wolf: Ebensowenig wie Herr Hartwig.

Pastor (aufhorchend): Hartwig sollte sich nicht im Besitz von Aktien befinden; er, der aller Welt das Evangelium der Evamine — der Anbetung des goldenen Kalbes — verkündet?

Wolf: Hartwig ist ein vorsichtiger Mann. Sein Arbeiterhaus kostet ihm so viel Geld, daß er keines hat, um Aktien zu kaufen. Es ist ein vortrefflicher Vorwand.

Pastorin: Da hörst du's.

Pastor: Ein äußerst verdienstvolles, wahrhaft christliches Werk, dieser Bau des Arbeiterhauses. Zu welchem Zwecke sollte der redliche Hartwig eines Vorwandes bedürfen?

Wolf: Je nun — —

Pastorin lacht auf.

Pastor: Meine liebe Wilhelmine — — Sie meinen doch nicht, daß Hartwig der Sache nicht traut? Der Mann macht ja Propaganda dafür.

Wolf: Nun, das hindert ja nicht.

Pastorin lacht.

Pastor: Dabei ist nichts zu lachen. Die Sache ist sehr ernsthaft; sie betrifft das Wohl und Wehe unserer Nächsten.

Pastorin: Wenn die Menschen solche Dummköpfe sind. Übrigens: was geht's uns an?

Pastor: Niemand kann von mir verlangen, daß ich als Christ mit Ruhe zusehen soll, wenn meine Mitchristen durch Lug und Trug ins Unglück gestürzt werden. Der Mensch soll sein Herz nicht an irdische Güter hängen; indessen — — die Sache regt mich ganz auf. (Wischt sich den Schweiß von der Stirn.)

Wolf: Einstweilen ist die Dividende ja noch erstaunlich hoch.

Pastor (schnell): Fünfzehn Prozent.

Wolf: Wie gut Sie orientiert sind — als Nichtaktionär.

Pastor: Ich habe Teilnahme für meine armen verführten Mitmenschen. Übrigens, wenn Sie meinen, daß der Sache nicht zu trauen sei, könnte man ja schnell verkaufen.

Wolf (legt ihm die Hand auf die Schulter): Verkaufen Sie.

Pastor (heftig erschrocken): Sprechen Sie im Ernst? — — Aber ich habe ja gar keine Aktien.

Wolf: Richtig, Sie haben ja gar keine Aktien — bei Ihren Grundsätzen. Ich muß Ihnen nochmals die Hand schütteln.

Hempel mit Frau Dörte, Braun mit Frau aus dem Saal.

Dritte Szene

Vorige. Hempel mit Frau Dörte (kleine, rundliche, bewegliche, heitere Dame, noch ziemlich jugendlich, sehr bunt angezogen, viel Goldschmuck). Braun mit Frau (junges, schüchternes Frauchen). Der Pastor zieht sich ins Vorzimmer zurück.

Hempel (im Gespräch mit Braun): Man kennt den Benjamin Hempel, man weiß: der Benjamin Hempel ist ein freisinniger Mann, sozusagen ein Demokrat, aber der Benjamin Hempel

zieht vor dem Herrn Grafen den Hut ab. Was meinst du, Gevatter Amtmann?

Braun: Was du meinst, Gevatter Brauer. Das ist ein Herr, so herablassend, so leutselig.

Frau Braun: Es ist eine große Ehre für uns.

Frau Dörte: So was? Die Frau Pastorin strickt schon wieder.

Pastorin (sententiös): Müßiggang ist aller Laster Anfang. (Die drei Frauen sitzen beisammen, reden leise.)

Wolf (der zu Hempel und Braun getreten ist): Die beiden Herren sind Hartwig allerdings Dank schuldig.

Hempel: He?

Wolf: Als Hauptaktionäre der Evamine.

Hempel: Das ist wahr. Ohne den Hartwig hätten wir das schöne Geschäft nicht gemacht.

Braun: Hätte Hartwig nicht zugeredet, ich hätt's nicht riskiert.

Hempel: Letzthin kam der gute Junge angelaufen: er wüßte es gewiß, die Aktien würden wieder steigen; ich sollte noch schnell aufkaufen.

Wolf: Und Sie kauften?

Hempel: Ich kaufte! Natürlich kaufte ich — da Hartwig dazu riet. (Reden weiter.)

Frau Dörte: Auf die Eva lasse ich nichts kommen. Das ist ein Prachtgeschöpf!

Frau Braun: Vornehm wie eine Prinzessin.

Frau Dörte: Ach was, vornehm! Gut ist sie, Herz und Kopf auf dem rechten Fleck.

Frau Braun: Ist sie nicht schrecklich stolz?

Frau Dörte: Unsinn!

Pastorin: Da der Graf jetzt Geld hat, wird die Komtesse wohl auch einen Mann bekommen.

Frau Braun: Sie soll ja so gut wie verlobt sein.

Frau Dörte: Mit wem?

Frau Braun: Mit dem jungen Grafen.

Frau Dörte: Mit dem? Das arme, junge Ding!

Frau Braun: Warum?

Frau Dörte: Je nun — — (Reden weiter.)

Die Herren, die in den Hintergrund gegangen waren, kommen vor.

Wolf: Darum behaupte ich, daß der Graf ein kluger Mann ist.

Hempel: Wieso: darum?

Wolf: Weil er die ganze Angelegenheit mit der Neuen Australischen und der Evamine dem wackern, redlichen Hartwig übergeben hat.

Hempel: Das gefällt mir gerade von dem vornehmen Herrn.

Wolf: Kennen Sie die Geschichte von dem zahmen Elefanten, mit dem man in Indien die wilden Elefanten einfängt?

Hempel: Hast du gehört, Dörte?

Frau Dörte: Laßt ihr euch wieder von dem Rechtsanwalt anlügen? (Steht auf, tritt zu den Herren.)

Wolf: Die wilden Elefanten laufen nämlich dem zahmen Elefanten nach ins Gehege. Dann hat man sie.

Hempel: Dann hat man sie! Hörst du, Dörte? Dann hat man die wilden Elefanten. (Lacht.)

Frau Dörte: Müssen das dumme Tiere sein?

Braun: Wer hat die Elefanten?

Wolf: Die Neue Australische.

Frau Dörte: Oh je!

Hempel: Zahmer Elefant — wilde Elefanten — die Neue Australische und dann — —

Braun: Und dann eingefangen!

Hempel: Ei, da soll doch gleich! Hörst du das, Dörte?

Frau Dörte: Schämen Sie sich, Herr Rechtsanwalt, so was von einem Mann wie Hartwig zu sagen. (Geht entrüstet fort.)

Hempel: Was meinst du, Gevatter Amtmann: wenn Hartwig bei der Geschichte gewissermaßen den zahmen Elefanten macht, so sind wir beide, du und ich, gewissermaßen die wilden Elefanten.

Braun: Gewissermaßen, Gevatter Brauer.

Hempel: Das sind schlechte Witze! Solche Witze verbitt' ich mir! Ich bin der Hempel, der Benjamin Hempel, Brauereibesitzer und freisinniger Mann.

Frau Dörte: Na, Alter, sei still.

Hempel: Ich bin kein Elefant, ich lasse mich nicht einfangen. Ein Elefant kann nicht Aktionär sein, ein Elefant bekommt keine Prozente.

Pastor (kommt): Meine liebe Wilhelmine, ich glaube, es gibt etwas zu essen.

Pastorin: Endlich! (Legt ihr Strickzeug zusammen, steht auf.)

Braun: Ich habe vorhin so was wie einen Fasan gesehen.

Hempel (den seine Frau beruhigt): Wenn ich ein wilder Elefant wäre, so würde ich keinen Fasan essen. Ich esse aber sehr gerne Fasan.

Pastor: Keinen Streit, teure Freunde. Tretet in Frieden an den reichen Tisch, den der Herr dieses gesegneten Hauses für seine Gäste bereit hält.

Frau Dörte: Kommt, Kinder, ich habe Hunger. (Gehen in den Saal.)

Pastor (schleicht zurück, nimmt hastig den Börsenkurier): Fünfzehn Prozent! — — Morgen verkauf' ich aber doch. (Folgt den übrigen.)

Vierte Szene

Eva. Elimar von links.

Eva (sieht links durch die Portiere, huscht in den Salon; sie trägt auf einem kleinen Kabarett Früchte und Gebäck, stellt die Sachen auf den Tisch, läuft zurück, winkt, ruft leise): So komm doch! Es ist niemand hier.

Elimar (kommt geschlendert).

Diener mit Speisen und Wein.

Eva (lacht leise auf, klatscht in die Hände): Ganz allein! (Zum Diener:) Stellen Sie her und schließen Sie die Portiere.

Diener tut es, geht.

Elimar: Das ist heute hier der reine Bürgerverein! Ich bin nur froh, daß ich deinen Vater von der bizarren Idee abbrachte, heute abend vor diesen Menschen unsere Verlobung zu proklamieren. (Wirft sich in einen Sessel.)

Eva (geht zum Tisch, deckt eifrig): Da alle mich gern haben, so hätten sich gewiß alle mit uns gefreut. — — Das haben wir klug gemacht, obgleich es nicht ganz recht von uns ist. Aber die guten Leutchen werden gar nicht merken, daß wir uns fortgeschlichen haben. (Tritt zu Elimar mit einer Verbeugung.) Es ist serviert, mein Herr.

Elimar: Ich habe keinen Appetit.

Eva: Noch immer übler Laune? Pfui, mein schöner Herr, was haben Sie da für eine häßliche Falte auf Ihrer Stirn? Gleich machen Sie ein freundliches Gesicht. Eins — zwei — — O, du böser, böser Eli! Also noch einmal: Eins — zwei und — —

Elimar: Ich bin nicht aufgelegt für Possen. Welcher Einfall von deinem Vater, sich alle diese Leute einzuladen.

Eva (stellt sich vor ihn hin, schüttelt den Kopf): O Eli! Eli! (Sehr eindringlich:) Nicht wahr, du verachtest sie nicht?

Elimar: Wen?

Eva: Meines Vaters Gäste. Denn ich achte sie sehr.

Elimar: Komm her, du großes Kind.

Eva (kauert sich in einen Sessel): Ich mag nicht spielen.

Elimar: So wollen wir ernsthaft sein.

Eva: Ich weiß recht gut, was du denkst: ich bin aber doch ganz anders, als du glaubst.

Elimar (amüsiert): Und wie bist du denn, wenn man fragen darf?

Eva (sieht vor sich hin): Ich weiß es selbst nicht. Manchmal habe ich Gedanken, daß ich erschrecke. Zum Beispiel über uns beide.

Elimar: Und was denkst du über uns?

Eva (blickt auf): Daß wir eigentlich gar nicht zusammen passen.

Elimar (erhebt sich, zündet sich eine Zigarette an): Du mußt dich allerdings noch sehr ändern. Deine Vorliebe für Leute, die unter deinem Stande sind, wird nach und nach ridikül. Da ist dieser Herr Hartwig — —

Eva (richtet sich langsam auf): Was ist's mit dem?

Elimar: Nichts weiter, als daß dieser blonde, rotbackige Kohlenhändler mir unangenehm ist, es folglich auch dir zu sein hat.

Eva: Warum auch mir?

Elimar: Weil du meine Braut bist und bald meine Frau werden sollst.

Eva: Du würdest mir also später den Verkehr mit Hartwig verbieten?

Elimar: Den verbiete ich dir schon jetzt. Deine Freundschaft für den langen ungeschlachten Menschen mit den groben Hän-

den und dem albernen Kinderlachen ist eine Laune, die ich nicht länger dulden will. Überdies wagt dieser Kohlenhändler zu zeigen, daß er für dich schwärmt. Und bist du auch eine Art von Gottheit für den Burschen, so werde ich mich doch genötigt sehen, die Andacht deines Anbeters bei nächster Gelegenheit empfindlich zu stören.

Eva (mit erhobenen Händen): Eli, ich bitte dich! Ach, Eli, was hast du getan?

Elimar: Ich war einmal ernsthaft.

Eva: Du verachtest, was ich hoch halte, du verhöhnst, was mir gut, tüchtig und edel erscheint.

Elimar: Sei nicht kindisch.

Eva (nähert sich ihm): Ich liebe dich so innig; ich liebe dich mehr, als ich sagen kann — unsäglich liebe ich dich! Aber — —

Elimar (lacht): Aber ich habe meine Kapricen, die du mir lassen mußt.

Eva (heftig): Lache nicht, du sollst jetzt nicht lachen! (Wirft sich ungestüm an seine Brust.) Vergib mir, habe Geduld mit mir! Du könntest solche Macht über mich haben, wenn du mich nur — mich selbst sein ließest. Verstehst du, was ich meine? Aber du willst über mich herrschen, unbegrenzt herrschen — das willst du! Ich soll schon jetzt keinen eigenen Willen mehr haben, schon jetzt mich dir unterwerfen, schon jetzt in allen meinen Gedanken und Empfindungen aufhören, ich selber zu sein. Das kann ich nicht und das will ich auch nicht; denn es ist deiner und meiner nicht würdig. Ich kann nicht lügen, selbst dir zuliebe kann ich es nicht. Ich bin nun einmal so, es ist meine Natur, und meine Natur kann ich nicht ändern. — — Du bist oft so ungerecht. Dann empört sich alles in mir; denn nichts ist schändlicher als Ungerechtigkeit. — — Nun bist du mir böse, und ich mußte es dir doch sagen: denn ich muß doch wahr gegen dich sein. Das ist meine Pflicht.

Elimar (hat ihre Arme von seinem Hals gelöst): Vor allem ist es deine Pflicht, dich mir anzupassen.

Eva (demütig): Ich möchte ja so gern, wenn ich's nur besser könnte.

Elimar: Du willst eben nicht. Du bist ein eigensinniges, trotziges,

verwöhntes Kind; und darum, weil du ein Kind bist, verzeihe ich dir. Aber lasse mich nie wieder so etwas hören. (Pause.) Wird heute getanzt?

Eva (in ganz anderem Tone): Ja.

Elimar: Du hast mir doch den ersten Tanz gelassen?

Eva: Hartwig bat mich darum.

Elimar: Und du hast ihm den Tanz zugesagt?

Eva: Da er mich darum bat und ich noch frei war — —

Elimar: Konntest du nicht sagen, daß du den Tanz bereits vergeben hättest?

Eva: Nein.

Elimar: Du bist heute in einer unerträglichen Laune.

Eva: Ich bemühe mich, niemals Launen zu haben. — — Du gehst?

Elimar: Ich mache dem Kohlenhändler Platz.

Eva: Du bist ungerecht.

Elimar (kommt zurück): Ich bitte dich, gib mir den ersten Tanz.

Eva (herb): Geh!

Elimar (stampft mit dem Fuß): Eva! — — Wir werden sehen. (Geht.)

Eva (allein, nach einer Pause): Ich bin sehr unglücklich. (Trocknet sich die Augen.)

Fünfte Szene

Eva. Hartwig.

Hartwig: Sie hier, liebes Fräulein Komtesse! Und ganz allein, wo Ihre Gäste so vergnügt sind!

Eva: Der Ball wird gleich anfangen und wir haben den ersten Tanz.

Hartwig: Es ist so freundlich von Ihnen.

Eva: Daß ich mit Ihnen tanze? Ich tanze sehr gern mit Ihnen.

Hartwig (strahlend): Wirklich? Aber Sie würden es nicht sagen, wenn es nicht so wäre. Eigentlich ist es nicht zu glauben.

Eva: Und warum nicht?

Hartwig: Weil ich wie ein Bauer tanze. Ich bin ja auch ein halber Bauer. Ihnen macht das aber nichts.

Eva (lächelt): Gar nichts. Im Gegenteil: mich freut, daß Sie alles, was Sie sind, aus eigener Kraft wurden. Ich beneide Sie darum.

Hartwig: Sie mich beneiden — — (Lacht; dann ernsthaft:) Sie haben recht; liebes Fräulein Komtesse: ich bin ein glücklicher Mann. (Sehr stark:) Ja, das bin ich. Jeden Morgen und jeden Abend erkenne ich es aber auch an; es ist sozusagen mein Morgen- und Abendgebet. (Pause.) Darf ich Sie um einen Gefallen bitten?

Eva: Gewiß.

Hartwig: Mit Ihnen zu tanzen ist — — Ich weiß selbst nicht was; etwas ganz Wunderbares. Aber mit Ihnen zu plaudern ist noch schöner.

Eva: Also plaudern wir. — — Sie haben doch ordentlich gegessen?

Hartwig: Eigentlich bin ich gar nicht an das Büfett herangekommen.

Eva (lacht): Konnten Sie sich nicht etwas dazuhalten? Aber so sind Sie! Zum Glück steht hier noch alles. Setzen Sie sich.

Hartwig: Aber Sie müssen mitessen. Sonst würde es mir nicht schmecken.

Eva: Natürlich esse ich mit.

Hartwig: Welches Glück! Mit Ihnen ganz allein. — Was ist das?

Eva: Austernpastete.

Hartwig (lacht): Was es nicht alles gibt!

Eva (legt ihm vor): Essen Sie nur tüchtig. — — Wie geht es Ihrer Mutter?

Hartwig: Danke für die Nachfrage. Sie brummelt den ganzen Tag im Hause herum, was immer ein Zeichen ist, daß es ihr gut geht.

Eva: Ihre Mutter muß eine prächtige Frau sein.

Hartwig: Ja, mein liebes Fräulein Komteßchen, das ist sie! Und wie sie mich unter der Fuchtel hält, Gott sei Lob und Dank; denn es bekommt mir vortrefflich. Wenn sie es nur nicht so schrecklich mit der Arbeit hätte. Sie könnte es sich jetzt doch gönnen; denn sie ist über die Siebzig, und wir haben das große schöne Haus und die vielen Dienstboten, und brauchen

auch sonst nicht zu sparen. Aber sie — Morgens Schlag sechs fix und fertig, und gleich Trepp auf, Trepp ab; und den ganzen Tag gewischt und geputzt und gewirtschaftet, als ginge es ums liebe Brot, und sie könnte doch jeden Mittag ihren Braten essen. Aber da käme ich schön bei ihr an — mit dem Braten, mein' ich. Braten gibt's bei uns nur Sonntags und in der Woche dreimal aufgewärmt. Und wenn abends partout nichts mehr zu tun ist, sitzt die alte Frau und spinnt, und ich muß ihr aus der Heiligen Schrift vorlesen, wie in meiner Kinderzeit, wo ich manchen Abend mit Gottes Wort hungrig zu Bett gehen mußte. — — Sie schmeckt prächtig, Komteßchen, die — hahaha! — Austernpastete! —

Eva: Sie sollten Ihrer Mutter bald eine Tochter ins Haus bringen; dann würde sich die alte Frau gewiß Ruhe gönnen.

Hartwig (lacht dröhnend): Da kennen Sie Mutter Hartwig schlecht! Mutter Hartwig sich Ruhe gönnen, wenn eine Schwiegertochter im Hause wäre — — Sie wissen eben nicht, was eine Schwiegertochter ist, mein liebes Fräulein Komteßchen, Schwiegertöchter verstehen nichts vom Wirtschaften, Schwiegertöchter lassen den Braten anbrennen, versalzen die Suppe und brauchen zum Eierkuchen zu viel Fett — ja wohl, mein liebes Fräulein Komteßchen, viel zu viel Fett! Und für viel Fett zum Eierkuchen ist Mutter Hartwig gar nicht. — — Was ich sagen wollte — Sie dürfen mir's aber nicht übel nehmen?

Eva: Ihnen nehme ich nichts übel.

Hartwig: Ist es wahr, daß Sie den Grafen heiraten werden?

Eva: Ich bin mit ihm seit diesem Morgen verlobt.

Hartwig: Sie sind mit ihm seit diesem Morgen verlobt. — — Viel Glück! Glück und Segen! Ein so hübscher, feiner Herr! Sie passen beide prächtig zusammen; zwei so junge, schöne, adlige Menschen. Gleich und gleich gesellt sich gern, wie meine Alte immer sagt. — — Sie haben Ihren Verlobten wohl sehr lieb?

Eva: Ja.

Hartwig: Sie werden sehr glücklich sein, sehr, sehr glücklich. Ihr Mann wird Sie auf Händen tragen, Sie werden geliebt und bewundert werden, wohin Sie kommen. Wer Sie sieht,

dem wird zumute sein, als ob über der dunkeln Welt die Sonne aufgehe. — — Und Sie sind mir wirklich nicht böse?

Eva: Sehr böse, Sie werden mich noch eitel machen, lieber Freund.

Hartwig: Das war ein gutes Wort von Ihnen. Denn ich bin Ihr Freund! Stellen Sie mich auf die Probe, Sie und Ihr Vater.

Eva: Sie sind meinem Vater eine große Stütze.

Hartwig: Ihr Herr Vater vertraut mir, das beglückt mich, das macht mich stolz.

Eva: Mein Vater versteht nicht viel von Geschäften.

Hartwig: Wie sollte er? Ein Edelmann!

Eva: Diese Neue Australische Aktiengesellschaft macht ihm viel Sorge.

Hartwig: Es geht alles vortrefflich. Sobald meine Arbeiter unter Dach und Fach sind, kaufe ich an Aktien auf, was ich bekomme.

Eva: Sie sind selbstverständlich in alles eingeweiht?

Hartwig: Ihr Herr Vater hat mir über alles Mitteilung gemacht.

Eva: Auch sonst sind Sie genau informiert?

Hartwig: Auch sonst? Nein.

Eva: Ist das nicht etwas leichtsinnig?

Hartwig: Sie vergessen, daß Ihr Herr Vater genau informiert ist. — — Herrgott, meine Rede!

Eva: Sie wollen eine Rede halten?

Hartwig: Auf Ihren Herrn Vater.

Eva: Das ist schön von Ihnen. Sagen Sie meinem Vater ein paar herzliche Worte. Es wird ihm wohltun.

Hartwig: Augenblicklich will ich den Herrn Grafen aufsuchen.

Eva: Ich komme gleich.

Hartwig (lacht): Sie wollen meine Rede wohl lieber aus der Ferne anhören, weil Sie glauben, daß ich stecken bleibe. Es ist auch eine riskante Sache; besonders für jemand meines Schlages. Doch ich denke, was aus dem Herzen kommt, das — —

Eva: Geht zu Herzen. (Gibt ihm die Hand.)

Hartwig: Jetzt bleibe ich gewiß nicht stecken. (Ab.)

Sechste Szene

Eva. Graf, blaß und verstört aus seinem Kabinett. Diese Szene muß in sehr schnellem Tempo und mit möglichst unterdrückter Stimme gespielt werden.

Eva (Hartwig nachschauend): Das ist nun doch ein guter Mensch. (Wendet sich, erblickt ihren Vater.) Papa! — Was ist dir?

Graf (mühsam seine Haltung bewahrend): Ich mußte mich etwas zurückziehen. — — Kam noch immer keine Depesche?

Eva: Erwartest du wichtige Nachrichten?

Graf: Ich begreife nicht, warum der Justizrat nicht telegraphiert.

Eva (ist zu ihrem Vater geeilt): Ach, Papa!

Graf: Geschäfte, Kind!

Eva: Es geht etwas vor. Welches Unglück droht uns?

Graf: Du bist meine gute Tochter, mein heißgeliebtes Kind.

Eva: Du willst es mir nicht sagen?

Graf: Ich bin nervös. Seit vielen Wochen täglich diese Aufregungen.

Eva: Weiß Hartwig von deinen Sorgen?

Graf: Wie kommst du auf den? Was sollte Hartwig wissen. Er kann doch nicht helfen.

Eva: Dann muß es ein großes Unglück sein. Es ist doch kein Unrecht dabei?

Graf: Was fällt dir ein?

Eva: Da du es auch Hartwig verschweigst.

Graf (abbrechend): Wir müssen uns um unsere Gäste kümmern.

Eva: Laß mich Hartwig rufen.

Graf: Still!

Eva: Wenn Mama noch lebte — vor Mama würdest du keine Geheimnisse haben. Meine Mutter ist tot, sie hat mich dir zurückgelassen.

Graf (zieht sie an sich): Du wirst mich nicht verdammen?

Eva: Ich dich verdammen?

Graf (mit heiserer Stimme): Deinetwillen tat ich's.

Eva (sieht ihren Vater voller Entsetzen an): Meinetwillen — — Was tatest du um meinetwillen? Da es um meinetwillen geschehen ist, muß ich's wissen.

Graf: Sie verleiteten mich, ich ließ mich überreden.

Eva: Zu einem Unrecht?

Graf: Ich hielt es anfangs für ein durchaus solides Unternehmen.

Eva: Du sprichst doch nicht von der Evamine?

Graf (flüstert ihr zu): Wir waren am Ruin, du solltest nicht die Armut kennen lernen.

Eva (entzieht sich ihm): Was hätte mir das getan? Was hätte es mir getan, wenn ich gehungert hätte! Jeden Tag, jede Stunde kommen Tausende um im Elend. Warum sollen wir es besser haben?

Graf: Sprich leise.

Eva: Um meinetwillen begingst du ein Unrecht? Damit ich ein Spitzenkleid tragen kann, Perlen und Juwelen — — Ich will sie nicht, ich will sie nicht! (Reißt sich mit zitternden Händen den Schmuck ab.)

Graf: Wenn jemand dich hörte — —

Eva: Wir sind doch die einzigen, welche unter dem Unrecht, das du um meinetwillen tatest, leiden werden; nur du und ich?

Graf (angstvoll um sich schauend): Leise, leise!

Eva (kniet vor ihm nieder, umfaßt ihn): Nur das sage mir: Wir beide sind doch die einzigen?

Graf: Man kommt! Steh auf! Sie suchen uns — — So höre doch! Du sollst aufstehen. (Reißt sie empor.)

Aus dem Saal Hartwig, Wolf, Pastor, Hempel, Braun mit ihren Frauen. Gäste. Alle mit Champagnergläsern.

Siebente Szene

Vorige. Hempel, Braun, Pastor mit ihren Frauen. Hartwig. Wolf. Gäste. Später ein Diener. Zum Schluß Elimar. Die Gäste bleiben im Saal, füllen die Tür.

Wolf: Hier ist der Herr Graf!

Pastor (tritt mit erhobenem Glase feierlich auf den Grafen zu): Wir suchten Sie, hochverehrter Gastgeber und Gönner, um, nachdem wir uns an irdischen Genüssen erquickten — —

Hempel (drängt sich vor): Sie haben nicht das Wort, Pastor. Sie sind kein Aktionär! Warten Sie bis Sonntag, Sonntag

haben Sie das Wort, Sie ganz allein; Sonntag kann Ihnen der Teufel selber nicht dreinreden.

Pastor (milde): Nehme ich auch nicht im weltlichen Sinne an dem schönen Unternehmen unseres verehrten Gastgebers und Gönners teil, so wird mir als Seelenhirt dieser frommen Gemeinde doch wohl gestattet sein, im christlichen Sinne also zu sprechen: Lange möge sie duften und blühen, die goldene Blume — —

Braun: Hartwig hat das Wort!

Pastor zieht sich zurück.

Stellung:

Gäste

Braun Hartwig

Hempel Graf

Pastor

Wolf Eva

Hartwig (einfach und herzlich): Lieber Herr Graf. Wir alle haben das Bedürfnis, Ihnen aus vollem Herzen zu danken. Nicht nur, daß Sie uns schlichte Menschen wie Freunde bei sich aufnehmen und an Ihrem Tische niedersitzen lassen — es liegt Ihnen auch unser aller Wohl wie einem Freunde am Herzen. Denn nur darum — das weiß ich, der ich Sie kenne, das wissen wir alle — — (Von allen Seiten lebhafte Zustimmung.) Lediglich um unseres Wohles willen haben Sie sich an die Spitze eines Unternehmens gestellt, welches die Männer, die es ins Leben riefen, zum Dank für Ihre edle Mitwirkung durch den schönsten aller Namen geadelt haben: durch den Namen Ihrer holdseligen Tochter: die Evamine! — Leider Gottes gibt es in unserem Tal viel Elend und Armut, trotz des besten Willens von uns allen, den Wohlstand unserer lieben Heimat zu heben. Aber keiner von uns allen hat sich die allgemeine Not so zu Herzen genommen wie Sie, keiner von uns allen hat sich um das allgemeine Wohl solche Verdienste erworben wie Sie. Denn Sie haben unserm Tal die

Evamine geschenkt, diese Goldgrube, welche verheißt, für uns alle — besonders für die kleinen Leute — zu einer Quelle des Wohlstands zu werden. Die Evamine! Ich kann es nicht sagen, wie glücklich, wie stolz es mich macht, daß dieser Name schon jetzt beinahe in jeder Hütte genannt wird: Mit einem Segensspruch, wie ein Segensspruch. (Halblaut:) Ich glaube, dem Fräulein Komteßchen ist nicht ganz wohl?

Eva (winkt ihm, weiter zu sprechen).

Hartwig (Eva ansehend): Wie ein Segensspruch. — — Und daß Sie gerade mich einfachen Mann dazu ausersahen, diesen teuern Namen unter das Volk zu bringen, gerade mich — —. Aber ich fürchte wirklich, dem Fräulein Komteßchen ist etwas zugestoßen.

Die Gäste werden unruhig.

Eva: Vater, hast du Herrn Hartwig auf seine Rede nichts zu erwidern.

Diener kommt von links mit einem Telegramm, geht vorn über die Bühne; Eva tritt ihm entgegen, nimmt ihm die Depesche ab.

Graf (ohne die Depesche gesehen zu haben, in nervöser Aufregung): Herr Hartwig und meine Herren! Das große Vertrauen, welches Sie in mich setzen, beschämt mich — —

Hempel (vortretend): Oho! Da muß ich denn doch sehr bitten. — — So laß mich doch, Dörte! Als freisinniger Mann habe ich jetzt das Wort. Und ich sage: so lange die Evamine fünfzehn Prozent Dividende trägt, kann von Schämen nicht die Rede sein.

Hartwig (ist zu Eva getreten): Die Depesche wird doch nichts Schlimmes bringen?

Graf: Man hat mich unterbrochen. Ich wollte Ihnen sagen — — sagen wollte ich Ihnen, meine Herren, daß ich das Vertrauen, welches Sie mir schenken, stets rechtfertigen werde.

Hempel und Braun: Stets! Stets!

Eva: Vater!

Graf: — — stets rechtfertigen werde. Freilich bin ich nur ein Mensch und als solcher dem Irrtum unterworfen — —

Pastor: Sehr wahr! Sehr christlich!

Graf: Das bitte ich Sie zu bedenken. Ich will — — (Sieht die Depesche.) Eine Depesche!

Elimar kommt.

Eva: Laß mich das Telegramm öffnen. (Zu den Gästen:) Es kommt nämlich von Justizrat Horn und bringt eine wichtige Nachricht über die Neue Westfälische Gesellschaft. (Öffnet das Telegramm, liest es.)

Alle: Über die Neue Westfälische?

Graf: Eva!

Eva: Sie müssen es ja doch erfahren. — — Hartwig, mein armer, lieber Freund, meine armen Freunde, mein Vater hat Ihnen eine traurige Mitteilung zu machen; die Neue Westfälische Gesellschaft hat falliert.

Graf (sinkt in einen Stuhl).

Alle (durcheinander): Falliert! Die Neue Westfälische hat falliert! — Graf Düren! — Nicht doch! — Hartwig! — Johannes Hartwig! — Der hat uns zugeredet! — Der hat die Schuld! — Wir sind ruiniert! — Hartwig! — Johannes Hartwig! — Betrug! — Wir sind betrogen! — Hartwig! — Falliert! Falliert!

Die Dienerschaft versammelt sich im Saal.

Hartwig: Ruhig, seid ruhig! Es ist nicht möglich. — Wo ist die Depesche?

Eva (gibt ihm das Telegramm).

Hartwig (ringt nach Fassung): Ich kann nichts sehen.

Wolf: Ruhe!

Alle: Ruhe! (Es wird still.)

Hartwig (liest): „Alle Anstrengungen vergebens. Die Bank nicht länger zu halten. Zwei Millionen Passiva. Bleiben Sie ruhig. Sie tragen keine Verantwortung. Horn."

Pause.

Einer der Gäste: Hartwig trägt die Verantwortung.

Alle (durcheinander): Hartwig trägt die Verantwortung! Hartwig hat uns ins Unglück gebracht! Hartwig hat uns ruiniert!

Eva (tritt zu ihrem Vater): So verteidige ihn doch!

Graf: Elimar — —

Elimar (tritt zu ihm).

Pastor (stöhnt auf).

Wolf: Was ist Ihnen, Herr Pastor? Ihre Aktien stehen sicher: Das Himmelreich macht nicht Bankerott wie die Neue Westfälische. Sie wären — —

Pastor: Aktionär der Evamine. (Grob:) Natürlich bin ich's. (Stürzt fort.)

Frau Pastor: Schöller! (Folgt ihm.)

Wolf (tritt unter die Gäste): Hartwig erleidet bei dem Bankrott keine Verluste; denn Hartwig war nicht Aktionär, Hartwig wollte erst Aktionär werden — wenn sein Arbeiterhaus fix und fertig stand.

Hartwig: Allmächtiger Gott! (Sinkt in einen Stuhl. Pause.)

Hempel (den Frau Dörte vergebens zu beschwichtigen sucht): Laß mich, Dörte! Ich muß reden, ich muß es ihm ins Gesicht sagen, daß er — — (tritt schwerfällig auf Hartwig zu) ein Schuft ist.

Hartwig (springt auf, will Hempel ins Gesicht schlagen, taumelt zurück, dann stammelnd): Nicht doch, nicht doch! Ruhig, ruhig! Wenn deine Mutter hier wäre, die würde sagen: „Ruhig, mein Sohn, ruhig, mein Junge!" (Mit gewaltiger Selbstbeherrschung:) Ich will ruhig sein! (Wendet sich.) Ihr alle, ich bitte euch — wenn ihr noch auf mich hören wollt — laßt mich einen Augenblick mit dem Herrn Grafen allein; ich habe den Herrn Grafen einiges zu fragen; nur einen Augenblick, meine Freunde.

Frau Dörte: Komm, Benjamin. (Führt ihren Mann in den Saal; die andern folgen.)

Hartwig (zu Eva): Wollen nicht auch Sie, liebes Fräulein Komtesse — —

Eva: Ich bleibe hier.

Hartwig (geht und schließt sämtliche Türen. Pause).

Achte Szene

Hartwig. Graf. Eva. Elimar. Zum Schluß Hempel, Braun mit Frauen. Gäste. Diener.

Stellung

Eva

Hartwig Elimar

Graf

Hartwig (tritt vor den Grafen): Ich möchte Sie fragen, Herr Graf — —

Elimar (steht neben dem Grafen): Ich möchte Ihnen vor allen Dingen raten, Herr Fabrikant, Ihre Fragen in einem anderen Ton und mit einer anderen Miene zu stellen; denn ich werde in diesem Hause einen solchen Ton und eine solche Miene von Ihnen nicht dulden.

Graf: Nein, Elimar, nicht so, lieber Sohn, nicht so.

Hartwig: Lassen Sie den jungen Herrn doch seine Meinung sagen, Herr Graf. Sie haben recht, junger Herr: mein Ton und meine Miene mögen nicht so sein, wie sie in diesem Hause sein sollten.

Eva: Würdigen Sie den Grafen keiner Antwort.

Elimar: Du vergissest dich!

Hartwig: Der junge Herr hat wieder recht. Liebes Fräulein Komtesse, Sie vergessen, wer er ist: ein vornehmer Herr und Ihr Bräutigam, und wer bin ich: ein bäurischer Geselle und ein Schuft.

Eva: Sie sind ein Ehrenmann.

Hartwig (schluchzt auf): Oh!

Eva: Fragen Sie meinen Vater! Mein Vater muß Ihnen Rede stehen.

Elimar: Ja, sagen Sie jenem Menschen: er sei ein Unverschämter! Sagen Sie ihm: ein Graf Düren könnte jede seiner Handlungen verantworten, mit seinem Namen dafür einstehen.

Hartwig: Ich danke Ihnen, junger Herr. Das möchte ich von dem Herrn Grafen hören, nichts weiter als das. — — Nicht wahr, Herr Graf: Sie können Ihre Handlungsweise verantworten? Sie wußten nicht, wie es um die Gesellschaft stand — trotzdem Sie sich sozusagen an der Spitze des Unternehmens befanden, wußten Sie es nicht. Man hat Sie getäuscht und hintergangen; man hat Ihren arglosen Charakter benutzt, Ihren alten Namen gemißbraucht und Sie schändlich belogen und betrogen. So kam es, daß Sie andere, die Ihnen vertrauten, täuschten und hintergingen; nur so kann es gekommen sein. Dem Himmel sei Dank! Sie haben von nichts gewußt!

Eva: Vater, antworte Hartwig, verantworte dich!

Elimar: Wenn die Sachen so stehen — — (Tritt von dem Grafen fort.)

Graf: Später! Später werde ich alles erklären, alles! Jetzt — — (Erhebt sich mühsam.)

Eva: Gleich jetzt, gleich diesen Augenblick mußt du alles erklären!

Pause.

Hartwig: Lassen Sie Ihren Herrn Vater, liebes Fräulein Komteßchen. — — Ach, Fräulein Komtesse! (Verbirgt sein Gesicht in seine Hände.)

Graf: Führt mich fort!

Elimar (bleibt stehen).

Graf: Eva!

Eva (nähert sich langsam ihrem Vater).

Graf (stöhnt auf): Ich kann allein. (Geht schwankend in sein Kabinett.)

Neunte Szene

Hartwig. Eva. Elimar. Dann Hempel mit seiner Frau. Gäste. Diener.

Hartwig: Sollten Sie nicht zu Ihrem Herrn Vater gehen? — — Was ist das?

Geräusch einer schnell näherkommenden, aufgeregten Menge. Die Saaltür wird aufgestoßen, Hempel und Frau, Gäste, Diener.

Elimar (tritt ans Fenster, öffnet es).

Frau Dörte: Benjamin Hempel, du hast noch nie einen Freund im Stich gelassen.

Hempel (geht von ihr fort).

Frau Dörte (tritt zu Hartwig, der lauschend im Vordergrunde steht): Seid ein Mann, Johannes. Wer von Euch Schlechtes denken kann, der hat Euch eben nicht gekannt. (Will seine Hand fassen.)

Hartwig: Nein, Frau Dörte! Meine Hand muß erst rein gewaschen sein, ehe ich sie Ihnen wieder geben kann. — Was bedeutet der Lärm?

Frau Dörte: Darum sagt' ich: Seid ein Mann, Johannes!

Hartwig: Meine Arbeiter!

Elimar (am Fenster): Ich lasse auf die Bande schießen!

Hartwig: Das werden Sie nicht, junger Herr! Denn das sind meine Arbeiter, meine armen, braven Jungens, die von mir

um ihre paar mühsam ersparten Groschen gebracht worden sind, und die jetzt kommen, um mich zur Rechenschaft zu ziehen. Ich will zu ihnen, ich will — —

Der Lärm wächst.

Frau Dörte: Laßt ihn nicht hinaus! Es gibt ein Unglück!

Die Gäste (drängen sich zwischen Hartwig und die Tür).

Hartwig (mächtig): Aus dem Weg! (Man läßt ihn durch.)

Eva: Warten Sie, Hartwig! Ich gehe mit Ihnen.

Elimar: Eva! — — Wenn du einen Schritt mit diesem Manne tust, sind wir geschieden.

Eva (sich in der Tür zurückwendend): Geschieden. (Eilt Hartwig nach.)

Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt

Ein geräumiges Zimmer in einem altertümlichen Bürgerhause. Großmustrige braune Tapete, Plafond mit Stukkaturen, massive geradlinige Möbel; die Sessel mit braunem Wollstoff bezogen. An den Wänden Kupferstiche. Im Hintergrund Erker mit sogenanntem „Tritt". In dem Erker ein Nähtisch. Auf dem Fensterbrett ein Efeustock. In der Nähe des Erkers ein altmodischer Sekretär. Links vorn ein Kachelofen. Davor ein Lehnstuhl und ein Spinnrad. Etwas seitlich Stuhl und Tisch, darauf eine Lampe, die Bibel mit einer Brille. Rechts vorn ein runder Tisch mit brauner Decke. Eine Tür im Hintergrund führt auf den Flur, links geht es in die sogenannte „gute Stube", rechts ins Kinderzimmer. Neben der Tür im Hintergrund eine Schwarzwälderuhr. Zwischen dieser Tür und der Tür links an der Wand ein Spiegel, darunter ein Tischchen mit einem Vogelbauer. Durch die Fenster des Erkers Blick auf beschneite Dächer.

Erste Szene

Im Erker Eva im schwarzen Kleid, an einem Kinderröckchen nähend; zu ihren Füßen spielt das dreijährige Lieschen mit einer Puppe. Auf einem Lehnstuhl sitzt die Mutter, altfränkisch, bürgerliche Tracht und spinnt. Die Uhr schlägt vier. Es beginnt zu schneien.

Eva (sieht von ihrer Arbeit auf): Erst vier. (Seufzt.)

Mutter: Schon vier! Dir freilich kann der Tag nicht schnell genug vergehen.

Eva: Um fünf ist's jetzt schon Nacht. Und die langen, langen Abende.

Mutter: Wenn man den lieben, langen Abend die Hände in den Schoß legt — —

Eva: Ich würde gern nähen; aber du weißt, Johannes leidet es des Abends nicht — meiner Augen wegen.

Mutter: Als ich jung war, saßen wir bei einem Talglicht bis spät in die Nacht hinein, spannen und flickten, und unseren Augen tat es nichts.

Eva: Johannes bleibt heute lange im Bureau. Warum er wohl auch zu Mittag nicht nach Hause kam?

Mutter: Weil er arbeiten mußte, der arme Junge.

Eva: Könnt' ich's ihm abnehmen. — — Was willst du, Lieschen? (Nimmt das Kind auf den Schoß.) Sieh, wie die lieben Englein im Himmel ihre Bettlein ausklopfen. Alle die vielen weichen, weißen Federn! Die lieben Englein decken die arme Erde zu, damit sie nicht friert.

Mutter: Hör du, was ich sage. — Freilich, dich wickelte dein Mann am liebsten in Sammet und Seide und setzte dich in den Glasschrank. Aber ob seine sechsundsiebenzigjährige Mutter sich die Füße wund läuft und Schwielen an die Hände spinnt, ist ihm ganz gleich. Ich bin ja auch keine Prinzessin! Ich habe in keinem Schlosse gewohnt, unter keinen seidenen Decken geschlafen und geholfen, anderer Leute ehrlich verdientes Geld zu vertun.

Eva: Ich bitte dich, Mutter, sei still von den alten Geschichten; es ist heute so wie so solch trüber Tag.

Mutter: Willst du leugnen, daß durch deinen gräflichen Herrn Vater Hunderte zu Bettlern geworden sind?

Eva: Nicht ein einziger; denn Johannes gab alles hin, was er besaß. Du weißt, wie ich's ihm gedankt habe. (Setzt das Kind nieder.)

Mutter: Du hättest es dem Johannes gedankt?

Eva: Bin ich nicht seine Frau geworden?

Mutter: Danke du deinem Schöpfer, daß mein Sohn dich zur Frau genommen hat. Wer hätte sich deiner wohl annehmen sollen? Dein gräflicher Herr Vater schoß sich eine Kugel vor

den Kopf, um alles mit einem Male los zu werden: Armut und Schande; und dein gräflicher Herr Liebster — —

Eva (steht auf): Davon schweig!

Mutter: Willst du, junges Ding, mir im Hause meines Sohnes den Mund verbieten? Du, durch die alles Unheil gekommen ist!

Eva: Schelte mich, beschimpfe mich; aber das darfst du nicht wieder sagen.

Mutter: Oho! Sprichst du so mit mir? (Steht auf.)

Kind: Mutter! (Weint.)

Eva (heftig erschrocken): Das Kind! (Kauert sich neben das Kind.) Still, Lieschen. Es ist nichts, mein süßes Kind. Großmutter ist nicht böse, Großmutter spaßt nur. — — Wo hast du dein Annemariechen? Wollen wir dein Annemariechen tanzen lassen! Lala! Tralalala! Die lustige Musik! Und wie das Annemariechen springt. Lala! Tralalala!

Kind (lacht).

Mutter: Lieschen!

Eva (steht auf, halblaut): Laß jetzt das Kind.

Mutter: Du darfst dem Lieschen nichts vorlügen.

Eva: Vorlügen?

Mutter (hat sich wieder gesetzt): Denn ich habe nicht gespaßt; nein, Lieschen, gar nicht.

Eva: Mutter! — — Komm, Lieschen, wir wollen zur Dorothee in die Küche; die gute Dorothee erzählt dem Lieschen Geschichten: von Schneewittchen in den Bergen bei den sieben Zwergen. Und vom armen Aschenbrödel. Weißt du noch? „Die guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen."

Mutter: Wenn deine Mama dich nicht haben mag, so komm du nur zu deiner alten Großmutter. Komm, komm, mein Goldchen.

Eva: Ach Gott!

Kind (nimmt die Puppe, läuft zur Großmutter).

Mutter: Setze dich auf die Hutsche; mußt aber artig sein. Bekommst auch einen gebratenen Apfel. — Siehst du, wie brav es gleich ist. Du hast eben nicht die rechte Art mit dem Kinde. (Sieht Eva an.) Maulst wohl mit mir?

Eva (antwortet nicht, geht nach dem Erker. Man hört draußen auf dem Flur Hartwig den Schnee abstampfen).

Mutter: Da kommt dein Mann. Verpetz mich nur wieder bei ihm.

Hartwig kommt.

Zweite Szene

Vorige. Hartwig. Dann Dorothee. Später ohne Dorothee und Lieschen.

Hartwig (den Schnee abschüttelnd): Guten Abend, liebe Mutter, guten Abend, Weib! Heute war ich lang von Haus. Aber wenn ihr wüßtet — — Was machst du denn für ein Gesicht, kleine Frau?

Mutter: Du kennst sie ja. — — Schwiegertochter, siehst du nicht, daß dein Mann halb erfroren ist? Hilf ihm den Rock aus.

Eva (geht zu ihrem Mann).

Hartwig: Du verwöhnst mich! (Macht ihr ein Zeichen, die Mutter meinend.)

Eva (schüttelt leicht den Kopf, nimmt Hut und Rock und hängt beides auf).

Mutter: Mein armer Junge, deine Frau verwöhnt dich nicht, — — Schwiegertochter, bring deinem Mann den Kaffee. Ich habe die Kanne in die Röhre gestellt.

Eva (geht zum Ofen, holt den Kaffee, holt aus einem Schrank eine Tasse, Zucker und Weißbrot, stellt alles auf den Tisch).

Hartwig (steht in der Mitte des Zimmers, sieht von einer zur andern): Ich hatte mich so gefreut; nun habt ihr mir die ganze Freude verdorben. (Geht langsam nach dem Tisch rechts.)

Mutter: Hast dich wieder den ganzen Tag plagen müssen?

Hartwig: Davon sprach ich nicht. (Setzt sich.)

Mutter: Nun ja, ich weiß. Mein guter Hans, mein armes Hänschen.

Eva (schenkt ihrem Mann Kaffee ein).

Hartwig (halblaut): Hast du geweint?

Eva: Nein.

Hartwig: Ich seh's deinen Augen an. Du mußt es nicht sagen, wenn es nicht wahr ist.

Mutter (hustet).

Hartwig: Wie erkältet du wieder bist. Ihr solltet im Wohnzimmer mehr heizen.

Mutter: O darum hust' ich nicht. Für mich ist's warm genug, Holz kostet Geld, und wir haben's nicht. Ich kann ja auch etwas frieren. Deine Frau freilich ist's anders gewöhnt.

Hartwig (gutmütig): Zu einem warmen Zimmer reicht's wohl noch. — — Setze dich zu mir, du weißt, ich hab's gern.

Eva (setzt sich zu ihrem Mann).

Mutter: Du tust für deine Frau, was du ihr an den Augen absehen kannst; aber sie — —

Hartwig: Nein, Mutter, das kannst du von Eva nicht sagen. —

Mutter (weinerlich): Ich sage ja kein Wort; ich schweige ja zu allem. Ich kann's ja auch! Was hat eine achtzigjährige Mutter zu sagen, wenn eine junge Schwiegertochter im Hause ist.

Hartwig: In deines Sohnes Haus bist du die erste. Das weißt du. Was hat's denn wieder gegeben?

Eva (steht auf; halblaut): Denke an das Kind.

Hartwig: Du hast recht. (Geht zur Tür, ruft hinaus:) Dorothee!

Dorothee kommt.

Hartwig: Nimm Lieschen zu dir hinüber.

Mutter: Sei ein liebes Liesele, geh mit der guten Dorothee. Großmutter schenkt dir auch was.

Dorothee trägt das Kind hinaus.

Mutter: Es ist merkwürdig, mir folgt das Kind immer.

Hartwig: Jetzt sage, Frau: hast du die Mutter gekränkt? —

Eva: Nein, Johannes.

Mutter: Wer sollte mich kränken? Ich bin eine einsame, alte Frau, um die niemand sich kümmert.

Hartwig: Liebe Mutter! (Geht zu ihr.)

Mutter: Ja du! Du bist mein lieber Sohn, mein guter Junge. Aber komm nicht zu mir, du kränkst deine Frau.

Hartwig: Das sind Einbildungen.

Mutter: Sag's nur! Sag's nur gerade heraus, daß ich unrecht habe.

Hartwig: Du hast heute deinen schlimmen Tag.

Mutter: Frage deine Frau; sie wird dir sagen, was ich getan habe.

Hartwig: Nun, Eva?

Eva: Deine Mutter war ungerecht gegen mich.

Hartwig: Das will ich nicht hoffen.

Mutter: Wenn deine Frau es sagt, wird es wohl wahr sein. Deine Frau lügt ja wohl nicht.

Eva: Deine Mutter warf mir vor, ich sei müßig im Hause. Ich tue, was ich kann, so viel deine Mutter mir zu tun erlaubt. Ich bitte sie jeden Tag, mich ihr helfen zu lassen.

Mutter: Soll ich mit meinen achtzig Jahren noch in der Küche stehen und deine Frau Suppe kochen lehren? Warum hat sich mein Sohn eine Prinzessin zur Frau genommen? Ich hab's ihm nicht geheißen.

Hartwig: O Mutter.

Eva: Deine Mutter beklagt sich, du nähmst zu viel Rücksicht auf mich; tu das nicht, Johannes. Es ist ja sehr gütig von dir, aber es bringt Unfrieden ins Haus.

Mutter: Unfrieden ist schon lange in diesem Hause.

Hartwig: So meint es die Mutter nicht.

Eva: Du weißt recht gut, daß sie es so meint.

Mutter: Was sagt deine Frau gegen mich, mein Hänschen?

Hartwig (ist zu Eva gegangen): Habe Nachsicht mit ihr. Früher war sie nicht so.

Eva (herb): Erst seitdem ich im Hause bin — —

Hartwig: Das Unglück, welches uns betroffen hat, machte sie allerdings nicht weicher.

Eva: Sondern hart und ungerecht. Und du lässest es geschehen.

Hartwig: Sie ist eine alte Frau und hat mich geboren. Hilf mir bis zuletzt ein guter Sohn zu sein.

Eva: Das tu' ich.

Hartwig: Du könntest etwas nachgiebiger sein.

Eva: Ich tu' was ich kann — ich ganz allein, mit meinen schwachen Kräften. Denn du lässest es geschehen.

Hartwig: Was laß ich geschehen?

Eva (leidenschaftlich): Daß ich in deinem Hause mißhandelt werde. (Geht von ihrem Manne fort, in den Erker.)

Mutter (steht auf): Wenn deine Frau sagt, daß deine Mutter in dieses Haus den Unfrieden bringt, so kann deine alte Mutter ja aus dem Hause gehen.

Hartwig: Ich bitte dich, Mutter — —

Mutter: Deine Frau bittet mich nicht.

Hartwig: Eva!

Mutter: Laß, mein Sohn; laß es gut sein, mein Junge. Ich bin eine alte, einsame Frau, um die niemand sich kümmert. Aber wenn deine Frau deine Mutter auch nicht bittet, daß sie bleiben soll — — Komm her, Hänschen, ich will dir etwas sagen. (Flüstert ihm zu:) Deine Mutter bleibt doch. (Geht ab nach rechts.)

Dritte Szene

Eva. Hartwig. Eva steht im Erker, sieht in das Schneetreiben hinaus.

Hartwig (geht langsam durch das Zimmer, bleibt stehen): Eva! — Du träumst wieder.

Eva (wendet sich nach ihm um).

Hartwig: Das hättest du nicht sagen sollen. — Wohin willst du?

Eva: Hinüber.

Hartwig: Es ist eine häßliche Angewohnheit von dir. So oft ich etwas mit dir bereden will, gehst du stumm aus dem Zimmer. Es bringt mich jedesmal auf.

Eva (bleibt stehen).

Hartwig: Was meintest du damit, daß ich dich in meinem Hause mißhandeln ließe?

Eva: Man mißhandelt einen Menschen, wenn man ungerecht gegen ihn ist.

Hartwig: Bist du etwa immer gerecht gegen meine Mutter? Du denkst nicht daran, was die alte Frau gelitten hat.

Eva: Ich denke daran; jeden Tag, jede Stunde denk' ich daran! Ich habe gar keinen anderen Gedanken. Es steht mit flammenden Buchstaben in meiner Seele geschrieben, was sie gelitten hat und durch wessen Schuld. Du aber — —

Hartwig: Ich?

Eva: Gib mir deine Hand, sei wieder gut. Wir beide dürfen uns keine bösen Worte sagen, wir zwei müssen gute Kameradschaft halten. Es ist ja nicht immer so wie heute. Helle Tage werden kommen, Frühling wird's wieder. Du hast recht: ich

will mich bemühen, weicher gegen deine Mutter zu sein, noch mehr an alles zu denken. Ich will sie wegen meiner Härte um Verzeihung bitten, wenn du es wünschen solltest. — Wünschest du es?

Hartwig: Ich würde dir sehr dankbar sein; — es ist ja nur um des lieben Friedens willen. Laß mir doch deine Hand.

Eva (kalt): Ich muß den Tisch abräumen.

Hartwig: Was sagst du dazu: wir bekommen heute abend Gäste. Rate, wen?

Eva (gleichgültig): Ich weiß nicht.

Hartwig: Unsere lieben Hempels kommen, Brauns und Pastors. Warum ich sie eingeladen, sollt ihr aber erst heute abend erfahren; ich will euch überraschen. Das Essen bestellte ich bei der Roßwirtin — — du wunderst dich ja gar nicht?

Eva: O doch.

Hartwig: Du mußt dein neues Kleid anziehen und die gute Stube heizen lassen. Ich wollte es euch gleich sagen, aber ihr verdarbt mir meine ganze gute Laune.

Eva: Jetzt bist du wieder heiter.

Hartwig: Zum erstenmal wieder unsere alten Freunde bei uns, — nach vier Jahren! Das ist ein Ereignis. Bist du nicht neugierig?

Eva: Ich werd' es ja heute abend erfahren.

Hartwig: Deshalb könntest du doch etwas neugierig sein. — Mein Maschinenmeister, der Leonhard, ist der einzige, dem ich's sagte. Wie der gute Junge sich freute! Ein prächtiger Mensch, der Leonhard; freilich nur ein Handwerker, aber das bin ich ja eigentlich auch.

Eva: Lade ihn doch für heute abend ein.

Hartwig: Er wird sich genieren, der gute Leonhard — deinetwegen.

Eva: Das täte mir leid.

Hartwig: Du bist eben für die Leute noch immer das Fräulein Komtesse: die Gräfin.

Eva: Ich möchte für jedermann nur deine Frau sein.

Hartwig: Gewiß, aber die Gräfin steckt dir nun einmal im Blute — wenigstens sagen es die Leute. Ich finde es nicht;

mir bist du gerade recht, wie du bist. (Küßt sie auf die Stirn.) Aber nun muß ich's der Mutter wegen heut' abend sagen und den Leonhard einladen. Auch ist mir's heut' zwischen unseren vier Wänden zu eng. (Holt sich Hut und Rock.) Also dein neues Kleid, und daß die Dorothee die gute Stube heizt. Bleib nur, ich sag's ihr selbst. Schlag sieben sind sie da. (Geht nach rechts ab.)

Vierte Szene

Eva. Dann Frau Dörte. Gegen Schluß dieser Szene wird es dämmerig.

Eva (allein. Sie seufzt tief auf, fährt sich mit der Hand über die Stirn, geht langsam durch das Zimmer, kommt zu dem Tisch mit dem Vogelbauer, bleibt davor stehen): Armer Gefangener! Sitzest im Käfig und singst. Ich bin längst stille geworden.

Frau Dörte macht die Tür auf, ruft zurück.

Frau Dörte: Stell den Korb nur hin, Anne; die Dorothee holt ihn schon. (Kommt herein.) Ganz allein, junges Frauchen?

Eva: Mein Mann ist noch einmal ausgegangen. Sie sind ja heute abend bei uns.

Frau Dörte (setzt sich an den Tisch, rechts vorn): Was ist denn bei euch los? Pastors und Amtmanns kommen ja auch. Es gibt ja eine ordentliche Fête.

Eva (hat sich zu ihr gesetzt): Bis vor einer halben Stunde wußt' ich selber nichts davon.

Frau Dörte: Also darum hat Ihr Johannes das Essen bei der Roßwirtin bestellt: Hühnerfrikassee, Sauerbraten und Reispudding. Als sollte Kindstaufe sein. Gute zwei Stunden haben ich und mein Hempel gesessen und uns den Kopf zerbrochen. Dann meinte mein Hempel: ich sollte doch einmal herüberspringen, ob wir euch mit irgend was aushelfen könnten — wir haben nämlich gerade frisch gebraut. Und auch sonst: Braucht ihr nichts, Leutchen? Keine silbernen Leuchter oder so was? Das Zeug steht ja doch nur in der Servante.

Eva: Sollte uns etwas fehlen, so bitte ich Sie.

Frau Dörte: Eins habe ich euch gleich mitgebracht, von unserm guten Obst: Hasenköpfe und Birnblanks. Die gibt's um diese

Zeit in der ganzen Stadt nur noch bei Hempels. Und da es heut' abend bei euch hoch hergeht, so meinte mein Hempel — —

Eva: Sie sind beide so gut.

Frau Dörte: Fällt uns gar nicht ein! Gegen Ihren Johannes und gegen Sie, mein hübsches Herzchen, können die Hempels gar nicht gut genug sein, und wenn sich die Hempels vor lauter Menschenfreundlichkeit auf den Kopf stellten. Nein, Frauchen, einmal muß es heraus. Das ist ein Mann, Ihr Johannes! Ach, Frau Evchen, Frau Evchen, wenn ich denke, was mein Hempel damals Ihrem Johannes angetan hat — Sehen Sie, kleines Frauchen — trotz seiner Freimaurerei und seiner Demokratie ist mein Hempel ein wahres Unschuldslamm. Und nun gerade zu Ihrem Johannes das infame Wort! Aber er hat's von mir zu hören bekommen: die ganzen vier Jahre, Abend für Abend! Und er bekommt's von mir zu hören, so Gott will, noch vierzig Jahr, Abend für Abend! Denn was sind die lumpigen paar tausend Taler, die mein Hempel bei der Sache verlor, gegen das, was Ihr Johannes hingab? Der Mann hat ja wohl extra Schulden gemacht, um einem jeden wieder zu dem Seinigen zu verhelfen; und er tat's gewiß nicht bloß darum, weil Sie sein Frauchen geworden und weil nun doch einmal Ihr Vater — — Was ich sagen wollte: Hut ab vor Ihrem Johannes! Und Sie, junges Frauchen, daß Sie den Johannes zum Mann genommen haben — um Ihren hübschen, weißen Hals hätte ich Ihnen damals fallen können. Und ich tu's auch noch einmal. Ich tu's wahrhaftig gleich heute. (Umarmt Eva.)

Eva: Sie denken viel zu gut von mir.

Frau Dörte: Aus solcher feinen Familie zu sein und sich dann so einzugewöhnen — — Hut ab vor der Frau! Und haben Sie Ihren Johannes auch noch so herzlich lieb, ein tüchtiges Stück bleibt's doch von Ihnen.

Eva: Mein Mann liebt mich mehr, als ich's verdiene.

Frau Dörte: Fällt dem Mann gar nicht ein! Ein solches verständiges, tapferes, holdseliges Frauchen, ein solches Prachtstück von Frauchen — — (Umarmt sie wieder.)

Eva: Ich selbst bin gar nicht so dankbar, wie ich sollte.

Frau Dörte (langsam): Sie sind gar nicht so dankbar, wie Sie — — Das verstehe ich nicht, junges Frauchen. Sie haben einen prächtigen Mann, ein gesundes, schönes Kind, und mit dem Wohlstand wird sich's auch bessern, sobald Ihr Mann erst seine Schulden abgetragen hat. Was könnte Ihnen dann noch fehlen?

Eva: Es wird dunkel. (Steht auf.)

Frau Dörte: Und ich sitze und schwatze, und Sie haben heut' abend Gäste. (Steht auf.)

Eva (tritt zum Tisch beim Ofen, will die Lampe anzünden).

Frau Dörte: Das hätt' ich beinah vergessen. Sie werden wahrscheinlich heut' abend noch anderen Besuch bekommen: von einem fremden, feinen Herrn, von einem sehr feinen Herrn.

Eva (mit der Lampe beschäftigt): Von wem? (Behält den Zylinder in der Hand.)

Frau Dörte: Ich war gerade bei der Roßwirtin, da kam er mit seinem Bedienten von der Station angefahren. Ich muß ihn schon einmal gesehen haben. Wie gesagt: ein schöner, feiner Herr. — — Lassen Sie mich die Lampe anstecken, Frauchen, Sie kommen ja gar nicht damit zustande.

Eva: Sie brennt schon. (Trägt die Lampe nach rechts hinüber.)

Frau Dörte: Nachher sagte mir die Roßwirtin: die erste Frage des fremden Herrn sei nach Ihnen gewesen; wie es Ihnen ginge, wo Sie wohnten? und was man sonst frägt. Können Sie sich denken, wer es sein mag?

Eva: Ich weiß von keinem, der sich noch um mich kümmern könnte.

Frau Dörte: Wie blaß Sie heute wieder sind. Jetzt bei Licht seh' ich's erst. Ich sag's ja immer, Sie leben zu still, Sie sollten mehr unter die Leute, (nähert sich der Tür) ein so junges, frisches Blut, wie Sie.

Eva: Ich leuchte Ihnen. (Nimmt die Lampe, bleibt am Tisch stehen.)

Frau Dörte: Es kommt jemand die Treppe herauf.

Eva (setzt die Lampe hin; mit schwerem Atem): Mein Mann wird's sein.

Frau Dörte: Ich will nur schnell der Großmutter guten Abend sagen; sonst bekommen nachher Sie ein schiefes Gesicht. Alte

Leute sind eben wunderlich. Wer weiß, wie wir's noch einmal treiben. Das meint auch mein Hempel. (Geht rechts hinaus.)

Fünfte Szene

Eva. Dann Elimar.

Eva (bleibt am Tisch stehen, blickt starr auf die Tür): Das ist Johannes nicht — — Es ist heute jemand angekommen, jemand, der mich kennt, der nach mir gefragt hat, der mich besuchen will — — (Es klopft.) O Gott! Ich darf nicht so zittern. (Es klopft.) Herein! (Sie wendet die Augen nicht von der Tür. Elimar im Reiseanzug mit Pelz.)

Elimar (in der Tür): Wohnt hier Frau Hartwig? — — Eva!

Eva (regt sich nicht).

Elimar (tritt ein, schließt die Tür, wirft den Pelz ab): Erkennst du mich nicht?

Eva (nickt langsam).

Elimar: Meine unerwartete Ankunft hat dich erschreckt. Ich hätte dir vorher schreiben sollen. Aber die Sehnsucht, dich wiederzusehen, ward plötzlich übermächtig in mir. Ich war in Neapel. Hals über Kopf reiste ich ab, ohne Aufenthalt, bis hierher. Erst vor einer halben Stunde kam ich an.

Eva (mühsam): Mein Mann ist nicht zu Hause.

Elimar: Ist das dein Willkommen für mich? (Sie stehen sich gegenüber und blicken sich an.)

Pause.

Eva (leise): Willst du dich nicht setzen?

Elimar (antwortet nicht).

Eva (wie mechanisch redend): Du wirst müde sein von der weiten Reise. (Pause.) Wir haben uns lange nicht gesehen. Es geht dir hoffentlich gut. (Pause. Eva wird unruhig.) Mein Mann ist nur noch einmal ausgegangen; er muß gleich wiederkommen. Wenn du auf ihn warten willst — —

Elimar (wie mit erstickter Stimme): Eva!

Eva (zitternd): Du wirst mit meinem Mann Wichtiges zu besprechen haben. Darum bist du doch gekommen.

Elimar: Nein.

Eva: Warum sonst?

Elimar: Ich sagte dir's ja: um dich wiederzusehen. Ich ertrug es nicht länger.

Eva (tut einige Schritte): Ich will deine Ankunft meines Mannes Mutter sagen. Entschuldige mich einen Augenblick.

Elimar: Darauf war ich nicht vorbereitet.

Eva (ist stehen geblieben): Was erwartetest du?

Elimar: Das kannst du fragen? — Ich glaubte erwarten zu dürfen, wenigstens nicht mit offenkundiger Abneigung empfangen zu werden; ich wagte zu hoffen, noch nicht ganz vergessen zu sein; ich träumte sogar einen Augenblick davon, du würdest dich freuen, mich wiederzusehen.

Eva (fortwährend wie unter einem mächtigen Zwange stehend): Ich freue mich auch. Wenn du kamst, um mit meinem Mann zu sprechen, um meinen Mann um Verzeihung zu bitten, freut es mich sehr, dich wiederzusehen. Denn du weißt, daß du meinen Mann schwer gekränkt hast.

Elimar: Ich tat deinem Mann allerdings Unrecht. Vielleicht genügt dir diese Erklärung.

Eva: Mir genügt sie; aber auf mich kommt es nicht an.

Elimar: Überhaupt wollte ich dich bitten, mein Verhältnis zu deinem Mann zu arrangieren. Ihr Frauen versteht euch vortrefflich auf dergleichen.

Eva: Mein Mann ist sehr gerecht. Wenn du ihm sagst, du sähest dein Unrecht ein, verzeiht er dir gewiß.

Elimar: Du würdest also nicht zwischen uns vermitteln?

Eva: Nein.

Pause.

Elimar: Ich sehe ein, es war ein Irrtum von mir; ich hätte nicht kommen sollen. (Nimmt Hut und Pelz.) Lebe wohl.

Eva (tonlos): Lebe wohl.

Pause.

Elimar: Du lässest mich wirklich gehen?

Eva (wendet sich langsam ab).

Elimar: O Gott!

Eva (vor sich hinblickend, murmelt): Hilf mir, Johannes, hilf mir! (Macht keine Bewegung.)

Elimar (geht langsam zur Tür, scheint mit sich zu kämpfen, kommt zurück. Eva fährt zusammen): Ich kann nicht! Ich kann unmöglich von dir fortgehen, wissend, daß es das letzte Mal im Leben ist, wo wir uns beide gegenüberstehen, bevor ich nicht eines erfahren habe. Ich muß es aus deinem eigenen Munde hören.

Eva (ohne ihn anzusehen): Wenn ich dir's sagen kann — —

Elimar (tritt ihr näher): Bist du glücklich?

Eva (erbebt, faßt sich, wendet sich ihm zu): Das ist eine Frage, die ich dir nicht beantworten werde.

Elimar (schnell): Weil du unglücklich bist?

Eva (sehr ruhig): Weil du kein Recht hast, mir diese Frage zu stellen.

Elimar (ohne auf sie zu hören): Bist du glücklich?

Eva: Da du mich nicht zu verstehen scheinst und damit du nicht in einen neuen Irrtum verfällst, urteile selbst, ob ich glücklich bin, ob ich nicht allen Grund habe, glücklich zu sein. Ich bin das Weib eines vortrefflichen Mannes, den ich achte und zu dem ich emporblicke; ich habe ein holdes Kind; ich erfülle eine schöne Pflicht, wenigstens trachte ich danach, sie zu erfüllen. Mein Mann ist glücklich.

Elimar: Aber du selbst? Mir zum Trost versichere mich, daß du glücklich bist.

Eva (kalt und fremd): Dir zum Trost? Ich verstehe dich nicht.

Elimar: Aber nicht von mir wollen wir reden. (Sieht sich im Zimmer um.) Also hier lebst du. In diesem trübseligen Hause, zwischen diesen öden Mauern. In solcher Umgebung spinnen sich deine Tage ab, der eine so grau wie der andere. Ich kam nicht unvorbereitet, aber so hatte ich's mir nicht vorgestellt, so nicht! — — Nicht einmal eine Blume. — — Wie anders trug ich dein Bild in mir: Eine Lichtgestalt, umwoben von allem Glanz des Lebens, heiter und sonnig wie ein Frühlingstag. Wie du damals lachen konntest, wie übermütig wir beide zusammen waren, wie glücklich! — Und jetzt — — (Wirft sich auf einen Stuhl.)

Eva (geht langsam von ihm fort zum Ofen, steht beim Lehnstuhl): Immer mehr sehe ich, daß du dich in einer schweren Täuschung befindest. Du scheinst zu glauben, ich könnte die Welt nicht vergessen, die ich doch aus freiem Antriebe verließ, ich verlangte beständig zurück nach einem Leben, das weit hinter mir liegt, nach Zeiten, die für immer vorbei sind. Ich scheine dir bedauernswert, weil ich in diesem armen Hause meine Heimat fand, weil ich dieses einfache Kleid trage, weil ich das Weib eines schlichten bürgerlichen Mannes ward, und selbst eine bürgerliche Frau.

Elimar (hat sich aufgerichtet): Die wurdest du eben nicht. Hätte ich dich als das wiedergefunden, was du dich nennst: als eine bürgerliche Frau, du wärst mir bewundernswert erschienen und nicht zugleich auch bejammernswert. Denn das bist du! Du bist es, weil du als die Gattin eines bürgerlichen Mannes die Tochter deines Vaters geblieben bist, Zoll für Zoll eine Aristokratin; weil du mit den Menschen, die deine neue Familie bilden, nichts gemein hast, weil du für sie ein Geschöpf aus einer anderen Welt bist, von der sie sich wie durch einen Abgrund geschieden fühlen. Und es führt keine Brücke hinüber.

Eva: Sie sollen auf der Seite bleiben, wo sie stehen: denn sie sind nicht zu mir — ich bin zu ihnen gekommen.

Elimar: Und bist unter ihnen eine Fremde geblieben. Erinnere dich, wie du damals von mir forderteſt, nicht an dein Wesen zu rühren, deiner Natur nicht Gewalt anzutun, dich zu lassen, wie du warst. Erinnere dich, wie du auf deine Eigenart pochtest. Und nun willst du das Bild deines Menschen selber zerstört haben? (Tut einige Schritte.) Eva, du schläfst. Aber schlafe nur, träume nur. Denn wehe dir, wenn du erwachen solltest, wenn du im Spiegel deiner Seele dein Bild sehen würdest; wenn du erkennen mußt — — Du müßtest verzweifeln!

Eva (nach Atem ringend, die Worte mühsam hervorstoßend): Es ist nicht wahr! — — Jeden Augenblick muß mein Mann kommen. In seiner Gegenwart sage es mir noch einmal; in seiner Gegenwart will ich dir erwidern, daß es nicht wahr ist! Mein Mann soll mich schützen vor dir.

Elimar (mit einem siegreichen Blick): Vor mir braucht niemand dich zu schützen; nicht einmal du dich selbst.

Eva (in wachsendem Affekt): Was schleichst du her und versuchst mich? Ich lebte ruhig; da kommst du und willst mir nehmen, was ich mir in tausend Kämpfen errang: meinen Frieden. Ich war wie eine Bettlerin, mein Herz wie ein hungerndes Kind, das nach Brot schrie. Ich bettelte für mein wimmerndes Herz, ich gab dem ächzenden Kinde die Brosamen von der Tafel des Reichen: die Pflicht! Und siehe, es wurde still. Da kommst du und führst mich auf einen hohen Berg und zeigst mir das blühende Land der Hoffnung und verheißest mir das Paradies des Glücks, wenn ich niederfalle und dich anbete! Aber wisse: Hartwigs Frau gehört nicht zu jenen Gattinnen und Müttern, deren Herz und Gewissen durch solche Satanskünste zu überlisten sind.

Elimar: Nach diesem erniedrigenden und ungerechten Verdacht — — (Will fort.)

Eva: Ungerechten Verdacht — — Tat ich dir Unrecht, so vergib.

Elimar: Du zitterst, du wankst!

Eva: Ich fühle mich unwohl, ich will allein sein.

Elimar: Nur das eine laß mich dir noch sagen —

Eva: Sag es schnell und geh!

Elimar: Ich verzeihe dir, auch jenes Unrecht, welches mein ganzes Leben zerstört hat.

Eva (wendet sich ihm zu): Wovon redest du?

Elimar: Du liebtest mich. Die erste gewaltige Empfindung, welche dich zur Sonnenhöhe deines Daseins erhob, galt mir; mein Name war der erste zärtliche Laut, den dein Herz deinen Lippen lehrte; mein war das unerschlossene Heiligtum deiner jungfräulichen Seele; mein dein erstes stammelndes Bekenntnis, dein erster bebender Kuß. Mir gehörtest du an, ganz mir, ewig mir. — — Nicht wahr, du liebtest mich?

Eva (wie in Entgeisterung): Ja, ja.

Elimar: Und konntest treulos sein.

Eva (auffahrend): Ich treulos!

Elimar: Gabst du mich nicht auf, verließest du mich nicht, schiedest du dich nicht von mir?

Eva: Du wolltest mich von meiner Pflicht abhalten.

Elimar: Ich stellte dir frei, zu wählen zwischen jenem und mir. Du wähltest ihn.

Eva: O mein Gott!

Elimar: Du hast mich elend gemacht. — (Nähert sich der Tür.)

Eva: Elimar! — — Nicht so! Gehe nicht so von mir, wo du für ewig gehst. Vergib mir! Bleibe, höre mich!

Elimar (kommt langsam zurück): Bist du noch glücklich?

Eva: Elend, elend, elend! (Gleitet mit einem erstickten Ausruf an ihm nieder.)

Elimar: Eva! (Zieht sie zu sich empor.)

Pause.

Eva (löst sich langsam aus seinen Armen): Was tat ich?!

Elimar: Nichts, was Sünde wäre. Du liebst mich, wir gehören uns an, unzertrennlich. — — Du liebst mich, Eva!

Eva (feierlich): Ja, ja! Aber jetzt geh.

Elimar: Jetzt schickst du mich fort?

Eva: Wir sind in dem Hause meines Mannes.

Elimar: Ich darf wiederkommen?

Eva: Zurück in das Haus meines Mannes? Gewiß nicht.

Elimar: Wann sehen wir uns?

Eva: Bald. Du warst elend, elend durch mich?!

Elimar: Ich war's; jetzt — —

Eva: Jetzt bist du — —

Elimar: Glückselig! (Küßt sie.)

Eva: Geh! Geh!

Elimar: Liebste!

Eva (drängt ihn mit sanfter Gewalt fort): Gute Nacht!

Elimar geht.

Eva (kommt langsam nach vorn, bleibt stehen): Er war elend — durch mich! Aber jetzt — — Was muß jetzt geschehen, was muß zuerst geschehen? — — Mein Mann muß alles wissen, ich muß ihm alles sagen; gleich morgen. Nein, heute noch! (Tut einige Schritte.) Und dann — — Dann ihm vergelten, dann ihn beglücken. (Steht, lächelt.)

Dorothee (im Nebenzimmer, singt):

Schlafe, mein Kindlein, mein Liebling bist du,
Schließe die blauen Guckäugelein zu.

Eva (ist zusammengefahren, steht, lauscht): Lieschen! — — Dorothee singt es in Schlaf. — — Ich sollte zum Kinde gehen. (Tut einige Schritte, erschauert, bleibt stehen.) Ich — Gott im Himmel — ich kann nicht! (Bricht mit einem Weheruf zusammen.)

Dorothee singt im Nebenzimmer. Langsam fällt der Vorhang.

Dritter Akt

Die „gute Stube". An den Wänden (rote Tapete) Ölfarbendrucke. Parkettfußboden. Kronleuchter. In der Mitte des Hintergrundes eine Tür, an den Seiten Türen und Fenster (weiße Tüllgardinen). An der Wand, rechts, Sofa mit ovalem Tisch und Lehnsessel (rote Plüschgarnitur). Vor dem Sofa ein kleiner großblumiger Teppich. Auf der linken Seite die „Servante". Rechts und links im Vordergrund kleine Tische und Sessel. Auf den Tischen Armleuchter (nicht Silber). Auch die Lichter des Kronleuchters sind angezündet.

Erste Szene

In der Mitte des Zimmers, unter dem Kronleuchter, der gedeckte Tisch. Obenan im Lehnsessel die Mutter, altmodisches, buntgeblümtes Staatskleid, Haube. Der Mutter gegenüber, am unteren Ende, Eva, rotes Kaschmirkleid. Hartwig, schwarzer Rock, Hempel und Frau, Braun und Frau. Pastor Schöller und Frau. Leonhard. Später ohne die Mutter.

Hempel (steht mit erhobenem Glas feierlich da): . . . Johannes Hartwig, du hast von heute an keinen Gläubiger mehr; aber du hast noch von alter Zeit her viele Schuldner. Ein großes Kapital hast du ausstehen, ein Millionenkapital von Nächstenliebe und Menschengüte; und wir wissen nicht, wie wir dir unsere Schuld zurückzahlen sollen. Nur die Zinsen, Johannes Hartwig! Aber das sollen wahre Wucherzinsen sein. Dreißig Prozent und mehr, bei Heller und Pfennig dir ausbezahlt: die Liebe, die Achtung, die Dankbarkeit deiner Mitbürger. Unser Johannes Hartwig lebe hoch!

Alle (außer Eva und der Mutter stehen auf, stoßen an, rufen): Hoch!

Hempel: Und noch einmal: Hoch!

Alle: Hoch!

Hempel: Und zum drittenmal — —

Alle: Hoch! (Gehen zu Hartwig, stoßen zuerst mit ihm, dann mit der Mutter an. Eva ist aufgestanden und vom Tisch fortgetreten. Hartwig, der mühsam seine Bewegung bekämpft, geht von einem zum andern und schüttelt jedem aufgeregt die Hände.)

Hartwig (mit unsicherer Stimme): Solche Rede! Solche prächtige Rede! Viel zu prächtig für mich! Ihr stellt mich viel zu hoch! Wirklich, ihr müßt das nicht! Das verdiene ich nicht! Ich muß mich schämen! — — Frau Dörte — Ich muß Sie umarmen. Benjamin, deine Hand. Auch die Ihre, lieber Leonhard! Sie haben mir treulich geholfen. — — Mein guter Amtmann, was ist das heute für ein glücklicher Abend! Ich sage euch: als ich heute meine letzte Abrechnung machte und sah, wie es stand — keinen Pfennig Schulden mehr, alles abbezahlt, alles getilgt! — — Freunde, es ging mir durch Mark und Bein. Ihr müßt mir alle eure Hände noch einmal geben. — — Herr Pastor, es ist doch ein schönes, gesegnetes Leben. Mutter, wo steckst du? Mir ist von aller Freude ganz wirblig im Kopf. Nun, alte Mutter! Heute abend sind wir fidel. (Geht zu ihr.)

Mutter: Ja, ja. Aber trinkt nur nicht zu viel. Weißt du, Hänschen, der Hempel ist gar kein solch dummer Mann, wie ich glaubte. — — Warum lachen sie?

Braun: Benjamin Hempel, du sollst leben!

Hempel: Mir ist's recht; aber meine Dörte muß dabei sein.

Alle (stoßen mit Hempel und seiner Frau an).

Hartwig: Eva! (Geht zu ihr.) Wir haben ja gar nicht miteinander angestoßen. Auf unser zukünftiges Glück, liebes Weib!

Eva (nimmt ihr Glas, hebt es, läßt es fallen).

Mutter: Hat meine Schwiegertochter ein Glas zerbrochen?

Frau Dörte: Bei solcher Freude kann so was vorkommen.

Mutter: 's ist eines vom Dutzend.

Pastorin (sententiös): Glück und Glas, wie bald bricht das. (Setzt sich steif aufs Sofa und strickt.)

Pastor (feierlich vortretend): Teure christliche Anwesende —

Mutter (zur Frau Braun): Kindchen, was sagt der Pastor?

Frau Braun: Der Herr Pastor will eine Rede halten.

Mutter (seufzt sehr laut): Ach, Gott!

Pastor: Verehrte Festgenossen — —

Hempel: Nichts für ungut, Pastorchen. Sie haben heute abend schon so viele wunderschöne und erbauliche Reden gehalten, daß Ihnen für nächsten Sonntag nichts mehr übrig bleibt. (Salbungsvoll:) Eine weise Hausfrau muß mit dem Öl sparsam umgehen.

Mutter: Kindchen, der Hempel predigt ja wie ein Pfarrer! hätt's dem Mann wirklich nicht zugetraut.

Pastor: Werter Herr Hempel, ich — —

Braun: Ich bitte ums Wort. Der Herr Pastor soll leben; Hoch!

Alle: Hoch!

Pastor: Ich danke euch, meine Geliebten in Christo und —

Hempel: Und die Frau Pastorin daneben!

Alle: Hoch! (Stoßen an.)

Pastor: Ich danke euch im Namen meiner teuren christlichen Ehehälfte und — —

Pastorin (ist aufgestanden und ohne ihr Stricken zu unterbrechen hinter ihren Mann getreten): Schöller! Du hast heute abend schon genug Unsinn geredet. (Setzt sich wieder.)

Pastor: Meine liebe Wilhelmine — —

Mutter: Sage, Hänschen, hält der Pastor schon wieder eine Rede?

Pastor (kommt würdevoll auf Hartwig zu): Mein werter Gastgeber und Freund, Sie sehen, ich lasse mich nicht abhalten — nein, meine liebe Wilhelmine, ich lasse mich nicht — Ihnen zu dem heutigen Abend auch meinen bescheidenen Glückwunsch darzubringen. Indessen auch ich habe die Prüfung mit des Herren Hilfe bestanden.

Hempel: Richtig, Pastorchen! Sie waren ja auch Aktionär. Aber ein heimlicher. (Lacht.)

Pastor: Wie ich das menschliche Herz kenne, dürfte es Ihnen zur besondern Befriedigung gereichen, daß ich Sie meiner versöhnlichen und achtungsvollen Empfindungen versichre.

Hempel: Da soll doch gleich — —

Frau Dörte (sucht ihn zu beschwichtigen).

Hartwig (herzlich): Danke Ihnen, Herr Pastor. Es ist mir natürlich eine große Freude, zu wissen, daß niemand mir etwas nachträgt. (Schüttelt ihm die Hände.)

Hempel (entrüstet): So laß mich doch, Dörte — — Höre, Hans, was zu viel ist, ist zu viel. Was konntest du dafür, daß unser Herr Pastor ein heimlicher Aktionär war?

Frau Dörte: Still du! Großmutter muß jetzt ihre Ruhe haben.

Mutter: Um zehn muß bei uns alles in den Betten liegen.

Frau Braun: Wir müssen nach Hause, Mann.

Braun: Gleich!

Mutter: Ich geh' zu Bett. An mich kehrt sich ja doch niemand.

Frau Braun (begleitet die Mutter links hinaus).

Eva (die links am Fenster gestanden, kommt vor).

Frau Dörte (tritt zu ihr): Nun, kleines Frauchen, Sie machen ja den ganzen Abend ein so wunderliches Gesicht.

Eva: Ich muß an allerlei denken.

Frau Dörte (herzlich): Glaub's Ihnen. Aber jetzt kommen bessere Zeiten.

Eva: Ja, jetzt hat mein Mann ein neues Leben vor sich. Ich bin ihm nicht länger notwendig.

Frau Dörte: Möcht' ich wissen! Der Mann wird ohne Sie gar nicht mehr fertig.

Eva: Glauben Sie, daß mein Mann, wenn ich heute sterben sollte, sich nicht trösten würde?

Frau Dörte: Das wäre menschlich.

Eva: Stürbe ich heute, so hätte er nach zwei Jahren eine andere Frau. Der Mensch vergißt so leicht und niemand ist unentbehrlich.

Frau Dörte: Sagen Sie so was nicht wieder, sonst bekommen Sie's mit Dörte Hempel zu tun.

Hartwig tritt zu den beiden.

Frau Dörte: Hat der fremde Herr, der im goldnen Roß abgestiegen ist, Sie schon besucht?

Eva: Er war am Abend bei mir.

Frau Dörte: Wer ist's denn?

Hartwig: Du hast Besuch gehabt? Davon hast du mir ja gar nichts gesagt?

Eva: Ich wollte es dir später erzählen.

Frau Braun (kommt zurück): Empfiehl dich, Mann. Der Wagen wartet.

Frau Dörte: So was! Die Frau Pastorin strickt schon wieder.

Pastorin (mit düstrer Sentenz):

Ist die Frau auch noch so fleißig,
Und der Mann ist liederlich,
Geht die Wirtschaft hinter sich.

Frau Dörte: O weh!

Pastorin (erhebt sich, legt ihr Strickzeug zusammen, geht zu Eva): Wir danken Ihnen für die gute Bewirtung. Der Sauerbraten von der Roßwirtin war ausgezeichnet. (Empfiehlt sich.)

Frau Braun: Ein entzückender Abend. (Empfiehlt sich.)

Frau Dörte: Gute Nacht, junges Frauchen. Lassen Sie sich was Schönes träumen.

Eva: Meine liebe Frau Dörte, haben Sie tausend Dank. (Umarmt sie.)

Frau Dörte: Möcht' wissen, wofür. (Geht.)

Hempel (zu Eva): Das war ein Abend nach meinem Herzen. (Wendet sich zu Braun, der sich von Eva verabschiedet hat:) Was meinst du, Gevatter Amtmann? (Gehen.)

Pastor (zu Eva): Friede mit Ihnen, Frau Eva Hartwig.

Pastorin (erscheint in Mantel und Kapuze in der Tür): Schöller!

Pastor: Meine liebe Wilhelmine, ich komme. (Geht.)

Hartwig (ist mit seinen Gästen hinausgegangen).

Leonhard (sich ungeschickt vor Eva verneigend): Schönen Dank auch, Frau Hartwig.

Eva: Lieber Leonhard, ich weiß, Sie sind meinem Mann in diesen schweren Zeiten ein treuer Freund gewesen; Sie werden es ihm auch fernerhin sein.

Leonhard: Was ich tun kann, Frau Hartwig — für Ihren Mann geh' ich durchs Feuer.

Eva: Ich danke Ihnen. (Gibt ihm die Hand.)

Leonhard (begeistert): Sie können sich auf mich verlassen, Frau Hartwig. (Geht.)

Zweite Szene

Eva. Dann Mutter.

Eva: Auch seine Mutter hat er noch. Es ist freilich eine alte Frau. Aber das Kind — —

Mutter (von links mit Tüchern): Sind sie endlich fort?

Eva (faßt sich): Du bist noch auf?

Mutter: Ich muß doch die guten Möbel zudecken. An die denkt keiner. Ist das ein Qualm! Unsere schönen frischgewaschenen Gardinen. So mach doch das Fenster auf. (Beginnt die Möbel zuzudecken.)

Eva (öffnet das Fenster).

Mutter: Wo ist dein Mann?

Eva: Er begleitet seine Freunde. — Es ist kalt. (Schließt das Fenster.)

Mutter: Die Dorothee hat morgen den ganzen Tag reinzumachen.

Eva: Morgen — —

Mutter: Was hast du wieder zu seufzen?

Eva (kommt vom Fenster zurück): Ich dachte, wie es morgen sein würde.

Mutter: Wie soll's sein? Einen Tag näher dem Grabe.

Eva: Ich bin so glücklich, daß Johannes jetzt ohne Sorgen ist.

Mutter: Werden neue kommen.

Eva: Wer so tätig und tüchtig ist, wer so in seiner Arbeit lebt, der kann nie ganz unglücklich werden. Meinst du nicht auch?

Mutter: Ob ich das meine! Da reden die Leute so viel vom Segen des Himmels, und der Segen des Himmels liegt doch vor den Leuten auf der Straße; des Himmels Segen ist überall, denn überall findet der Mensch seine Arbeit. Mein Sohn hat seine beiden Hände voll Himmelssegen.

Eva: Dein Sohn wäre noch gesegneter, wenn er eine andere Frau hätte.

Mutter: Vielleicht kommt doch noch etwas Gutes daraus.

Aber du bist ein junges Ding und noch durch keine Prüfung gegangen.

Eva: Nennst du die Jahre, die hinter uns liegen, keine Prüfung?

Mutter: Für dich war's noch nicht die rechte. (Geht nach rechts ab.)

Hartwig kommt.

Dritte Szene

Eva. Hartwig.

Hartwig (stellt sich vor Eva hin, mit strahlendem Gesicht): Nun, was sagst du?

Eva: Ja, Johannes, jetzt wollen wir miteinander reden.

Hartwig: Das wollen wir, kleine Frau. Nach Herzenslust wollen wir plaudern und uns freuen. Es sind ja solche prächtige Menschen, aber den ganzen Abend fehlte mir etwas — daß ich mit meiner kleinen Frau nicht allein war. Den ganzen Abend freute ich mich auf etwas: wenn die anderen fort sein würden. — — Findest du übrigens unseren Rotwein nicht vorzüglich? Beinahe wie Chateau-Lafitte. Und kostet nur eine Mark. Was meinst du, wenn wir noch eine Flasche zusammen ausstächen — das ist nämlich der kommentmäßige Ausdruck. (Lacht herzlich, geht zum Tisch, stellt eine Flasche und zwei Gläser auf das Tischchen links im Vordergrund, rückt für sich einen Lehnsessel, für Eva einen Stuhl zurecht.)

Eva (ist langsam von der anderen Seite des Zimmers hinübergegangen, steht neben dem Tischchen, nach dem Fenster zu).

Hartwig (schenkt zwei Gläser voll): Wenn ich denke, wie schlimm es war und wie gut es geworden ist — wie herrlich es werden kann. Wo bist du, kleine Frau?

Eva (tritt hinter seinen Stuhl).

Hartwig: Heute kann ich dir's ja gestehen: wie bang mir oft war, ob meine Kraft ausreichen würde, ob ich mir nicht zu viel zugetraut hatte. Aber das stand fest bei mir, daß es keinen Menschen geben durfte, der sagen konnte: „Kennt ihr den Johannes Hartwig? Es soll ein wohlhabender Mann sein. Nun, uns hat er ins Unglück gebracht." Durchkommen mußte ich und durch kam ich. (Trinkt.)

Eva: Johannes — —

Hartwig: Und weißt du, wer mir half, daß ich durchkam? Wer es zustande brachte, daß ich jeden Morgen mit frischen Kräften an die schwere Arbeit ging? (Dreht sich nach ihr um.) Ja, mache nur große, ernsthafte Augen, wundere dich nur! Und doch ist es so, Frau Eva Hartwig, es ist so! (Will sie auf seinen Schoß ziehen.)

Eva (tritt zurück).

Hartwig: Nun, nun! Heute abend könntest du dich von deinem Alten wohl einmal streicheln lassen. (Steht auf.) Wirklich ganz vorzüglich, unser — Chateau-Lafitte! — — Wie wunderhübsch du in dem roten Kleide aussiehst! Überhaupt, kleine Frau — — was ich sagen wollte: das rote Kleid ist nun mein Geschmack. Zu Weihnachten schenke ich dir ein schwarzseidenes. Damit kannst du dann Staat machen. Aber ein Küßchen mußt du mir geben. (Will sie küssen.)

Eva: Laß.

Hartwig: Von deinem angetrauten Ehemann willst du dich nicht küssen lassen?

Eva (ruhig, traurig): Nein, Johannes.

Hartwig: Was fällt dir ein? Seit wann dürfte ich meine kleine Frau nicht mehr küssen. (Lacht gezwungen auf.) Warum dürfte ich's nicht?

Eva (wie oben): Weil mich heute ein anderer geküßt hat.

Hartwig (starrt sie an): Ein anderer — — (Mit schwerem Atem:) Kleine Frau, das versteh' ich nicht.

Eva: Elimar war heute bei mir.

Hartwig: Wer?

Eva: Elimar Holm.

Hartwig: Der! Und von dem hast du dich küssen lassen?

Eva: Er war mein Bräutigam.

Hartwig (sie unverwandt ansehend): Nun ja, ich weiß. Aber da du jetzt meine Frau bist — — Überdies hat der junge Herr damals schlecht an dir gehandelt, um nicht zu sagen infam. Das hat er: infam und niederträchtig! Denn seine verlobte Braut zu verlassen — —

Eva: Du bist im Irrtum: ich habe meinen Bräutigam verlassen.

Hartwig: Du!

Eva: Um deinetwillen. Um deinetwillen war ich treulos. Er liebte mich, er hörte nicht auf, mich zu lieben, er war elend durch mich.

Hartwig: Hat er dir das alles gesagt?

Eva: Heut abend.

Hartwig (mit großer Ruhe): Und du hast dir das alles von ihm sagen lassen? Hast ihn ruhig angehört, hast ihn nicht einen Lügner und einen frechen Buben geheißen, ihm nicht die Türe gewiesen?

Eva: Nein.

Hartwig: Und warum nicht?

Eva (fest seinen Augen begegnend): Weil ich ihn liebe.

Hartwig (stößt einen dumpfen Laut aus).

Pause.

Hartwig (hält mächtig an sich): Ich dachte, du liebtest mich — da du doch meine Frau geworden bist.

Eva: Nicht aus Liebe. Und das wußtest du. Denn du wußtest, daß ich meinen Bräutigam liebte. Du selbst hast mich damals gefragt, ich selbst habe es dir gesagt. Aber dich kümmerte es nicht.

Hartwig: Wenn du nicht aus Liebe meine Frau wurdest, warum bist du es denn geworden?

Eva (sehr leise): Ich glaube, es geschah aus Mitleid.

Hartwig (macht eine jähe Bewegung; beherrscht sich): Aus Mitleid — — Aber sprich nur.

Eva: Alle wendeten sich von dir — durch die Schuld meines Vaters. Man hielt dich für einen Betrüger — weil mein Vater kein Ehrenmann war. Für mich warst du ein Held, ein Dulder, ein Märtyrer. Nicht Worte sagen, welches Mitleid ich um dich empfand; du erschienst mir würdig jeder großen Tat. Nicht an mich dacht' ich und daß ich einen anderen liebte; ich dachte auch nicht an den anderen: nur an dich! An das Unrecht, das man dir antat und wie ich es an dir sühnen könnte. Dir anzugehören schien mir Pflicht, für dich zu leben, eine Mission. Aber ich hatte meine Kraft überschätzt: was ein freies Geschenk hätte sein sollen, ward zum Opfer.

Pause.

Hartwig (mit abgewendetem Gesicht, stößt hervor): Sprich nur!

Eva: Ich wurde dein Weib. Den Himmel könnte ich zum Zeugen anrufen, daß ich tat, was in meiner Kraft stand, um nicht nur dem Namen nach dein Weib zu sein. Ich habe ehrlich gekämpft. Niemand sah die Wunden, die ich meinem Herzen schlug — auch du nicht, der sie hätte sehen müssen; niemand gewahrte, wie ich langsam, qualvoll umkam — auch du nicht, vor dessen Augen es geschah. Zuerst war's gewesen, als wäre eine Gottheit zu dir niedergestiegen; doch es dauerte nicht lange, da war ich auch für dich nur ein Weib: dein Weib, von dem du alles fordern konntest, was ein Mann von seinem Weibe zu fordern berechtigt ist. Und nicht einmal, daß du ahntest, was doch jeder Mann wissen muß, der eine Frau hat, die ihn — nur achtet. Es hat Stunden gegeben, schwarze, fürchterliche Stunden, in denen ich dich hätte hassen können.

Hartwig (sinkt auf einen Stuhl, verbirgt sein Gesicht in seine Hände, stöhnt auf. Pause. Richtet sich auf): Trotzdem du mein Weib warst und die Mutter meines Kindes wurdest, hörtest du nicht auf, den anderen zu lieben, an den anderen zu denken, dich nach dem anderen zu sehnen?

Eva: Ich sagte dir, ich habe ehrlich gekämpft. Als ich ihn aber heute plötzlich wieder sah — —

Hartwig: Da ließest du dich gleich von ihm küssen — in deines Mannes Hause! Da sagtest du ihm gleich, daß du nicht aufgehört hast, ihn zu lieben, an ihn zu denken, dich nach ihm zu sehnen — an deines Mannes Herzen! — — Gib Antwort!

Eva (schweigt).

Hartwig (geht schwankend auf sie zu, ballt die Hand, hebt den Arm): Ehebrecherin!

Eva (regt sich nicht): Schlag zu!

Hartwig (läßt seinen Arm wie gelähmt sinken; entfernt sich langsam von ihr. Pause): Du willst dich natürlich scheiden lassen?

Eva: Willst du das nicht?

Hartwig: Ich werde die Sache besorgen: Scheidung auf Grund gegenseitiger unüberwindlicher Abneigung. — — Es ist dir doch recht?

Eva: Ich danke dir.

Hartwig: Auf Grund gegenseitiger unüberwindlicher Abneigung — — Gott im Himmel! Und das Kind, das Lieschen! Du kannst doch nicht auch dein Kind verlassen?

Eva (leise): Dein Weib kann ich ja doch nicht länger sein; wie könnte ich da die Mutter deines Kindes bleiben?

Hartwig (stößt einen Schrei aus, stürzt zur Tür links, reißt sie auf, ruft): Mutter! Mutter! (Kommt zurück. Die Mutter kommt.)

Vierte Szene

Vorige. Mutter.

Mutter: Was ist?

Hartwig (außer sich): Da steht sie! Sieh sie dir an! Auf den Knien sollt' ich vor ihr liegen wie vor einem Gnadenbilde; mit aufgehobenen Händen müßt' ich ihr danken; stammelnden Mundes sie segnen: dafür, daß sie aus Mitleid mein Weib ward. Aber ich verwünsche sie: darum, weil sie aus Mitleid mein Weib ward.

Mutter: Ruhig, mein Sohn!

Hartwig (im höchsten Affekt): Da steht sie — — du weißt, was der Vater mir antat, weil ich dem vornehmen Manne glaubte. Nun aber sieh die Tochter an! Ist sie nicht ein holdseliger Anblick? So fein, so zart, das lauterste, adligste Frauenbild. Ich glaubte an die schöne Gestalt; sie schien mir hehr und heilig, als wäre sie ein Gefäß, angefüllt mit göttlichem Leben. Du wahnwitziger Tor! Wußtest du nicht: das Herz, welches die schöne Lüge glaubt, wird ohne Mitleid zermalmt.

Mutter (nach einer Pause): Was tat sie?

Hartwig: Frag' sie selbst. Sie soll ihre eigene Schande bekennen.

Mutter: Brachtest du Schande über meinen Sohn?

Eva: Nein.

Mutter: Mein Sohn lügt nicht. Wessen beschuldigt er dich?

Eva: Ehe ich deinen Sohn kennenlernte, war ich mit einem andern verlobt.

Mutter: Ich weiß, mit dem feinen Herrn, der dich nachher sitzen ließ.

Eva: Das ist eine Verleumdung! — — Seit heute ist er hier.

Mutter: Steht's so? Du warst lange genug meines Sohnes Frau und willst jetzt den feinen Grafen haben?

Eva: Ich sagte deinem Sohn, daß ich Elimar liebe; ich habe deinem Sohn sogleich alles ehrlich bekannt. Wie darf er da von Schande reden?

Mutter: Wenn du dem Johannes gleich alles ehrlich bekannt hast, so ist's noch keine Schande geworden.

Hartwig: Mutter!

Mutter: Jetzt red' ich. Und du willst fort?

Eva: Könnte ich bleiben?

Mutter: Meines Sohnes Frau wirst du wohl länger nicht bleiben können, selbst wenn du es wolltest.

Hartwig: Auch von dem Kinde will sie fort.

Mutter: Nun ja; denn das Lieschen geben wir ihr nicht, das Lieschen behalten wir.

Hartwig: Sie kann auch ihr Kind verlassen.

Mutter: Es wird sie hart genug ankommen.

Hartwig: Die! Eine Frau, die um einen solchen Menschen ihr Kind verläßt, hat kein Herz; eine solche Frau ist eine ebenso schlechte Mutter, wie sie ein schlechtes Weib war; eine solche Frau verachte ich.

Mutter: Was weißt du davon? Eine Mutter, die ihr Kind, das sie unter dem Herzen getragen, nicht liebhat, gibt's gar nicht. Von Liebesgeschichten habe ich nie viel verstanden, aber von Mutterliebe und Mutterkummer, davon, mein Sohn Hans, weiß deine alte Mutter noch immer Bescheid. Und jetzt laß mich mit der Eva reden.

Eva (weich): Frage mich.

Mutter (sieht sie forschend an): Und du glaubst, daß er dich jetzt nimmt?

Eva: Wenn du Elimar kennen würdest — —

Mutter: Der Herr bewahre mich vor solcher vornehmen Bekanntschaft! Ich frage auch nur, weil du doch volle vier Jahre meines Sohnes Frau warst, und dem Johannes das Lieschen schenktest; da muß ich wissen, ob du nicht in schlechte Hände gerätst — des Lieschens wegen, damit das Kind sich nicht dereinst seiner Mutter schämen muß.

Eva: Du wirst dem Kinde nichts Schlimmes von mir sagen?

Mutter (feierlich): „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden!" Dein Kind soll das vierte Gebot halten. Sag' auch du das der Eva.

Hartwig: Nichts sag' ich ihr.

Mutter: Höre, Hans, du bist ja ein ganz unverständiger Mensch, so gegen die Eva zu toben. Was kann die Eva dafür, daß du dir eine Prinzessin ins Haus nahmst? Und wenn sie dich zehnmal zum Manne gewollt, du hättest sie ja nicht zu nehmen brauchen. Lieber Gott, sie war damals ein junges, dummes Ding; du aber, großer Hans, hättest Überlegung haben müssen, für dich und für das arme Kind. Da sperrt dieser Mann ein feines goldgelbes Kanarienweibchen mit einem grauen Spatz zusammen. Bildest du dir etwa ein, du dummer Spatz, daß aus dem goldgelben Kanarienweibchen mit der Zeit eine graue Spätzin werde? Das Kanarienweibchen bleibt so goldgelb wie der Spatz grau. Und nun denke dir, daß eines schönen Tages das Bauer offen stünde und draußen ein feiner, goldgelber Kanarienvogel säße, der singt und flötet und lockt. Da müßt's denn wunderlich zugehen, wenn die Goldgelbe nicht hinausflöge zu dem Goldgelben hin. Denn, mein Sohn Johannes, gleich und gleich gesellt sich gern. — — Und jetzt ist der arme Spatz seiner Mutter verständiger Sohn. (Streichelt heimlich seinen Arm.)

Eva (stammelnd): Laß mich dir danken, für deine Gerechtigkeit dir danken. (Hascht nach ihrer Hand.)

Mutter (entzieht sie ihr; mit ruhiger Würde): Dafür braucht's keines Danks.

Hartwig (steht auf): Da sie aus dem Hause will, soll sie gleich heraus.

Mutter (sich hochaufrichtend): Da müßte dieses Haus nicht auch mein Haus sein.

Hartwig: Wenn es die Ehre des Hauses gilt, bin ich Herr im Haus.

Mutter: Als tätest du der Ehre dieses Hauses eine Ehre an, wenn du die Eva bei Nacht und Nebel aus dem Hause jagst. (Zu Eva:) Du kannst die Nacht in meinem Bette schlafen.

Eva: Auch dafür dank' ich dir; aber ich gehe noch heute. Ich darf doch das Kind noch einmal sehen?

Mutter: Möcht' wissen, wer dir's verwehren wollt'?

Eva (nähert sich ihm): Johannes — — Ich gehe fort, Johannes. Wenn du deine Hand mir auch jetzt noch nicht reichen kannst, wenn du meine Schuld auch jetzt noch für zu groß hältst, um sie mir vergeben zu dürfen, so laß mir wenigstens die Hoffnung, daß früher oder später ein Tag kommen möge, an dem du meiner ohne Groll und Haß gedenkst. Es ist meine letzte Bitte an dich: ich bitte dich, nicht allein für mich, sondern um deiner selbst willen. Denke, wenn das Kind heranwächst, wenn es mit den Augen, die den meinen gleichen sollen, dich ansieht, und du hättest in deinem Herzen noch nicht die Versöhnung mit der Mutter gefunden — deine arme Seele würde durch den Blick deines Kindes vergiftet werden. Und du sollst noch Großes in deinem Leben vollbringen; denn gute Taten sind große Taten. Und jetzt, Johannes — — O Gott im Himmel, Johannes!

Hartwig (hält sich, ohne eine Bewegung zu tun, am Sessel fest).

Mutter (tritt zu Eva, faßt ihre Hand, weich): Komm! — (Führt sie fort, nach rechts, läßt die Tür offen.)

Hartwig (allein. Er belebt sich, tut einige Schritte, unterdrückt ein Stöhnen, kämpft mit sich, blickt ins Zimmer): Sie gehen Hand in Hand — — Meine Mutter führt sie zum Bette. Jetzt stehen sie davor. — — Sie kniet am Bett nieder, beugt sich auf das Kind herab — — (Stöhnt auf.)

Mutter (ist in die Tür getreten).

Hartwig: Ist sie — —

Mutter (nickt).

Hartwig: Fort! (Wirft sich nieder.)

Mutter: Deine Mutter ist bei dir. (Kniet neben ihm nieder.)

Hartwig (richtet sich etwas auf, versucht zu sprechen, vermag es nicht, bricht in krampfhaftes Schluchzen aus. Die Mutter umfängt ihn, drückt seinen Kopf gegen ihre Brust.)

Der Vorhang fällt

Vierter Akt

Kleiner, überaus luxuriös eingerichteter Salon, an den links seitlich ein Kabinett stößt. Rechts seitlich das Fenster. Links und rechts im Vordergrund Türen. Die Ausstattung der Wohnung zeigt den Geschmack einer femme entretenue.

Erste Szene

Elimar, im Überzieher, den Hut auf, tritt hastig von rechts herein. Ein Kammerdiener folgt ihm.

Elimar: Wo ist die gnädige Frau?

Diener: Im Schlafzimmer. Die gnädige Frau ist nicht ganz wohl. Ich soll es aber dem Herrn Grafen nicht sagen, und der gnädigen Frau gleich melden lassen, wenn der Herr Graf — —

Elimar: Schon gut.

Diener: Soll ich der Jungfer — —

Elimar: Nein. Warst du in der Königinstraße?

Diener: Zweimal. Das erste Mal schlief die Dame noch.

Elimar: Du übergabst meinen Brief mit den Blumen?

Diener: Gelbe Rosen, wie der Herr Graf befohlen haben. Hier ist die Antwort. (Übergibt ein Billett.)

Elimar: Warum brachtest du den Brief nicht in meine Wohnung?

Diener: Der Herr Graf waren ausgegangen.

Elimar (der den Brief hastig geöffnet und überflogen hat): Ist der Advokat schon dagewesen?

Diener: Noch nicht.

Elimar: Ich werde auf ihn warten. (Nimmt den Hut ab, läßt sich den Überzieher ausziehen.) Liegt Frau Hartwig zu Bett?

Diener: Sie wollte gegen Abend aufstehen. Soll ich die Jungfer — —

Elimar: Nein, sagte ich dir. — — Was ist noch?

Diener: Fräulein Toinette — —

Elimar: Nun?

Diener: Ich habe sie heute verschiedene Male auf der Straße

gesehen. Auch jetzt wieder. Sind der Herr Graf ihr nicht begegnet?

Elimar: Nein.

Diener: Sie sah ganz sonderbar aus.

Elimar: Sie wird mir aufpassen und mir wieder eine Szene machen wollen.

Diener: Das glaube ich nicht.

Elimar: Und was ist deine Ansicht, wenn man fragen darf?

Diener: Daß das Fräulein Frau Hartwig sprechen will.

Elimar: Eifersucht sollte sie sich abgewöhnt haben.

Diener: Allerdings; aber — —

Elimar: Aber das ist des Fräuleins Sache.

Diener: Was soll ich tun, wenn sie den Versuch macht, hier einzudringen, in ihre ehemalige Wohnung? Sie ist eine rabiate Person.

Elimar: Tu, was du willst; du langweilst mich. (Es klingelt.)

Diener: Das wird der Herr Advokat sein.

Elimar: Er soll Frau Hartwig nicht eher gemeldet werden, als bis ich mit ihm gesprochen habe. (Diener ab. Elimar liest in dem Briefe:) „Sie fragen mich zum letztenmal, und ich antworte Ihnen zum letztenmal: Nun denn — ja! Aber dieses Ja gilt nur, wenn Sie frei sind. Ich tanze diesen Abend Ende des zweiten Aktes. Kommen Sie, so nehme ich es als Ihre letzte Antwort und bin Ihre — —" (Der Diener führt den Advokaten herein.) Endlich, Herr Doktor! (Zum Diener:) Wie spät ist es?

Diener: Sieben vorüber.

Elimar: Um acht den Wagen. (Diener geht.)

Zweite Szene

Elimar. Advokat.

Advokat: Ich verspätete mich bei einer Konferenz mit dem Anwalt des Herrn Hartwig.

Elimar (bietet ihm einen Platz an): Es bleibt also bei dem Termin? (Setzt sich.)

Advokat: Morgen vormittag elf Uhr. Herr Hartwig ist bereits eingetroffen.

Elimar: Sahen Sie ihn? (Offeriert Zigaretten.)

Advokat (lehnt ab zu rauchen): Er war bei der Besprechung zugegen.

Elimar: Welchen Eindruck machte der Mann auf Sie? (Steckt sich eine Zigarette an.)

Advokat: Den allerbesten.

Elimar: Er ist ein guter Mensch, der seine Frau sicher glücklich gemacht hätte. Sie unterschätzte ihn. Aber Sie wünschen gewiß mit Frau Hartwig selbst zu reden?

Advokat: Ich habe allerdings einiges mit der Dame zu besprechen.

Elimar: Im Auftrage ihres Mannes?

Advokat: Nicht direkt.

Elimar: Ich fürchte, die Trennung von seiner Frau geht dem Manne ungemein nahe.

Advokat: Herr Hartwig machte auf mich den Eindruck einer überaus festen und in sich geschlossenen Persönlichkeit.

Elimar: Doch würde er sicher nicht unversöhnlich sein. Denn er war sehr in seine Frau verliebt; ist es wahrscheinlich noch immer. (Advokat schweigt. Pause.) Frau Hartwig wird ihren Mann morgen wiedersehen?

Advokat: Vor Gericht, bei der Verhandlung. Ich wollte Frau Hartwig vorschlagen, sich vertreten zu lassen. Es ist eine überaus peinliche Situation für die Dame, und sie scheint leidend zu sein.

Elimar: Wie ich Frau Hartwig kenne, wird sie sich nicht abhalten lassen. Was sie sich vorgenommen hat, führt sie durch. Übrigens mögen sich die beiden immerhin wiedersehen. Man kann nicht wissen, wozu es gut ist.

Advokat: Sie denken an die Möglichkeit einer Versöhnung?

Elimar: Sie erscheint mir nicht als Unmöglichkeit.

Advokat: Ich war der Meinung, Frau Hartwig ließe sich aus Liebe zu Ihnen von ihrem Manne scheiden.

Elimar: Eine schwere Verantwortung für mich. Soweit mir die Formalitäten, die bei einer solchen Gelegenheit stattfinden,

bekannt sind, wird morgen der Richter einen letzten Versuch machen, eine Versöhnung herbeizuführen.

Advokat: Wie Sie selbst sagen: eine bloße Formalität; wenigstens in diesem Fall.

Elimar: Vergessen Sie nicht, daß in diesem Fall der Mann noch immer in die Frau verliebt ist.

Advokat: Das würde den Entschluß eines Mannes, wie Herr Hartwig zu sein scheint, in nichts ändern; von Frau Hartwig gar nicht zu reden.

Elimar: Frau Hartwig ist jung, unerfahren, leidenschaftlich. Wenn sie wüßte, daß ihr Mann sie immer noch liebt, daß sie ihres Mannes Leben zerstört hat; wenn man ihr das recht eindringlich vorstellte, sie an ihr Kind erinnerte —

Advokat: Wollten Sie das?

Elimar: Denn wenn sie eines Tages zur Besinnung käme, wenn sie einsähe — und sie wird es einmal einsehen müssen —, daß sie übereilt gehandelt, einer ersten leidenschaftlichen Regung nachgegeben, ihre Pflicht als Gattin und Mutter verletzt hat — — Bedenken Sie doch: so Knall und Fall das Haus ihres Mannes zu verlassen, wo noch gar nichts vorgefallen, noch gar kein triftiger Grund vorlag, sie nichts zu diesem äußersten Schritte berechtigte. Versetzen Sie sich in meine Lage; ich war wie vom Donner gerührt.

Advokat: Dennoch taten Sie damals nichts, um Frau Hartwig zu bewegen, zu ihrem Gatten zurückzukehren.

Elimar: Was hätte ich tun sollen? Sie liebte mich, sie warf sich sozusagen in meine Arme.

Advokat: Sie reisten mit ihr fort, Sie brachten sie hierher in diese Wohnung, die Ihnen gehört, die damals gerade keine Bewohnerin hatte.

Elimar: Es blieb mir nichts anderes übrig. Ohne es zu beabsichtigen, hatte ich eine Ehe zerstört, die nicht besser, aber auch nicht schlechter war als tausend andere.

Advokat: Darf ich fragen, was Sie beabsichtigten, als Sie Frau Hartwig verleiteten, Mann und Kind zu verlassen?

Elimar: Sie bedienen sich einer Ausdrucksweise — —

Advokat: Sie müssen der Frau doch Geständnisse gemacht haben.

Elimar: Ich war unbesonnen, das gebe ich zu. Es drückt mich schwer genug. Denn, wie gesagt, wenn Frau Hartwig jemals bereuen sollte, meinetwillen ein solches Opfer gebracht zu haben: der Gedanke quält mich Tag und Nacht. Und wenn es dann zu spät wäre, während es jetzt noch Zeit ist — bis morgen noch!

Advokat: Frau Hartwig glaubt sich von Ihnen geliebt.

Elimar: Ich sagte nicht, daß ich Frau Hartwig nicht liebte, aber wir sind sehr verschiedene Naturen. Das habe ich jetzt erkannt, das muß auch sie erkannt haben.

Advokat: Es scheint doch nicht der Fall zu sein — zu meinem aufrichtigen Bedauern. Wenn ich Sie recht verstehe, werden Sie Frau Hartwig nicht heiraten?

Elimar: Ich hoffe noch immer, es wird zu dieser Scheidung nicht kommen, und gestehe Ihnen, daß ich auf Ihre Vermittlung zähle.

Advokat (steht auf): Zu meinem Leidwesen muß ich Ihnen bemerken, daß sich zwischen Herrn Hartwig und seiner Frau — wie die Dinge liegen — nichts vermitteln läßt, sonst würde ich mit tausend Freuden bereit sein, für die unglückliche Dame zu tun, was in eines Menschen Macht steht.

Elimar (steht auf): So werde ich selbst mit ihr reden. Vielleicht, daß es mir gelingt.

Advokat: Sicher. Es wird Ihnen sicher gelingen, sie wieder loszuwerden.

Elimar: Mein Herr — — Ich werde Frau Hartwig sagen, daß Sie hier sind.

Advokat: Jedenfalls werde ich die Dame vorbereiten.

Elimar: Ich werde Ihnen dankbar sein. (Geht in das Kabinett.)

Advokat (ihm nachsehend): Das ist ja ein reizender Schurke.

Dritte Szene

Eva. Advokat.

Eva (von links, im Schlafkleide): Sie sind es, Herr Doktor? Ich glaubte, es sei der Graf.

Advokat: Herr Hartwig ist angekommen. Ich habe ihn gesehen und gesprochen.

Eva: War das notwendig? (Setzen sich.) Hoffentlich ist es heute das letzte Mal, daß wir davon reden müssen.

Advokat: Ihr Entschluß, sich von Ihrem Gatten zu trennen, steht unwiderruflich fest?

Eva: Wie könnte ich, nachdem ich einmal zu einem solchen Entschluß gekommen bin, darin wankend werden?

Advokat: Bevor ich darauf zu sprechen komme, muß ich Ihnen sagen, daß Herr Hartwig überaus großmütig vorgeht.

Eva: Hartwig ist ein Ehrenmann. Aber nennen Sie es überaus großmütig, daß er überhaupt in die Scheidung willigt?

Advokat: Die Art, wie er es tut, ist es in hohem Maße. Und wenn man in Betracht zieht, daß Sie Ihren Gatten böswillig verlassen haben — —

Eva: Böswillig — —

Advokat: So ist der juristische Ausdruck. Herr Hartwig hingegen gibt als Grund der Scheidung gegenseitige Abneigung an. Das ist doch bei der Sachlage zum mindesten sehr schonend.

Eva: Ich verlange keine Schonung.

Advokat: Träte Herr Hartwig als der beleidigte Ehemann gegen Sie auf, so müßte das Gericht Sie schuldig sprechen!

Eva: Schuldig? Wenn ich meinen Mann nicht liebe, wenn ich einen anderen liebe, so kann ich doch nicht länger meines Mannes Weib sein. Das kann kein Gesetz von einer Frau fordern.

Advokat: Das Seelische kommt vor dem Gesetz nicht in Betracht.

Eva: Demnach existieren vor dem Gesetz keine unsittlichen Ehen?

Advokat: Nein. Das Gesetz konstatiert lediglich den Bruch einer Ehe. (Abbrechend.) Wären Sie dem Grafen wenigstens nicht in dieses Haus gefolgt!

Eva: Von dem Augenblick an, da ich das Haus meines Mannes verließ, hatte ich nicht länger mehr über mich selbst zu bestimmen.

Advokat: Sie vertrauten dem Grafen Ihre ganze Zukunft an; mehr als das: Sie legten Ihre Ehre, Ihren Ruf in seine Hände.

Eva: Ich betrachtete den Grafen als meinen Verlobten.

Advokat: Und zählten darauf, später seine Gattin zu werden.

Eva: Gewiß.

Advokat: Nach ausgesprochener Scheidung würde durch den

Edelmut Herrn Hartwigs Ihrer Verbindung mit dem Grafen allerdings nichts mehr im Wege stehen.

Eva: Was hat der Edelmut Hartwigs damit zu tun?

Advokat: Wenn das Gericht Sie des Ehebruchs schuldig erklärte, würde Ihnen Ihre Wiederverheiratung erst nach einem Zeitraum von mehreren Jahren gestattet werden.

Eva: Genug, mein Herr. (Will aufstehen.)

Advokat: Ich muß Ihnen noch eine Mitteilung machen.

Eva: Wenn Sie müssen — —

Advokat: Herr Hartwig setzt Ihnen ein Jahrgehalt aus.

Eva: Sie haben doch mit aller Bestimmtheit erklärt, daß — —

Advokat: Daß Sie schwerlich annehmen würden.

Eva: Niemals! Wie konnte Hartwig mir eine solche Zumutung stellen?

Advokat: Herrn Hartwig liegt daran, Ihre Zukunft wenigstens in pekuniärer Hinsicht zu sichern. Er fürchtet vielleicht — —

Eva: Was kann Herr Hartwig in dieser Hinsicht fürchten?

Advokat: Setzen wir den Fall — ich spreche als Jurist zu Ihnen — Sie hätten sich in dem Grafen schwer getäuscht, der Graf liebte Sie nicht mehr, der Graf — —

Eva: Erlauben Sie mir, unsere Unterredung abzubrechen. (Steht auf.)

Advokat: Als Ihr Rechtsbeistand ist es meine Pflicht, Sie auf alle Eventualitäten hinzuweisen.

Eva: Sie haben Ihre Pflicht erfüllt. Die meine ist es, Sie nicht länger anzuhören. Allein der Schatten eines Mißtrauens gegen den Grafen ist eine Beleidigung gegen mich. Sie werden mich nicht in die Lage versetzen wollen, das Zimmer verlassen zu müssen.

Advokat: So bleibt mir nichts übrig, als Sie zu bitten, sich für den Fall, daß Sie eines Freundes bedürfen sollten, meiner zu erinnern.

Eva (freundlich): Das werde ich gewiß. (Gibt ihm die Hand.) Auf morgen.

Advokat (verneigt sich): Auf morgen. (Im Abgehen:) Arme Frau. (Geht.)

Eva: Wie häßlich ist das alles. (Elimar kommt aus dem Kabinett.) Ach, Eli!

Vierte Szene

Eva. Elimar.

Elimar: Ist der Advokat fort?

Eva: Es ist ein redlicher Mensch.

Elimar: Was hat er mit dir besprochen?

Eva (tief aufatmend): Es ist vorüber. Und morgen — morgen wird auch das andere vorüber sein.

Elimar: Du bist aufgeregt. Gewiß hat dir dein Anwalt als echter Jurist hart zugesetzt.

Eva: Es hat mich angegriffen; doch es war ja das letzte Mal, Eli — das letzte Mal. Von morgen an beginnt ein neues Leben — auch für dich, mein armer, lieber Freund. Morgen bin ich frei, ganz frei, bin ich dein, ganz dein! (Umfaßt ihn, leise:) Wenn ich das Glück, dir anzugehören, noch nicht in seinem vollen Umfange empfunden habe — nicht wahr, du begreifst es? Ich bin ja noch gar nicht zur Besinnung gekommen, ich befinde mich ja noch immer wie im Traum! Du liebst mich, ich bin bei dir, bin wieder deine kleine, liebe Ev'! (Geht mit ihm zum Diwan, setzt sich, zieht ihn zu sich herab, nimmt seine Hand.) Ist es denn möglich? Unsere Hände, die sich gelöst hatten, um sich erst im anderen Leben wiederzufinden, liegen schon in dieser Welt ineinander? Es geschehen eben doch noch Zeichen und Wunder.

Elimar (steht auf): Aber was sagte der Advokat?

Eva: Laß doch den Advokaten!

Elimar: Wie sieht der Mann die Sache an?

Eva: Was geht seine Anschauung uns an?

Elimar: Er riet dir gewiß ab? Er warnte dich?

Eva: Um diese Dinge solltest du dich gar nicht kümmern. Es muß dir ja schmerzlich sein, es ist so entwürdigend. Versprich mir, morgen gar nicht daran zu denken. Oder ja; denke daran. Denke: jetzt ist die letzte Fessel gefallen, der letzte Schatten gewichen, jetzt ist es Tag geworden, heller sonniger Tag, jetzt werden wir glücklich sein.

Elimar: Glücklich!

Eva (von dem Ton erschreckt, richtet sich auf): Eli!

Elimar: Dein Mann ist hier.

Eva: Ich soll ihn morgen wiedersehen. Aber fürchte nichts, ich werde ganz ruhig sein. An meiner großen Ruhe soll er erkennen, daß ich mich reinen Herzens fühle.

Elimar: Er liebt dich noch immer, der Unglückliche.

Eva (geht zu ihm): O still! — Heute ist ein feierlicher Tag: der letzte im alten Leben, heute wollen wir noch einmal stille Einkehr in uns halten. Du hast viel Nachsicht mit mir haben müssen, ich bin dir gewiß sehr schwach erschienen. Konnte ich dir doch nicht einmal immer verbergen, daß ich kämpfte und litt. Heute sollst du wissen, daß es allerdings Stunden gegeben hat, wo ich mich an deinem Herzen wie eine Verbrecherin fühlte.

Elimar: Also bereust du? Eva, du bereust!

Eva (verschließt ihm den Mund mit der Hand): Wie kannst du — — Als ich damals von ihm ging, sagte er: ich hätte ihm das Herz zermalmt. Da habe ich denn oft denken müssen: wie soll er leben mit seinem zermalmten Herzen? Ich hatte es mir so leicht gedacht. War meine Sache doch so gerecht, fühlte ich mich doch ganz schuldlos.

Elimar (beugt sich herab, raunt ihr zu): Du liebst ihn noch immer. Gesteh es.

Eva: Eli! Eli!

Elimar: Und das Kind — —

Eva: Du bist grausam —

Elimar: Tag und Nacht denkst du an das verlassene Kind. Du täuschest mich nicht. Ich lese in deinem Herzen, ich weiß, daß du dich nach deinem Kinde sehnst, daß du zu ihm zurück möchtest. Nun wohl, ich will dich nicht hindern.

Eva: Um Gottes willen, Eli! Wenn das Undenkbare geschähe, ich heute oder morgen von dir müßte — ehe ich jenen Weg, den ich mit dir gegangen, wieder einsam zurücklegte, würde ich mir an der Schwelle dieses Hauses, das ich an deiner Seite betrat, das Haupt zerschmettern.

Elimar: Das sind Überspanntheiten. Du mußt auch an mich denken, an die Verantwortung, die ich habe. Denn wenn ich fürchten muß, daß in deinem Leben häufig solche Stunden kommen könnten —

Eva: Hätte ich niemals solche Stunden gehabt, Stunden, in denen mein Geist sich von dir wendete, in die Vergangenheit zurück; es wäre doch auch nicht das Richtige gewesen. Vielleicht hätte ich es dir verschweigen sollen, aber wir müssen alles voneinander wissen. Mein Vertrauen zu dir ist so grenzenlos, daß, sollte die Stimme meines Kindes mich wieder rufen, ich an deine Brust, in deine Arme flüchten werde, dich bittend: Sprich zu mir, flüstre mir zu — daß du mich liebst, daß ich bei dir bin, daß ich dir gehöre. Fülle mein Herz mit dem Klang deiner Stimme, damit der Jubel deiner Liebesworte alle anderen Töne erstickt. (Sie hat sich an Elimar geschmiegt, der sich von ihr löst.) Zürne mir nicht, habe Geduld mit mir. Sieh, Geliebter: dein Weib ist wie ein armes Singvögelchen, das Winters im wilden Walde erstarrte. Wenn du es nicht an dein Herz nimmst, muß es sterben. Und es ist noch so jung und möchte so gern leben und singen im Frühlingstag. — — Du willst fort?

Elimar (hat nach der Uhr gesehen, nimmt Hut und Überzieher): Ich habe einen notwendigen Gang. In einer halben Stunde bin ich zurück. Dann rede ich mit dir. Diesen Zustand ertrage ich nicht länger.

Eva: Bleibe!

Elimar: In einer halben Stunde! (Ab.)

Eva: Was ist ihm? Er war so blaß, er sah mich so seltsam an. Diesen Zustand erträgt er nicht länger? Welchen Zustand? Mir ist bang. — — In einer halben Stunde kommt er zurück. Wie spät ist es? Acht Uhr. Jetzt legt die Großmutter das Kind zu Bett. Sie zieht ihm das Nachtröckchen an, es kniet im Bette nieder, faltet die Hände, macht ein ernsthaftes Gesichtchen und spricht sein Gebet, das ich ihm gelehrt habe — —

„Müde bin ich, geh' zur Ruh,
Schließe meine Augen zu. —"

Wenn ich einmal, nur noch ein einziges Mal — — Ich darf nicht, ich darf nicht! Verzeih mir, Geliebter. Ein jeder solcher Gedanke ist ein Verbrechen gegen dich. (Geräusch hinter der Szene.) Was ist das? (Die Tür rechts wird aufgerissen. Toinette will ins Zimmer dringen; der Diener stellt sich davor.)

Fünfte Szene

Eva. Toinette. Diener. Dann ohne diesen.

Toinette: Ich muß mit Frau Hartwig sprechen.

Eva (zum Diener): Was bedeutet das? Warum verwehren Sie der Dame in solcher Weise den Eintritt?

Diener: Sie wird die gnädige Frau nur belästigen. Empfangen gnädige Frau sie nicht. Auch dem Herrn Grafen wird es nicht recht sein.

Eva: Kennen Sie die Dame?

Diener schweigt.

Toinette (die eingetreten ist): Nun, kennen Sie mich nicht?

Diener: Es ist — —

Toinette (einfallend): Gnädige Frau, ich bin eine Unglückliche.

Eva: Kann ich Ihnen helfen?

Toinette: Ich bitte Sie, mich anzuhören.

Eva (zum Diener): Gehen Sie! (Diener geht.)

Toinette: Ich danke Ihnen.

Eva: Wollen Sie mir sagen, womit ich Ihnen dienen kann. Warum blicken Sie mich so an?

Toinette: Wie schön Sie sind! — — O mein Gott! (Schlägt beide Hände vor das Gesicht, schluchzt auf.)

Eva: Was ist Ihnen? Wie sehen Sie aus: totenblaß!

Toinette: Mir ist schon besser.

Eva: Sie zittern. Ich will Wein bringen lassen.

Toinette: Bleiben Sie; mir ist wieder ganz wohl.

Eva: Setzen Sie sich.

Toinette: Ist es wahr, daß Sie eine vornehme Dame waren, einen braven Mann und ein schönes Kind hatten, und Mann und Kind verließen, eines anderen wegen?

Eva: Wie kommen Sie dazu, mir solche Fragen zu stellen?

Toinette: Verzeihen Sie. Sie sollen alles erfahren, ich werde Ihnen alles erklären. Sie müssen wissen, daß ich auch um eines anderen willen einen guten Menschen unglücklich gemacht habe: meinen Bräutigam.

Eva: Wie geschah das?

Toinette: Durch ein Bubenstück. Dergleichen kommt häufig vor, jeden Tag, jede Stunde. Auch Sie — —

Eva: Was wissen Sie von mir. Ich hoffe nicht, daß es mir nachträglich leid tun muß, Sie empfangen zu haben.

Toinette: Nein, nein. Hören Sie mich nur an.

Eva: Haben Sie Ihren Bräutigam denn nicht geliebt?

Toinette: O doch. Das heißt: ich war ihm gut. Ich wäre ihm gewiß eine treue Frau geworden.

Eva: Und Sie lernten einen anderen kennen.

Toinette: Einen anderen.

Eva: Der Sie liebte?

Toinette: Nein.

Eva: Wie?

Toinette: Der mich verführte.

Eva: Ach — — Und Sie?

Toinette: Ich liebte ihn.

Eva: Und hielten ihn für ehrlich?

Toinette: Er hatte mich ganz umstrickt.

Eva: Und dann?

Toinette: Dann verließ er mich. Es ist die alte Geschichte. Aber vielleicht gehören Sie zu denen, welche den Stein, den Christus liegen ließ, aufheben und werfen — auf die Verführten, die Gefallenen.

Eva: Ich richte über niemand.

Toinette: Unsereins ist es nicht anders gewohnt.

Eva: Sie sind sehr bitter.

Toinette: Ich denke ganz ruhig darüber. Es geht nun einmal so zu in der Welt.

Eva: Erzählen Sie mir alles.

Toinette: Dabei ist nicht viel zu erzählen. Es ist mir auch nicht anders gegangen als tausend anderen. — — Ich war rein und unschuldig, und wenn ich von einer, wie ich sie geworden bin, hörte, konnte ich nicht Worte genug finden, um das arme Ding zu verdammen. Mein Vater war ein Handwerker, noch einer vom alten Schlage: streng, ehrbar und christlich. Außer scharfer Zucht und Sitte gab es in unserem Hause wenig Brot, aber viele Mäuler, die satt werden wollten,

so daß es ein großes Glück war, als jemand sich fand, der eine Mitesserin haben wollte. Leider hatte der arme Junge selber nichts Rechtes zu beißen, also hatte es mit der Hochzeit noch gute Weile. — Ich langweile Sie.

Eva (die aufmerksam zugehört): Gewiß nicht.

Toinette: Um schneller zu einem Sparpfennig zu gelangen, suchte mein Bräutigam eine Stelle für mich. Da ich gut gewachsen war, kam ich in einem Juwelierladen als Verkäuferin an. Es gefiel mir sehr gut. Ich konnte mich satt essen, war hübsch angezogen, wurde von den Kunden höflich behandelt und nähte in meinen freien Stunden an meiner Aussteuer, ohne mir über diese Arbeit besondere Gedanken zu machen.

Eva: Sie sahen doch bisweilen Ihren Bräutigam?

Toinette: Dann und wann. Ich konnte es ruhig abwarten. Aber niemals, daß mir in den Sinn gekommen wäre, einstens nicht seine Frau zu werden; auch dann nicht, als man anfing, mir den Kopf zu verdrehen: wie hübsch ich sei und wie ich mein Glück machen könnte — wenn ich nur wollte. Ich wollte aber nicht; und solche schändlichen Reden beleidigten mich nicht einmal, so gleichgültig ließen sie mich. In unser Geschäft kamen nämlich viele Herren und kauften Schmucksachen, die, wie ich wohl wußte, nicht für ihre Frauen und Bräute bestimmt waren. Aber das beschäftigte meine Einbildungskraft nicht im geringsten.

Eva: Und weiter?

Toinette: Unter jenen Herren befand sich einer, jung, reich und vornehm, mit einer gewissen Art sich zu benehmen, die mir das Blut in Wallung setzte: so lästig, so sicher, so frech. Er gehörte zu unseren besten Kunden, obgleich er unverheiratet war. Man erzählte sich von ihm, er sei ein Meister in seinem Fach. Lange Zeit kümmerte er sich gar nicht um mich; aber eines Tages kam er gerade dazu, als mein Bräutigam bei mir war. Gott weiß, was mich veranlaßte, in des Fremden Gegenwart besonders freundlich mit dem armen Menschen zu tun, fast zärtlich. Zum allerersten und allerletzten Male. Von diesem Tage an änderte der feine Herr sein Benehmen gegen mich; denn an diesem Tage gefiel ich ihm, und weil ich einem anderen gehörte, wollte er mich haben. Er ging sehr

langsam zu Werke, sehr vorsichtig; aber je mehr ich mich wehrte, umso fester zog sich um den Hals seines Opfers die Schlinge zusammen.

Eva: Sie Unglückliche!

Toinette: Was soll ich Ihnen alle die Mittel, die Schliche, die Künste aufzählen, die er anwendete, mich zu verderben. Er hatte Übung und ich wäre die erste gewesen, auf die sein Gift nicht gewirkt hätte. Genug, es gelang ihm vollständig, gerade, als ich mit meinem Bräutigam zum zweitenmal aufgeboten wurde — acht Tage vor unserer Hochzeit.

Eva: Sie trennten sich von Ihrem Verlobten?

Toinette: Ja. Meine Eltern verwünschten, mein Bräutigam verachtete mich. Aber das kümmerte mich wenig. Der andere brauchte mich nur freundlich anzusehen und ich dachte nicht mehr daran, daß ein braver Mensch durch mich elend geworden; der andere brauchte mich nur an seine Brust zu ziehen und die Verwünschungen meiner Eltern verhallten in dem Jubel seliger Empfindungen, die mich wie ein Sturm erfüllten. Wenn er mich küßte, gab es für mich weder Erde noch Himmel.

Eva: So über alle Maßen liebten Sie?

Toinette: Über alle Maßen. Dabei lebte ich herrlich und in Freuden. Er kaufte mir Schmuck, prächtige Kleider; er brachte mich in eine Wohnung, schimmernd von Samt und Seide — in diese Wohnung. (Steht auf.)

Eva: Wie? (Starrt sie entsetzt an.)

Toinette: Nun ja, in diese Wohnung, aus der er mich vertrieb, weil er für eine andere Geliebte Platz haben wollte. Diese andere sind Sie.

Eva (fährt auf, ringt nach Atem): Er — er —

Toinette: Er: Elimar, Graf Holm. Mein Verführer und der Ihre.

Eva (stammelnd): Wie dürfen Sie wagen — —

Toinette: Rufen Sie den Kuppler von Bedienten, und lassen Sie es sich von ihm bestätigen. Soll ich ihn rufen?

Eva (aufschreiend): Das ist ja Wahnsinn!

Toinette: Das würde ich auch gesagt haben, wenn mir damals eine erzählt hätte — — Denn auch um meinetwillen

mußte eine andere diese Wohnung räumen. Sie und ich, wir sind Unglücksgenossinnen, Schwestern. Uns beide fing der geschickte Vogelfänger, wir gingen beide auf seinen Leim, ließen uns beide in dieses goldene Bauer sperren. Zuerst ist's ein Jubeln und Jubilieren, als ob die Seele dem offenen Himmel zustrebte; dann kommt ein ängstliches Flattern, ein Schwirren und Jammern, bis man uns fortscheucht, hinausjagt. Wohin? Ihn kümmert es nicht. Vielleicht einem anderen Jäger ins Garn. So geschah es mir, so wird es Ihnen ergehen, übermorgen, morgen, schon heute.

Eva (fällt mit einem dumpfen Laut nieder).

Toinette (steht vor ihr): So bin auch ich dagelegen, tagelang, Nächte hindurch. Aber als ich nicht daran starb, sogar meinen Verstand behielt, raffte ich mich auf und ging. — —

Eva (rafft sich auf): Wohin?

Toinette: Zuerst zu meinen Eltern. Aber die wiesen der Dirne die Tür. Darauf zu meinem ehemaligen Bräutigam; aber der spie aus vor mir. Da ergriff mich Abscheu, Ekel, Haß gegen jeden Pulsschlag meines Lebens in mir. Zum Glück besaß ich noch genug, mir einen letzten Freund zu kaufen. Der soll mir aus der Not helfen. (Zieht ein Pistol hervor.)

Eva: Sie wollten — —

Toinette: Sterben will ich, mich töten. Sie mögen es ihm sagen, wenn er Sie gerade küßt. Deshalb kam ich — und nun leben Sie wohl. (Will fort.)

Eva: Bleiben Sie. (Tritt zwischen Toinette und die Tür.)

Toinette: Sie werden mich nicht hindern. Warum sollte ich nicht den Weg gehen, den vor mir aus derselben Ursache schon Tausende gegangen sind, nach mir Tausende gehen werden? Es ist eine breite Straße, auf der eine Heerschar von Verführten und Verlassenen Platz hat. Vielleicht, daß auch Sie sich dem langen, langen Zuge anschließen werden. Aber ich kann nicht auf Sie warten.

Eva: Ich lasse Sie nicht fort, in diesem Zustand, mit diesen Gedanken. (Stöhnt auf.) Gräßlich! Gräßlich!

Toinette: Was ist?

Eva: Er ist zurückgekommen. Still! Er ist schon auf der Treppe!

Der Diener spricht mit ihm. — — Fort! Dort hinein. Ich beschwöre Sie — —

Toinette: Sie glauben mir noch immer nicht? So mögen Sie mich denn ihm gegenüberstellen. Sehen Sie ihm dabei nur recht ins Auge.

Eva: Lassen Sie das Pistol da.

Toinette: Sie fürchten, ich könnte es vor seinen Augen tun. Eigentlich verdiente er es.

Eva: Legen Sie es fort. — Dorthin.

Toinette: Meinetwegen.

Eva: Gehen Sie, gehen Sie!

Toinette (tritt dicht vor sie hin, raunt ihr zu): Rächen Sie mich! (Geht links in das Zimmer.)

Eva (blickt starr vor sich hin, preßt beide Hände vor die Stirn, stöhnt auf, stammelt): Nur jetzt nicht von Sinnen kommen. — Nur jetzt noch nicht. (Hebt die Hände.) Vater im Himmel, Vater im Himmel! — — Da ist er. (Wendet sich ab.)

Sechste Szene

Eva. Elimar. Dann Toinette.

Elimar (in der offenen Tür zum Diener zurücksprechend): Du hast deine Pflicht getan. (Kommt herein, schließt die Tür.) Sie ist fort!

Eva (wendet sich langsam nach ihm um).

Elimar: Mir tut es leid, daß die tolle Person zu dir gelangt ist. Doch läßt es sich nicht ungeschehen machen.

Eva (tonlos): So ist es also wahr!

Elimar: Ich weiß nicht, was sie dir gesagt hat.

Eva (mit schwerer Zunge): Sie sagte mir, du hättest sie an dich gelockt, getäuscht und verlassen.

Elimar: Sie war nicht viel wert, leichtsinnig und genußsüchtig.

Eva: Das lügst du.

Elimar: So glaube einer solchen mehr als mir. (Wirft sich in einen Stuhl.)

Eva: Und du bereust es nicht?

Elimar: Höre! Du hast nicht nötig, mit der Miene einer Richterin dazustehen. Unmöglich kann man für die Leichtfertigkeit eines Weibes den Mann zur Verantwortung ziehen.

Eva: In diesem Falle einzig und allein den Mann.

Elimar: Wir können eure Tugend nicht schützen.

Eva (noch immer ganz ruhig): Aber ihr könnt heucheln und lügen, Meineide schwören und Herzen vergiften, ihr könnt eure Künste so lange spielen lassen, bis ihr unsere Tugend zu Fall gebracht habt. Und wenn es euch dann gelungen ist, wenn ihr dem Bräutigam die Braut, dem Gatten die Gattin, dem Kinde die Mutter nahmt, aus Reinen — Gefallene, aus ehrlichen Frauen — Dirnen machtet, dann alle Schuld auf uns, alle, alle Schuld auf uns.

Elimar (springt auf, geht durch das Zimmer).

Eva: Aber ich frage dich noch einmal: vielleicht bereust du deine Schandtat; wenn du bedenkst, daß sie deinetwillen ihren Bräutigam verließ, deinetwillen von Vater und Mutter verwünscht ward, deinetwillen von allen verachtet wird. Wisse: du hast sie in Verzweiflung gestürzt, sie in den Tod getrieben. Sie ist verloren für Erde und Himmel.

Elimar: Ich kann ihr nicht helfen.

Eva (deutet auf die Pistole): Sieh dort den Freund, der ihr helfen soll, sich davonzuschleichen. Wenn sie es vollbringt — und sie wird es vollbringen — du hast sie getötet.

Elimar: Komödie!

Eva: So überlässest du die Ärmste ihrem Schicksal? (Pause.) Aber noch um eine andere Unglückliche handelt es sich — um mich! Freilich — mich liebst du ja wohl?

Elimar: Da es so weit gekommen ist, sehe ich nicht ein, wie es mit uns werden soll.

Eva: Ich wiederhole: mich liebst du ja wohl? Wenigstens hast du es mir mit tausend Eiden geschworen.

Elimar: Wie die Dinge sich gestaltet haben, werden wir uns trennen müssen.

Eva: Steht meine Nachfolgerin schon draußen vor der Tür?

Elimar: Da es heute noch Zeit ist, du von deinem Mann noch nicht geschieden bist — —

Eva: Du meinst, ich soll zu Hartwig gehen und ihm sagen: da bin ich wieder! Ich habe dich verlassen, weil ich einen anderen liebte, aber — da bin ich wieder. — Und frägt er mich: woher kommst du? So antworte ich: von meinem Liebhaber.

Mein Liebhaber hat mich fortgeschickt, er will mich nicht länger. Also komme ich wieder zu dir, du wirst mich schon nehmen, denn du bist ein guter Mensch und liebst mich noch immer. Ich verspreche dir auch, fortan bei dir zu bleiben. So ist denn alles in bester Ordnung; nur daß ich inzwischen — — Doch daraus machst du dir gewiß nichts.

Elimar: Dein Mann hätte allerdings vollen Grund, unversöhnlich zu sein. Was fiel dir damals ein, was dachtest du, daß du ihm gleich alles sagtest.

Eva: Hätte ich ihm nichts sagen sollen?

Elimar (durch das Zimmer irrend): Nichts zu überlegen, vollkommen rücksichtslos, besinnungslos — maßlos! Sofort Mann und Kind zu verlassen.

Eva: Hätte ich bei Mann und Kind bleiben sollen?

Elimar: Ich wäre bei dir geblieben. Wir hätten alles bedacht und besprochen, uns täglich gesehen; wir hätten —

Eva: Im Hause meines Mannes Buhlschaft getrieben — wenn es nach dir gegangen wäre. Ich wäre im Hause meines Mannes deine Geliebte geworden, ich hätte unter den Augen meines Kindes die Ehe gebrochen.

Elimar: Unerträglich!

Eva: Ich tat es aber nicht. Denn ich achtete meinen Gatten, dich, mich selbst. Ich verließ das Haus, das ohne mich vereinsamte: ich folgte dir in unbegrenztem Glauben und Vertrauen, in vollster Hingabe. Du nahmst mich mit dir, du führtest mich in dieses Asyl deiner heimlichen Lüste, du entwürdigtest dich und mich, indem du mich diese Luft atmen ließest, du hattest so wenig Scham vor dir selbst — —

Elimar: Mäßige dich!

Eva: Jetzt aber meinst du mich noch fortschicken zu können: zurück zu meinem Gatten. Du wagst es, von jenem Ehrenmann so niedrig zu denken. Und käme ich zu ihm gekrochen mit einer Todeswunde im Herzen, sterbend und verderbend — er würde mich nicht über die Schwelle seines Hauses lassen; und er täte recht daran.

Elimar: Wenn du zu deinem Mann nicht wieder zurückwillst, so weiß ich nicht, was werden soll.

Eva: Du kannst mir ja Geld anbieten, und es ist nicht deine Schuld, wenn ich das Geld nicht nehme, sondern tue, was jene andere tun will: schreiten den Weg, den aus derselben Ursache vor mir Tausende schon gegangen sind, nach mir Tausende noch gehen werden, wandeln jene breite Straße, auf der eine lange, lange Schar von Betrogenen und Verlassenen Platz findet zum letzten Ruheort wallend.

Elimar: Du wolltest — —

Eva (sich hoch aufrichtend, feierlich): Ich will dich fragen, fordern will ich von dir: an mir zu sühnen, was du an mir verbrochen hast — — Nein, nicht an mir, sondern an meinem Gatten, an meinem Kinde. Denn die Frau, die den Namen jenes Ehrenhaften geführt hat, darf vor der Welt nicht mit Schande bedeckt dastehen; das Kind, das ich diesem Manne geboren habe, darf nicht eine Mutter besitzen, die keine ehrliche Frau mehr ist. Mag dann aus mir werden, was will — vorher verlange ich von dir, mir mein Recht zu geben.

Elimar: Dein Recht — —

Eva: Erhebe deine Hand und schwöre, daß du mich zu deinem Weibe machen willst, oder — —

Elimar: Oder — — Was willst du mit dem Pistol?

Eva: Du und deinesgleichen, ihr jagt uns in Schande und Tod; du und deinesgleichen, ihr lebt weiter, schändet weiter, mordet weiter. Und es gibt für euresgleichen kein Gericht, keinen Ankläger, keinen Urteilsspruch. Erhebe die Hand und schwöre, oder ich schaffe mir selbst mein Recht, das Recht der Wiedervergeltung.

Elimar: Du bist von Sinnen.

Eva (geht auf ihn zu): Schwöre!

Elimar: Eva!

Eva: Auf deine Seele die Blutschuld. (Drückt los; Elimar stößt einen Schrei aus, stürzt rücklings hin.)

Toinette (stürzt herein): Was haben Sie getan? — — Ihn getötet!

Eva (läßt das Pistol fallen): Gerichtet.

Der Vorhang fällt. Ende des vierten Aktes

Fünfter Akt

Zelle Evas in der Strafanstalt. In der Mitte die Tür; rechts vorn das Fenster. An der Hinterwand, zwischen Tür und Fenster, das Bett. In der Mitte des Zimmers ein ovaler Tisch, davor ein Sessel.

Erste Szene

Vor dem Fenster sind die Gardinen geschlossen. Auf dem Tisch brennt eine Lampe. Eva liegt angekleidet auf dem Bett. Toinette eingeschlafen auf dem Stuhl daneben. Die Tür wird geöffnet. Der Arzt kommt.

Arzt: Fräulein Toinette!

Toinette (erwacht): Ich bin eingeschlafen. Verzeihen Sie. Aber ich habe wirklich nichts versäumt; sie verhielt sich gegen Morgen ganz ruhig. (Beide kommen vor.)

Arzt: Wie war sie in der Nacht?

Toinette: Wie gewöhnlich die alten Angstzustände. Sie hielt es im Bett nicht aus und wollte mit Gewalt aufstehen. Ich mußte sie ankleiden und sie umherführen. Aber sie war sehr schwach und fieberte stark!

Arzt: Es ist höchste Zeit, daß sie hinauskommt. Haben Sie ihrem Manne geschrieben?

Toinette: Ich teilte Herrn Hartwig alles mit.

Arzt: Auch, daß seine Frau sehr krank sei?

Toinette: Ich verschwieg ihm nichts. Steht es wirklich so schlimm mit ihr?

Arzt: Die dreijährige Gefangenschaft hat ihre ganze Natur zerrüttet; ihre Kräfte sind aufgezehrt.

Toinette: Wird sie noch lange leiden müssen?

Arzt: In einem südlichen Klima ließe sich bei sorgfältiger Pflege ihre Auflösung noch kurze Zeit hinhalten. Was hat der Mann Ihnen geantwortet?

Toinette: Bis heute nichts.

Arzt: Herr Hartwig weiß doch, daß heute der Tag ihrer Freilassung ist?

Toinette: Gewiß.

Arzt: Dann verstehe ich sein Schweigen nicht; da er sich doch sonst sehr großmütig benommen hat. Äußerte sich Frau Hartwig niemals gegen Sie, daß ihr bekannt sei, wie ihr Mann während ihrer Gefangenschaft für sie Sorge trägt?

Toinette: Niemals.

Arzt: Wissen Sie, wie sie sich ihr künftiges Leben vorstellt?

Toinette: So oft ich davon mit ihr sprechen wollte, bat sie mich, still zu sein. Jede Erwähnung ihrer Zukunft ängstigt sie.

Arzt: Aber was soll geschehen, wenn ihr Mann heute nicht kommt?

Toinette: So nehme ich sie zu mir.

Arzt: Meine gute Toinette, Sie haben Mühe genug, sich selbst durchzubringen.

Toinette: Es geht mir recht ordentlich. Ich habe viel zu tun und werde gut bezahlt. Und da ich bei meinem Blumenmachen den ganzen Tag zu Hause sitzen kann, wird sie nicht allein sein. Auch sonst soll es ihr an nichts fehlen; weder an Liebe noch an Pflege.

Arzt: Sie sind ein braves Mädchen.

Toinette: Loben Sie mich nicht; denn ich verdiene es nicht. Aber sie hätte es besser verdient. Sie ist ein rechtes Opfer des Lebens, welches oft gar nicht grausam genug sein kann. — Eben regte sie sich.

Arzt: Ich will mich beim Direktor wegen des Mannes erkundigen. Auf jeden Fall schicke ich in einer Stunde meinen Wagen.

Toinette: Bei mir zu Hause ist alles für sie fertig.

Arzt: Wenn es mir irgend möglich ist, bin ich bei ihrer Freilassung zugegen, ich fürchte für sie jede Aufregung. (Geht ab.)

Zweite Szene

Eva. Toinette.

Toinette (geht zum Bett): Wie bleich sie ist. Ich muß sie wecken. — — Liebe Frau Eva!

Eva: Bist du es, Dorothee? Laß mich noch ein wenig schlafen, ich bin so müde.

Toinette: Ich bin es — Toinette. Es ist heller Tag.

Eva (erwacht): Ich hatte so schön geträumt.

Toinette: Wovon?

Eva: Von zu Hause. Aber ich habe ja kein Zuhause mehr.

Toinette: Fühlen Sie sich kräftiger? Sie haben einige Stunden prächtig geschlafen.

Eva: Gute Toinette! Das ist nun schon die dritte Nacht, in der Sie bei mir wachen.

Toinette: Es ist freundlich vom Direktor, daß er mir erlaubt hat, Sie zu pflegen.

Eva: Es gibt so viele gute Menschen; selbst hier im Gefängnis. Alle verwöhnen mich.

Toinette: Alle lieben Sie, allen wird der Abschied von Ihnen schwer.

Eva (ist aufgestanden): Der Abschied?

Toinette (hat die Lampe gelöscht; ist zum Fenster gegangen und hat die Vorhänge zurückgezogen): Ist das ein herrlicher Tag. Ein rechter Sonn- und Feiertag. Ich will das Fenster öffnen. Die frische Luft wird Ihnen gut tun. Bleiben Sie, ich führe Sie her.

Eva: Ich kann selbst. — — Ach, ist das schön! Diese Luft, dieser Sonnenschein. Wie das strahlt und glänzt. So da zu stehen mit geschlossenen Augen, sich von dem Glanz überfluten zu lassen — —

Toinette: Sehen Sie!

Eva: Was?

Toinette: Auf dem Hof die Schwalben. Wie sie hin und herschießen!

Eva: Und an der Mauer drüben die Kirschbäume. Über Nacht sind sie aufgeblüht. Ach Frühling, Frühling!

Toinette (führt sie vom Fenster fort, zum Stuhl, der am Tisch steht): Wissen Sie, was wir heute nachmittag tun wollen? Wir nehmen uns einen Wagen und fahren zusammen hinaus vor die Stadt in den Wald, mitten hinein in die Frühlingspracht. — Was ist Ihnen?

Eva (zittert heftig): Heute fahren wir hinaus!

Toinette: Haben Sie es schon vergessen? Heute werden Sie ja frei!

Eva (schluchzt auf und weint krampfhaft).

Toinette: Frau Eva! Beruhigen Sie sich! — Liebe Frau Eva, seien Sie still, weinen Sie nicht so. Sie müssen sich schonen, Sie müssen Kräfte haben, Sie müssen stark genug sein, die Freiheit ertragen zu können.

Eva: Ich weiß ja nicht, was ich damit anfangen soll. Aus dem Gefängnis heraus, nach drei Jahren Kerkerhaft! Ich bin zu schwach dazu. Laßt mich hier bleiben, hier, wo alle gut gegen mich sind. Ich will den Direktor bitten. Kommen Sie! Kommen Sie! Was soll ich wohl noch in der Welt?

Toinette: Sie sind noch jung, Sie werden wieder aufleben. So grausam kann das Leben nicht sein, gegen Sie, die Schuldlose.

Eva: Nein, Toinette! Ich bin keine Märtyrerin und will keine sein. Niemals habe ich mit mir selber Erbarmen gefühlt. Ich beklage mich nicht, weder über die Strenge des Gesetzes noch über das Urteil der Richter. Man hat mir ja Milderungsgründe zuerkannt. Und ich verdiente Strafe. — Denn ich nahm die Vergeltung, die ich einem anderen, höheren Richter hätte überlassen sollen, selbst in meine Hände.

Toinette: Heute wollen wir von der Zukunft reden.

Eva: Meine Zukunft! Wo ist sie? Was ich mir als Zukunft ausmalte, jenen einen, einzigen Augenblick, den ich noch gerne erlebt hätte — (Stockt.)

Toinette: Sie sprechen von Ihrer Rückkehr zu Ihrem Manne?

Eva: Von einem Augenblick getaner Sühne, vollbrachter Buße. In diesem Gedanken, in dieser Hoffnung habe ich bis heute geatmet; aber ich erkannte, daß es nicht sein kann. Und heute werde ich auf der Schwelle dieses Hauses stehen wie eine Vertriebene und Verstoßene. Ich gehe von hier und lebe irgendwo — irgendwie. Die Jahre spinnen sich ab, langsam, langsam; bin ich doch noch immer so jung. In den langen, langen Jahren bleibe ich, was ich gewesen bin! Die Zuchthäuslerin, die Mörderin, die pflichtvergessene Gattin und Mutter. Die Sühne ist geschehen, aber die Schuld bleibt.

Toinette: Nur in Ihrer Einbildung.

Eva: Umso schlimmer für mich. Sie sehen, ich habe nichts mehr vom Leben zu hoffen.

Wärterin (kommt): Besuch für Frau Hartwig! (Geht.)

Eva (zitternd): Besuch? Für mich? Heute?

Toinette: Heute, am Tage Ihrer Freilassung. Wenn es die Ihren wären.

Eva: Wer sind noch die Meinen?

Frau Dörte (erscheint in der Tür): Kleines Frauchen! Kleines Frauchen!

Eva: Sie sind es? Frau Dörte?!

Dritte Szene

Vorige. Frau Dörte.

Frau Dörte: Freilich bin ich's; die Frau Dörte wie sie leibt und lebt! Und die schönsten Grüße von meinem Hempel. Was ich sagen wollte. — Ich weiß gar nicht, wo mir heute der Kopf steht. Sie sehen nicht recht frisch aus, kleines Frauchen. Aber das tut nichts. Denn jetzt ist's ja vorüber. . . . Ach, lieber Gott im Himmel! (Setzt sich auf einen Stuhl und weint bitterlich.)

Toinette (ist zu Frau Hempel getreten, heimlich): Sie ist sehr krank. Bitte, nehmen Sie sich zusammen.

Frau Dörte (zu Eva): Seien Sie mir nicht böse, kleines Frauchen. Es ist ja nur vor Freude, daß ich Ihr liebes schönes Gesichtchen wiedersehe. Sie wissen ja: die Hempels sind Ihre treuen Freunde und sind es immer gewesen.

Eva (ist aufgestanden): Sie kommen zu mir ins Gefängnis!

Frau Dörte: Als ob ich nicht schon zehnmal gekommen wäre, wo Sie auch immer sein möchten. Aber das kleine Frauchen war eigensinnig, wollte mich nicht sehen, wollte die Frau Dörte Hempel nicht zu sich lassen, wie diese auch gebeten und gebettelt hat. Jetzt bin ich aber da und jetzt wird alles wieder gut. (Steht auf und geht zu Eva.)

Eva: Ihre Briefe, Ihre lieben, guten Briefe! Ich konnte Ihnen nicht antworten; aber ich habe sie alle aufbewahrt; alle wieder und wieder gelesen, Ihnen für alles wieder und wieder gedankt. Und daß Sie nun selbst zu mir gekommen sind!

Frau Dörte: An einem solchen Tag, an einem solchen Freudentag!

Eva: Und Sie wollen mir Ihre Hand geben?

Frau Dörte: Beide Hände, beide Arme, weit offen für Sie.

Eva (nimmt Frau Dörtes Hand und küßt sie).

Frau Dörte: Aber kleines Frauchen —

Eva: Und jetzt — seien Sie mir nicht böse — jetzt gehen Sie wieder. Ich fühle mich nicht ganz wohl, ich bin etwas schwach. Und ich soll heute — — Sie wissen ja. Ich muß für den großen Schritt, den ich heute tun soll, Kräfte sammeln, gerade wie ein kleines Kind, welches das Gehen lernt. Und Sie sehen ja, wie ich zittere. —

Toinette (leise zu Frau Dörte): Gehen Sie jetzt, liebe Frau Hempel.

Frau Dörte (leise): Ich soll sie vorbereiten, ihr Mann steht draußen. — — Das will ich Ihnen nur noch sagen! Wenn es nach uns beiden ginge, nach mir und meinem Hempel, so müßte sie heute mit mir kommen und bei uns bleiben, sozusagen als unser Kind, als unser liebes, armes Kind. — Ich hab's meinem Hempel jedoch gleich gesagt: die Eva will gar nicht zu uns, die will ganz wo anders hin.

Eva: Wohin sollte ich wollen?

Frau Dörte: Das wird sich alles finden, das überlassen Sie nur alles ruhig dem Johannes.

Eva: Frau Dörte! —

Frau Dörte (schnell einfallend): Sie wollen mich fragen, wie es dem Johannes geht? Schlecht geht es ihm, und schlecht ist es ihm gegangen, seit dem Tage, da Sie aus dem Hause sind.

Eva (leise): Durch meine Schuld.

Frau Dörte: Wenn Sie ihn sehen würden, Sie kennten ihn nicht wieder, so ist er verändert: grau und gebeugt, wie ein alter Mann.

Eva: Und das Kind — — Das Kind ist ihm gewiß ein großer Trost gewesen?

Frau Dörte: Das könnte ich nicht sagen. Das Lieschen gleicht nämlich seiner Mutter wie aus dem Gesichte geschnitten, und da —

Eva: Ach! — — Und seine Mutter?

Frau Dörte: Ist immer noch frisch auf den Beinen. Tausend-

mal hat sie zu mir gesagt: Frau Dörte, ich will meine Augen nicht eher schließen, bis ich meinen Johannes wieder glücklich gesehen; denn ich sage Ihnen, das ist nur ein Eigensinn von dem Johannes, daß er sich einbildet, die Eva hätte sich aus purer Eifersucht an dem Grafen vergriffen; und wenn die Eva erst frei geworden ist, gehe ich selbst zu ihr und dann —

Eva: Seine Mutter ist hier — —

Frau Dörte: Und noch ein anderer.

Eva: Und — (ringt nach Luft) — noch ein anderer — Wer? Um Gottes willen! Er? Er? Ich kann ihn nicht sehen, ich darf nicht, ich will nicht! — Geht, sagt ihm, daß ich ihn nicht sehen will. So eilt doch — —

Die Tür ist geöffnet worden und Hartwig am Eingang erschienen.

Eva (stößt einen lauten Schrei aus, geht schwankend, beide Arme abwehrend ausstreckend, rücklings rechts nach dem Fenster zu, wo sie an der Wand niederfällt).

Hartwig (tritt ein).

Toinette
Frau Dörte } (entfernen sich).

Die Tür wird geschlossen.

Vierte Szene

Hartwig. Eva. Hartwig kommt langsam vor, die Augen auf den Boden geheftet, spricht nach einer Pause mühsam, mit stockender Stimme.

Hartwig: Ich komme — — ich komme zu dir, Eva, um — — (Die Stimme bricht ihm.)

Eva (ohne sich zu regen, tonlos): Sprich nicht zu mir, Johannes, denn ich höre dich nicht. Sieh, ich kauere hier in meinem Jammer und bitte dich, flehentlich bitte ich dich: — Blicke nicht auf, sieh mich nicht an! Dieses Haus gleicht einem Grab. Rufe die Gestorbene nicht an, heiße sie nicht auferstehen und diese Gruft an deiner Seite verlassen. Gönne ihr den letzten Frieden und gehe wieder. (Erhebt die Hände:) Gesegnet, daß du kamst, gesegnet, weil du gehst! Ach, was sagst du?

Hartwig (hat tief aufgeseufzt): Eva! Eva!

Eva: Nicht dieser Ton von Jammer und Mitleid, nicht dieser

Blick tiefsten Erbarmens. Ich ertrage ihn nicht, ich werde vergehen bei dieser Stimme, werde von Sinnen kommen unter deinen schmerzlichen Augen. Begreifst du's denn nicht?

Hartwig: Alles habe ich begriffen: in dieser einen Nacht, als ich zu dir eilte und nicht wußte, ob ich dich noch lebend wiederfinden würde.

Eva (rafft sich auf): Wenn du meine Bitte nicht hören willst, — im Namen deines Kindes fordere ich dich auf, mich zu verlassen und nicht zurückzusehen.

Hartwig: Im Namen unseres Kindes bleibe ich und bitte dich, mich zu hören. (Tut einige Schritte.)

Eva: Komm nicht zu mir! Laß mich zu dir kommen — laß mich auf meinen Knien — (Fällt nieder und schleppt sich hin zu ihm.) So, so im Staube zu deinen Füßen!

Hartwig (will sie aufheben).

Eva: Rühre mich nicht an! Die Zuchthäuslerin, die Mörderin, die Ehebrecherin! (Erhebt sich.) Ich schwöre dir: ehe ich mich von dir in die Arme nehmen lasse, eher stürze ich mich vor deinen Augen — (Eilt zum Fenster.)

Hartwig: Eva!

Eva (matt): So sprich also! Aber das sage ich dir: du wirst mich standhaft finden. (Sinkt mit dem Kopf gegen die Mauer.)

Hartwig: Ich habe dir schweres Unrecht zugefügt. Aber erst jetzt, erst in dieser letzten Nacht ist mir alles klar geworden — meine ganze Schuld. Wie ich diese Jahre gelebt habe — sieh mich an und du wirst es wissen. Doch wie ich auch um dich litt, ich verstockte mein Herz gegen dich, gegen jede mahnende Stimme, die für dich reden wollte. Ich machte mein Herz felsenhart. Dein Name durfte in meinem Hause nicht genannt werden, du warst tot für mich, eingesargt und begraben. Da schrieben sie mir: du würdest frei und seiest krank, sehr krank. Plötzlich packte es mich: die Angst — Todesangst um dich. Wie eine Flammenflut drang es in meine Seele und schmolz darin die Eisesrinde. In der Todesangst um dich stand meine Liebe vom Tode wieder auf.

Eva: Gott, Gott!

Hartwig: Diese Nacht kam ich an, diese ganze Nacht brachte

ich auf der Gasse zu, vor diesem Hause; und wärest du nicht schon am nächsten Morgen freigekommen, so hätte ich diese Nacht versucht, mit meinen Händen mir zu dir den Weg zu bahnen und dich auf meinen Armen aus dem Kerker zu tragen, zurück in mein verwaistes Haus, zurück zu meinem Kinde, diesem die Mutter wiedergebend.

Eva: Mein Herz! Reiße nicht so an meinem Herzen. (Preßt die Hände auf ihr Herz.) Johannes — —

Hartwig: Ich war hart gegen dich, grausam, ungerecht. Ich jagte dich hinaus, deinem Schicksal zu, in dein Verderben hinein: ich, ich! Ich trage die Verantwortung.

Eva (geht schwankend vom Fenster fort zum Bette und fällt darauf nieder).

Hartwig: Wäre ich menschlicher gegen dich gewesen, mild und gütig; hätte ich dir wie ein Bruder, wie ein väterlicher Freund zugeredet.

Eva (schluchzt krampfhaft).

Hartwig (mit höchstem Affekt): Es mußte kommen, wie es gekommen ist. Du mußtest eines Tages erkennen, was für ein Lump dieser Graf war. Und als du es erkanntest, als er in seiner ganzen, widerwärtigen Gemeinheit vor dir stand — da lag das Pistol, da nahmst du es, zieltest — auf sein falsches, meineidiges, verräterisches Herz, riefst ihm zu: Mörder! Seelenmörder! Drücktest los, trafst des Verführers Herz, und Gott, der Allgegenwärtige, sah es, Gott, der Allgerechte richtete: „Sie tat recht!"

Eva (richtet sich halb auf): Johannes, was machst du aus mir? Um Gottes willen, Johannes!

Hartwig: Mein Weib, mein armes, geliebtes Weib! (Reißt sie an sich, hält sie umschlungen Pause.)

Eva (stammelnd): Du vergibst mir — du nimmst mich wieder an dein Herz. — — Es ist gewiß nur ein Traum.

Hartwig (leitet sie zum Sessel): Aus einem Traum bist du erwacht. Ich nehme dich mit mir, wir gehen fort, ich und du, die Mutter und das Kind. Wir sind alle wieder beisammen, wir denken an keine Vergangenheit, wir sind glücklich! Du erholst dich, du wirst wieder gesund, blühend und froh. Wir leben in einem anderen Lande, vergessen und verschollen. — — Was ist dir? Warum greifst du an dein Herz?

Eva: So ist es also doch wahr, daß einem Sünder vergeben, daß eine Schuld gesühnt werden kann? Und das schon hier auf Erden! Es ist zu viel des Glücks. Vielleicht sollte ich es mir nicht gönnen, aber mir fehlen zum Widerstand die Kräfte, und ich bin ja auch ein Geschöpf, das nach Glück durstet und dem es graust vor dem Verschmachten. Du vergibst mir, ich soll bei dir bleiben, jeden Tag dein Gesicht sehen, deine Stimme hören, deine Hände fassen. Und mein Kind — mein Kind wird wie früher wieder auf meinem Schoße sitzen, wie früher soll ich es wieder herzen und küssen können; es des Abends in Schlaf singen, und morgens beim Erwachen wird es mir wieder seine Händchen entgegenstrecken und mir zujubeln: „Mutter! Mutter!" — Vater im Himmel, deine Wege führen wunderbar!

Fünfte Szene

Vorige. Die Tür ist geöffnet worden. Es sind eingetreten die Mutter, Frau Dörte, Toinette, Arzt. Dann der Direktor.

Hartwig (eilt seiner Mutter entgegen): Sie bleibt bei uns, Mutter! Sie ist gar nicht so krank, sie wird leben!

Mutter: Tochter! Tochter! (Geht zu ihr.)

Eva: Wenn du mich so nennst, so wird es wohl wahr sein: die Sühne ist vollbracht und die Prüfung bestanden. (Sieht sich um.) Wäre mein Kind hier und trüge ich nicht dieses Kleid, so könnte ich träumen, daß ich zu Hause bei den Meinen wäre. Auch Sie, meine liebe Frau Dörte, gehören dazu; Toinette, auch Sie! — So können wir jetzt wohl gehen?

Hartwig: Um Gottes willen, Doktor, sehen Sie meine Frau an.

Eva: Sorge dich nicht. Mir ist wohl! Etwas matt, aber recht wohl.

Toinette (tritt vor, hat einen Strauß von Frühlingsblumen).

Eva: Frühlingsblumen! Schneeglöckchen! Narzissen und Krokus, Symbole eines neuen Lebens. Wie sie duften!

Hartwig (umfaßt sie): Komm!

Eva: An deiner Seite! (Will gehen, stößt einen Schrei aus, fällt zurück.)

Hartwig: Sie stirbt! Doktor, helfen Sie! Retten Sie! (Alle sind um Eva beschäftigt.)

Direktor (tritt ein): Frau Eva Hartwig — Im Namen Seiner Majestät des Königs. Sie sind aus der Haft entlassen. — Was ist geschehen?

Arzt (hat sich über Eva gebeugt): Sie ist ihrer Haft entlassen. Herr Hartwig, fassen Sie sich, Ihre Frau ist — —

Hartwig: Eva! Sie hört mich nicht! — Eva! (Bricht mit einem dumpfen Schrei zusammen.)

Mutter: Des Herrn Wege führen wunderbar! (Drückt Eva, neben der Toinette niedergekniet ist, die Augen zu.)

Der Vorhang fällt

Schuldig!

Drama in drei Akten

Personen

Staatsanwalt Herbert
Direktor Klug
Assessor von Eulen
Thomas Lehr
Martha Lehr
Karl
Julie
Gustav Berger
Adolf Kramer
Wilhelm Schmidt
Gernlein
Eine barmherzige Schwester
Ein Kammerdiener
Erster } Gendarm
Zweiter }
Ein Gerichtsdiener
Eine Tanzgesellschaft. Bewohner der Vorstadt

Ort der Handlung: Eine große norddeutsche Stadt
Zeit: Die Gegenwart

Rechts und links vom Schauspieler

Erster Akt

Ein Bureau im Kriminalgefängnis. Rechts hinten ein Kabinett. Links hinten Korridor. Links seitlich, nach hinten zu, eine Tapetentür.

Erste Szene

Der Staatsanwalt tritt schnell ein, gefolgt vom Gerichtsdiener.

Staatsanwalt: Ich lasse den Herrn Direktor bitten — in einer dringlichen Angelegenheit.

Gerichtsdiener: Sehr wohl, Herr Staatsanwalt. (Er eilt nach links durch die Tapetentür ab.)

Staatsanwalt (in starker Bewegung): Unschuldig! Und auf uns die Verantwortung.

Direktor (von links durch die Tapetentür).

Zweite Szene

Staatsanwalt. Direktor.

Staatsanwalt (geht ihm entgegen, mit mühsam bewahrter Haltung): Mein lieber Direktor, ein Ereignis, welches auch Sie erschüttern wird.

Direktor (trockner Bureaukrat): Doch kein Unglück?

Staatsanwalt (sehr langsam): Eine Enthüllung. Der überwältigende Ausweis vollster Unschuld eines Ihrer Gefangenen.

Direktor: Herr Staatsanwalt!

Staatsanwalt: Wiederum ein Beispiel von der Trüglichkeit menschlichen Urteils.

Direktor (nach einer kleinen Pause): Sehr fatal. Hoffentlich handelt es sich um ein leichteres Vergehen.

Staatsanwalt: Um Mord.

Direktor: Und auf wie lange wurde —

Staatsanwalt: Auf Lebenszeit.

Direktor: Gewiß erst vor kurzem?

Staatsanwalt: Vor zwanzig Jahren.

Direktor (tut einen Ausruf).

Staatsanwalt: Und dann unschuldig!

Pause.

Direktor: Welcher Gefangene könnte das sein?

Staatsanwalt: Thomas Lehr.

Direktor (sehr überrascht): 37! Wäre kein Irrtum möglich?

Staatsanwalt: Dieses Mal nicht.

Direktor: Im höchsten Grade fatal. (Kleine Pause.) Wir müssen uns darein finden, Herr Staatsanwalt.

Staatsanwalt (erregt): Sie betrachten die gräßliche Angelegenheit von einem etwas erhabenen Standpunkt aus.

Direktor (gekränkt): Ich bin gewiß nicht weniger außer mir. Die Geschichte kann heillosen Staub aufrühren. Die Zeitungen werden sich ihrer bemächtigen und sie in bekannter sensationeller Weise gegen uns ausbeuten, jeder Mißgünstige wird seine Freude daran haben, der elendeste Kommunist ein Geschrei erheben, unsere gesamte Kriminaljustiz angegriffen werden.

Staatsanwalt: Sie denken an die Nebensache.

Direktor (erstaunt): Ich bitte um Vergebung, aber die Nebensache —

Staatsanwalt (heftig): Der Mann, Herr Direktor, der unschuldige Mann.

Direktor: Gewiß, Herr Staatsanwalt, selbstverständlich auch der Mann. Wie gelangten Sie zu der äußerst fatalen Entdeckung — nach zwanzig Jahren!

Staatsanwalt (setzt sich): Die gewöhnliche Sache: der wahre Mörder bekennt.

Direktor (tritt an den Tisch): Sie haben ihn? Das ist freilich — Denn wenn Sie ihn haben!

Staatsanwalt: Der Mensch ist heute ein Sterbender.

Direktor: Die Kanaille! Verzeihung, Herr Staatsanwalt, aber ich bin außer mir. Gesteht die Kanaille — nach zwanzig Jahren, stirbt die Kanaille — nach zwanzig Jahren! Allerdings das Gewöhnliche: Reue und Geständnis erst, wenn die Kanaille auf dem letzten Loch pfeift.

Staatsanwalt: Mitten in der Nacht werde ich geweckt: ein

katholischer Geistlicher müsse mich sprechen. Ein alter würdiger Herr kommt mir entgegen, bleich, verstört. „Herr Staatsanwalt, Sie müssen mir zu einem Todkranken folgen.“ Wer ist es? „Ein großer Sünder.“ Was will er von mir? „Ich beschwor ihn, vor Ihnen ein Geständnis abzulegen “ Eines Verbrechens? „Eines gräßlichen Verbrechens, Herr Staatsanwalt.“ Sie wissen davon? „Ich hörte des Unseligen letzte Beichte. Der Mann kann das Sakrament nicht empfangen, bevor er seine Schuld nicht Ihnen gestanden und sich nicht seinem irdischen Richter gestellt hat.“ Diesem entgeht er, Herr Pfarrer. „Um vor einen höheren zu treten. Kommen Sie!“ Sogleich, aber warum rufen Sie gerade mich? „Der Mann nannte Ihren Namen.“ Er kennt mich? Wie heißt er? „William Smith aus Kalifornien.“ Den Menschen kenne ich nicht. „Der Name ist anglisiert. Vor zwanzig Jahren lebte der Mann hier.“

Direktor: Vor zwanzig Jahren, ein Wilhelm Schmidt?

Staatsanwalt: Ich folgte dem Geistlichen — nicht in eine Spelunke, wie ich vermutet hatte, in kein Armenhaus oder Spital, sondern ins Hotel Royal.

Direktor: Die Kanaille hat sich das Leben ja überaus angenehm gemacht.

Staatsanwalt: Die besten Zimmer der ersten Etage, eigene Dienerschaft, bei dem Kranken eine barmherzige Schwester und Professor Großer.

Direktor: Sie kannten den Kerl?

Staatsanwalt: Ich erkannte ihn nicht wieder. Denn da der Geistliche im Beichtgeheimnis war, konnte er mir keinerlei Aufschluß geben. Ich ahnte daher nicht, um welchen Fall es sich handelte.

Direktor (halblaut): Um 37!

Staatsanwalt: Der Mensch war bewußtlos, aber Professor Großer versicherte, er würde nicht nur wieder zu sich kommen, sondern vermutlich noch einige Tage leben, er habe eine überaus zähe Natur. Trotzdem verbrachte ich qualvolle Stunden. Denn wäre der Mann gestorben, belastet mit einem Verbrechen, davon nur der Geistliche wußte, um dessentwillen vielleicht ein anderer, ein Unschuldiger —

Direktor (murmelt): Fatal!

Staatsanwalt: Er kam zu sich, vernahm, wer ich sei, geriet in einen unbeschreiblichen Zustand hilfloser Wut und weigerte sich, sein Bekenntnis vor mir zu wiederholen.

Direktor: Aber der Herr Pfarrer redete dem Sünder scharf ins Gewissen?

Staatsanwalt: Die Worte des Geistlichen, zusammen mit dem Grauen vor dem Tode, der Furcht vor ewiger Verdammnis, vielleicht die Sehnsucht nach einer letzten Hoffnung auf Gnade, bewirkten —

Direktor: Das volle Geständnis? Ich sagte es ja: erst muß es zum Allerletzten kommen! Denn feige sind diese Kanaillen alle.

Staatsanwalt: Außerstande, sechs Worte zusammenhängend zu sprechen, ließ er den Geistlichen aussagen, was er diesem gebeichtet. Ein Fieberanfall machte ihn von neuem bewußtlos.

Direktor: So dürfte die ganze Sache keine Gültigkeit haben.

Staatsanwalt: Seit dem Morgen befindet sich Herr von Eulen bei dem Verbrecher, um, sobald es dessen Kräfte gestatten, Protokoll aufzunehmen.

Direktor: Und Sie erinnern sich des Falls?

Staatsanwalt: In allen seinen Einzelheiten. Kein anderer Fall in meiner Praxis hat sich mir so tief eingeprägt.

Direktor: Also kennen Sie die Kanaille im Hotel Royal?

Staatsanwalt (ist aufgestanden): Wilhelm Schmidt fungierte in dem Prozeß gegen Thomas Lehr als Hauptzeuge; und zwar fiel seine Aussage dermaßen belastend aus, daß sie die Verurteilung des vermeintlichen Mörders zur Folge hatte.

Direktor: Plötzlich fällt mir ein: Wilhelm Schmidt. Herr Staatsanwalt, das ist ja eine unerhörte Kanaille! Die stirbt im Hotel Royal? (Tief empört:) Und dann soll es Gerechtigkeit geben auf Erden!

Staatsanwalt: Herr Direktor —

Direktor: Ganz genau besinne ich mich —

Staatsanwalt (ruhig und vornehm): So werden Sie sich ohne Zweifel auch erinnern, daß von sämtlichen Kriminalbeamten, die damals mit der Sache zu tun hatten, keiner den Aussagen jenes Zeugen so unbedingt Glauben schenkte, als —

Der Assessor (eine sehr jugendliche Persönlichkeit, tritt ein.

Dritte Szene

Die Vorigen. Assessor. Später Gerichtsdiener.

Staatsanwalt (geht dem Assessor entgegen): Sie nahmen das Protokoll bereits auf, Herr Assessor?

Assessor: Leider nein, Herr Staatsanwalt.

Staatsanwalt: Ist der Mensch noch immer nicht genügend bei Kräften?

Assessor: Vollkommen, aber —

Staatsanwalt (erregt): Und dann kein Protokoll?

Assessor: Schmidt scheint sein Geständnis nur vor Ihnen selbst ablegen zu wollen.

Staatsanwalt (rasch): Kommen Sie also.

Assessor: Professor Großer ist der Meinung: Schmidts Zustand gestatte unbedenklich seine Überführung in unser Inquisitenspital.

Staatsanwalt: Sie besorgten doch das Nötige?

Assessor: Sofort. (Er überreicht ein Papier.)

Staatsanwalt (geht zum Schreibtisch, unterzeichnet).

Direktor (läutet).

Gerichtsdiener (kommt).

Direktor: Ein Mann Bedeckung genügt. (Er übergibt dem Gerichtsdiener die Order.)

Gerichtsdiener (geht damit ab).

Staatsanwalt (begibt sich in das Kabinett rechts hinten, wo er sich mit den Akten des Prozesses beschäftigt).

Direktor (tritt zum Assessor): Sie sehen ja ganz verstört aus. Daran müssen Sie sich gewöhnen.

Assessor (reserviert): Woran, Herr Direktor?

Direktor (vertraulich): An dergleichen fatale Vorkommnisse.

Assessor: Ich glaube kaum, daß ich das werde.

Direktor (gutmütig): Dann werden Sie schwerlich alt in Ihrem Berufe. Und da Sie nichts ändern können —

Assessor (eifrig): Ich hoffe doch —

Direktor: Gar nichts ändern können, so muß man eben Philosoph sein. Da ist das Verbrechen, da ist der Angeklagte, da ist das Gericht. Und wir tun unsere Pflicht; mit bestem Wil-

len, nach bestem Vermögen. Im übrigen muß man Philosoph sein.

Assessor: Jedenfalls das bequemste.

Direktor (gemächlich): Trieb der Selbsterhaltung. Was können wir dafür, wenn die Justiz schließlich auch nur ein Mensch ist? Und da der Mensch nun einmal dem Irrtum unterworfen ist —

Assessor: So irrt er bisweilen.

Direktor (freundlich): Sehr richtig! Mit der Arznei ist's geradeso. Da ist der Kranke, da ist der Arzt, und der Arzt behandelt den Kranken, mit bestem Willen, nach bestem Vermögen. Stirbt der Patient —

Assessor (wird erregt): Weil der Arzt die Krankheit verkannte, oder ein Pfuscher ist.

Direktor: Fatal! Indessen — nehmen Sie unseren heutigen Fall. Ich versichere Sie, es war ein Fall, wo die Beweise den Angeklagten förmlich zu zermalmen schienen.

Assessor: Schienen, Herr Direktor. Und der Angeklagte leugnete.

Direktor (eifrig): Es lagen Beweise vor, auf welche hin er von Rechts wegen hätte zum Tode verurteilt werden müssen.

Assessor (stärker): Aber der Mann leugnete!

Direktor: Die öffentliche Meinung erklärte sich einmütig gegen den Mann.

Assessor: So war „Volksstimme" diesmal eben nicht „Gottesstimme".

Direktor: Solche Irrtümer kamen vor, kommen vor, werden in Ewigkeit vorkommen.

Assessor (mit unterdrückter Stimme, leidenschaftlich): Also in Ewigkeit Justizmorde.

Direktor (von oben herab): Mein werter Herr — Übrigens habe ich den Mann nicht verurteilt. Er kehrt dem Assessor den Rücken.)

Staatsanwalt (tritt aus dem Kabinett rechts hinten): Ich verlor den Gefangenen vollständig aus den Augen. Wie ertrug er die Haft?

Direktor (gleichgültig): 37 ist bei weitem nicht mehr so rabiat wie früher.

Staatsanwalt: Ich besinne mich. Der Mann war Jahre hindurch in Verzweiflung.

Direktor: Das ist lange her. Früher gehörte er allerdings zu unseren unruhigsten Köpfen. Er hat sich indessen sehr verändert.

Assessor: Ist er intelligent?

Direktor (immerfort durchaus Bureaukrat): Ich glaube, er war's.

Assessor (mit starker Betonung): War's —

Direktor (unfreundlich): Nach zwanzig Jahren! (Zum Staatsanwalt:) Jedenfalls ist er jetzt ruhig. Daß er einen Fluchtversuch machte, dürfte Ihnen bekannt sein?

Staatsanwalt: Es war mir entfallen.

Direktor: Seitdem wurde er entschieden ruhiger. Und als ihm auch der andere Versuch mißlang —

Assessor (mit einem Ausruf): Sich das Leben zu nehmen?!

Direktor (gleichmütig zum Staatsanwalt): Er zerschnitt sich mit einem Glasscherben die Adern.

Staatsanwalt: Ach!

Schließer Gernlein (kräftig, bieder, durchaus nicht chargiert, kommt, geht in das Kabinett rechts hinten, legt Akten nieder).

Vierte Szene

Die Vorigen. Gernlein.

Direktor: Sie, Gernlein.

Gernlein (tritt aus dem Kabinett rechts hinten ein): Herr Direktor? — Gehorsamster Diener, Herr Staatsanwalt.

Direktor: Der Herr Staatsanwalt wünscht über 37 zu hören.

Gernlein: Von unserer 37! Das ist eine gute Nummer, Herr Staatsanwalt, eine angenehme Nummer.

Staatsanwalt: Inwiefern?

Gernlein: O die Nummer! Wenn alle so wären, dann wär's ja wohl für unsereinen wie im Paradies bei uns. Denn das ist eine kommode Nummer, unsere 37.

Staatsanwalt: Was verstehen Sie darunter?

Gernlein: Doch wohl, daß sie sanften Gemüts ist. Immer so still für sich hin. Gar niemals keinen Spektakel nicht, oder

sonst was recht Lebendiges; wohl ein bißchen — nun, doch wohl dusig.

Staatsanwalt: Stumpfsinnig!

Gernlein: Bewahre, Herr Staatsanwalt. Immer nur so still für sich hin, eine christliche, friedfertige, alte Nummer.

Staatsanwalt: Alt? Der Mann kann noch keine fünfundvierzig Jahre haben.

Gernlein: Ist nicht möglich! Aber damit weiß unsereiner nicht recht Bescheid, indem sie bei uns mehrstenteils bald alle gänzlich einerlei sind.

Staatsanwalt: Was tut der Gefangene?

Gernlein: Doch wohl, was man bei uns eben tut.

Direktor: Der Herr Staatsanwalt wünscht zu wissen, womit 37 beschäftigt wird?

Gernlein (fast gekränkt): O Herr Staatsanwalt, mit nichts anderem nicht, als was ihm selber Pläsier macht. Und es macht ihm höllisches Pläsier, Körbe zu flechten: den ganzen Tag Körbe, und den ganzen Tag mit uns und dem lieben Herrgott völlig kontent.

Assessor (halblaut zum Staatsanwalt): Er muß krank sein.

Gernlein (fast vorwurfsvoll): Krank — unsere beste Nummer! So was Sündhaftes fällt unserer 37 gar nicht ein; dazu ist die viel zu manierlich. (Voll Überzeugung:) Krank, Herr Staatsanwalt! Mit der guten Luft bei unserer schönen neuen Ventilation, und der Masse Platz in unseren hübschen neuen Stuben und der vielen Bewegung auf unserem neuen Hof. Wenn bei uns eine Nummer krank wird, so ist sie's bloß aus reiner angeborener Niederträchtigkeit; indem es ihr bei uns viel zu gut geht, von wegen der angenehmen Sorglosigkeit, so die Kreatur auf dieser verderbten Welt bei uns hat. Und das können Sie dem alten Gernlein reineweg glauben, Herr Staatsanwalt: Unsere 37 ist gänzlich fidel; die will bloß ihre Ruh' haben, und ihre Ruh' hat sie bei uns.

Direktor (winkt Gernlein zu gehen).

Staatsanwalt: Bleiben Sie noch. — Der Gefangene besitzt hier eine Familie, Frau und zwei Kinder.

Gernlein (ganz verblüfft): Unsere 37?!

Staatsanwalt: Sie sind darüber erstaunt?

Gernlein: So was muß unsereinen doch wohl in Verwunderung setzen, indem daß unsere alte gute 37 eine veritable Frau und zwei lebendige Kinder haben soll.

Staatsanwalt (erregt): Demnach kümmert sich die Familie gar nicht mehr um den Gefangenen?

Gernlein: Um unsere 37 kümmert sich keine atmende Seele nicht.

Staatsanwalt: Wie lange sind Sie hier im Amt?

Gernlein: So ein Stücker fünfzehn Jahre, Herr Staatsanwalt. Und immer gänzlich bei uns kontent.

Staatsanwalt: Die Familie wird verzogen sein und schreiben.

Direktor (tritt vor): Für 37 kommen niemals Briefe.

Staatsanwalt: Aber er schreibt doch seinen Angehörigen?

Direktor: Niemals.

Staatsanwalt (zu Gernlein): Der Gefangene hätte in der ganzen fürchterlich langen Zeit seiner Familie gegen niemanden Erwähnung getan?

Gernlein: Wie sollt' er denn? So was hätt' ich unserer 37 ja gar nicht zugetraut: gänzlich hinterlistigerweise eine völlige Familie zu haben. Vor der hat er bei uns freilich seine Ruh' gehabt. (Er schüttelt wehmütig den Kopf.) Und ist doch solche gute Nummer.

Direktor: Warten Sie draußen.

Gernlein: Sehr wohl, Herr Direktor. Gehorsamster Diener, Herr Staatsanwalt. (Er geht hinaus.)

Staatsanwalt: Man soll nach der Familie Recherchen anstellen. (Pause) Wollen Sie den Gefangenen rufen lassen.

Direktor: Wünschen Sie, daß ich den Mann vorbereite?

Staatsanwalt: Ich werde selbst — (Er holt tief Atem.)

Direktor (will gehen, kommt zurück, tritt dicht an den Staatsanwalt heran): Der Mann ist jetzt wirklich vollständig ruhig. (Er geht ab.)

Fünfte Szene

Staatsanwalt. Assessor.

Staatsanwalt (nach einer langen Pause): Herr von Eulen.

Assessor: Sie befehlen?

Staatsanwalt: Sie sind heftig erregt.

Assessor: Ich bin jung, Herr Staatsanwalt.

Staatsanwalt: Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen.

Assessor: Sie sind sehr gütig. Ich bin allerdings —

Staatsanwalt: Sprechen Sie frei heraus.

Assessor: Ich bin verwirrt, erschreckt. Ich erlebe dieses furchtbare Faktum, und mir ist, als fühlte ich wanken, was ich für unerschütterlich hielt; mich quält eine Empfindung, als würde in nächster Stunde an einem Vertrauen gerüttelt, daran ich nicht rütteln lassen darf, mir ein Glaube genommen, ohne den ich haltlos bin — als sollte eine ganze Institution zerstört werden, die ich für beinahe unfehlbar hielt. In diesem Zustande hilft mir nicht, mich anderer derartiger Beispiele zu erinnern. Man hört davon, studiert und diskutiert sie; aber erst, wenn man sie erlebt — Ich bin fassungslos.

Staatsanwalt (ist erregt auf und ab gegangen, bleibt stehen): Ich tadle Sie deshalb nicht. Ihnen bringt dieser Tag eine schwere Erkenntnis; aber auch zugleich eine gewaltige Lehre, welche hundertfältig Gutes zu wirken vermag; für Sie und durch Sie für andere. Hätte ich in Ihren jungen Jahren, am Beginne meiner so verantwortlichen Laufbahn diese trostlose Erfahrung gehabt, es wäre für mich und andere besser gewesen. (Pause) Sie sind mir wert, und ich bin ja nicht ausschließlich Ihr Vorgesetzter, der „Staatsanwalt". (Er setzt sich.) Ich war seit kurzem Staatsanwalt, voll heiligen Eifers, unerschütterlichen Vertrauens und Glaubens: schon auf Erden ein gerechtes Gericht. (Pause) Damals war's. Noch heute sehe ich den von Knospen leuchtenden Wald im Glanz jenes Frühlingsmorgens. Ich war hinausgegangen in die blühende Herrlichkeit, um einsam zu sein; und mir war feierlich zumut wie bei einem Gottesdienst. Über einen des Mordes Angeklagten sollte denselben Tag gerichtet werden. Mir galt er für schuldig. Hundertmal hatte ich seine Sache geprüft, in Atome zergliedert und stets von neuem vor mir entstehen sehen: als Blutschuld, die Blut forderte. Den Abend vorher war des Mannes junge Frau mit ihren Kindern bei mir gewesen; des Weibes Jammer schrie noch in meiner Seele, und zum letztenmal prüfte ich,

und ich prüfte, als gelte es nicht eines anderen Tod und Leben, sondern mein eigenes Sein und Nichtsein, das meiner Frau, meiner Kinder. Aber auch dieses allerletzte Mal vermochte ich nichts anderes zu finden, als jenes Vergeltung fordernde, für mich jetzt unumstößliche „Schuldig"! (Er steht auf.) Dann ging ich hin, sprach gegen den Mann und half den Mann verdammen. (Er kommt vor, legt die Hand auf des Assessors Schulter.) Und muß ich jetzt vor dem Manne stehen, so sehen Sie mich in meiner schwersten Stunde.

Assessor (tut einen leisen Ausruf).

Gerichtsdiener (hat die Tür geöffnet).

Gernlein (im Korridor).

Direktor kommt mit dem vollständig ergrauten Thomas Lehr.

Sechste Szene

Staatsanwalt. Assessor. Direktor. Thomas Lehr. Dann Gerichtsdiener.

Gerichtsdiener (schließt die Tür).

Staatsanwalt (tritt an den Tisch, wendet den Eintretenden den Rücken).

Assessor (steht vorn, betrachtet Lehr mit tiefster Teilnahme).

Pause.

Direktor (berufsmäßig): Unser Mann, Herr Staatsanwalt. (Kleine Pause) Gehen Sie vor. Der Herr Staatsanwalt wünscht mit Ihnen zu reden.

Lehr (die Augen am Boden, kommt mit scheuen, schüchternen Bewegungen unsicheren Schrittes vor und bleibt stehen).

Direktor: Sie können guten Mutes sein.

Lehr (verharrt in seiner Stellung).

Direktor (human): Guten Mutes, Mann. Ihnen geschieht nichts — nichts, nichts.

Lehr (wird unruhig, reibt die Arme gegen seinen Leib, bewegt heftig die Hände, sieht nicht auf).

Staatsanwalt (hat sich gewendet): Thomas Lehr!

Lehr (fährt zusammen).

Staatsanwalt: Darf ich bitten, Herr Assessor.

Assessor (halblaut für sich, ohne jedes Pathos): Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an. (Er geht langsam hinüber, tritt hinter den Tisch des Staatsanwalts.)

Gerichtsdiener (bringt dem Direktor, der links seitlich steht, einen Zettel).

Direktor (liest den Zettel).

Gerichtsdiener (geht ab).

Staatsanwalt: Thomas Lehr, Sie wurden vor Jahren eines schweren Verbrechens beschuldigt. Es ist notwendig, heute nochmals auf Ihre traurige Vergangenheit zurückzukommen.

Lehr (bleibt gänzlich teilnahmlos).

Staatsanwalt: Sie verstehen mich doch?

Lehr (unverwandt die Augen am Boden, mit kaum vernehmbarer Stimme): Ja, Herr Staatsanwalt.

Staatsanwalt: Blicken Sie auf.

Lehr (tut es langsam).

Staatsanwalt: Sehen Sie mich an.

Lehr (läßt die Augen ängstlich umherschweifen).

Staatsanwalt: Mich sollen Sie ansehen.

Lehr (tut es furchtsam).

Pause.

Staatsanwalt: Erinnern Sie sich meiner?

Lehr: Nein, Herr Staatsanwalt. Ich — O nein, Herr Staatsanwalt! (Er sieht zu Boden.)

Staatsanwalt: Es wird Ihnen wieder einfallen.

Lehr (murmelt, sich entschuldigend): So lange her, Herr Staatsanwalt.

Staatsanwalt: Sie entsinnen sich genau, wie alles war?

Lehr (spricht langsam und schwerfällig, als fiele ihm das Reden schwer): Wie was war, Herr Staatsanwalt?

Staatsanwalt: In Ihrer sehr traurigen Vergangenheit.

Lehr (wird erregt): So lange her. — Weiß gar nicht mehr. — Wenn ich ergebenst bitten dürfte — Ist jetzt auch einerlei.

Staatsanwalt: Nehmen Sie sich zusammen, Lehr.

Lehr (immerfort ohne jedes Mitleid mit sich selbst): Wenn Sie gütigst Nachsicht hätten — So lange her. Und ich bin — ich, Herr Staatsanwalt —

Staatsanwalt: Beantworten Sie möglichst ruhig und besonnen, was ich Sie fragen werde. — Sie waren Kommis der Firma Hänsler und Sohn; Ihr Prinzipal, der alte Herr Hänsler, war sehr gütig gegen Sie.

Lehr: Sehr gütig. So etwas vergißt man nicht. Und daß er dann glauben mußte, daß ich ihm — solch gebranntes Herzeleid — der Nagel zu seinem Sarge — wo er doch so gütig — O Herr Staatsanwalt!

Pause.

Staatsanwalt: Sie waren sehr jung, als Sie heirateten. Für Ihre bescheidenen Verhältnisse viel zu jung. Sie liebten jedoch Ihre Frau zu leidenschaftlich, um verständigerweise zu warten.

Lehr (im Tiefsten erbebend): Meine Frau!

Staatsanwalt: Ein schönes, sittsames, junges Geschöpf.

Lehr: Siebzehn Jahre, Herr Staatsanwalt. So jung.

Staatsanwalt: Ihre Frau war Näherin?

Lehr: So fleißig! (Leise:) Und so glücklich, Herr Staatsanwalt.

Staatsanwalt: Sie hatten einen intimen Freund in der Firma: Den Kontordiener Wilhelm Schmidt.

Lehr (harmlos, kindlich): Der Wilhelm! Ein guter Mensch, der Wilhelm. Er mußte ja dann gegen mich — Herr Staatsanwalt wissen gewiß?

Staatsanwalt: Ihr Freund erhielt Ihretwillen sogar Gefängnisstrafe. Um Ihnen zur Flucht zu verhelfen, vergriff er sich an fremdem Eigentum.

Lehr: Hart für den Wilhelm.

Staatsanwalt: Sie brauchen ihn nicht zu bedauern. Der Mensch hatte — wie jetzt erst, leider zu spät, erwiesen ward — einen bösen Charakter: sinnlich, verschlagen, rachsüchtig. Er verstand jedoch jedermann zu täuschen. Noch heute ist Ihnen unbekannt, daß Ihr Freund in Ihre Frau verliebt war.

Lehr: Der Wilhelm? O Herr Staatsanwalt!

Staatsanwalt: Und doch waren Sie eifersüchtig.

Lehr: Nicht auf den Wilhelm.

Staatsanwalt: Auf Ihren jungen Prinzipal?

Lehr (sehr erregt): Ach, wozu denn, Herr Staatsanwalt? Könnten Sie nicht gütigst — Ist jetzt ja doch einerlei.

Staatsanwalt: Diese Erinnerungen erregten Sie sehr?

Lehr (murmelt): Wenn man so glücklich war — eine junge brave Frau — zwei hübsche liebe Kinder. Mein Karl, mein Julchen —

Staatsanwalt: Wo ist jetzt Ihre Familie?

Lehr (schweigt).

Staatsanwalt: Ihre Frau ist doch nicht tot?

Lehr: Tot — Martha! (Fieberhaft erregt:) O nein, Herr Staatsanwalt, nein, nein!

Staatsanwalt: Sie sahen Ihre Frau lange nicht?

Lehr (kann nicht sprechen).

Staatsanwalt: Mir scheint, Sie wissen nichts von den Ihren?

Lehr (stöhnend): Nichts.

Pause.

Direktor (ist zum Staatsanwalt gegangen, gibt diesem den eben erhaltenen Zettel).

Lehr (mit gebrochener Stimme): Alles so lange her. Vergessen — begraben — tot. — Tot für die Welt — tot für Frau und Kinder, tot für mich selbst. Denn ein Mörder —

Staatsanwalt: Ihre Frau glaubte an Ihre Unschuld?

Lehr (feierlich): Wie an Gottes Wort.

Staatsanwalt (erregt): Wie konnte Ihre Frau Sie dann verlassen?

Lehr (eifrig): Nur vergessen, Herr Staatsanwalt. Und nicht gleich vergessen. Erst nach langem Jammer, blutigem Leiden. Aber wenn der Mensch leben muß, kann er nicht immer an ein Grab denken. — Und was für Briefe sie mir geschrieben hat, jede Woche — fast fünf Jahre hindurch. — Hier, Herr Staatsanwalt, sehen Sie, Herr Staatsanwalt — (Er zieht vorsichtig ein Päckchen alter Briefe hervor, betrachtet sie mit träumerisch seligem Lächeln, lebt wunderbar auf.) Mein Heiligtum, mein Evangelium! Auch dir ward die Liebe geboren. (Er steckt die Briefe wieder sorgsam ein, fällt nach und nach in den alten Zustand zurück.) Nicht verlassen, Herr Staatsanwalt. Aber da war sie, ohne Mann, krank. Da waren die Kinder, ohne Vater, klein. Und da war das Leben. Ich bat sie: bringe die Kinder nicht zu mir, sage den Kindern nichts von mir! Denn Sie begreifen — (Leise:) So kam's. Weniger, immer weniger Briefe,

zuletzt gar keine mehr: tot — Sie verstehen. Aber meine Frau, meine Kinder: lebend im Sonnenschein. (Kleine Pause.) Das ist für mich ein großes Glück, Herr Staatsanwalt. (Pause.)

Staatsanwalt (liest halblaut den Zettel): Martha Lehr geborene Steffens, wohnhaft — Dies später für Sie. (Er gibt den Zettel dem Assessor.)

Lehr (angstvoll mit sich selber redend): Tot — meine Martha? Nein, nein, nein.

Gendarm (tritt ein).

Siebente Szene

Die Vorigen. Gendarm. Dann ohne diesen und den Direktor.

Staatsanwalt: Sie brachten den Gefangenen?

Gendarm (meldend): Vom Hotel Royal, Herr Staatsanwalt.

Direktor (geht mit dem Gendarm ab).

Staatsanwalt (in anderem stärkeren Tone): Jetzt, Lehr, erzählen Sie diesem Herrn und mir, wie alles sich zutrug. Sie waren kaum vier Jahre verheiratet.

Lehr (fortwährend möglichst schlicht und einfach): Noch nicht drei, noch ganz junge Eheleute, Herr Staatsanwalt.

Staatsanwalt: Eines Sonnabends —

Lehr (sehr erregt): Wenn ich gehorsamst bitten dürfte —

Staatsanwalt: Sie waren unzufrieden mit Ihrer bescheidenen Lebensstellung, besuchten sozialdemokratische Versammlungen, wollten auswandern — alles die demoralisierenden Einflüsse Ihres Freundes Schmidt. An jenem unheilvollen Sonnabend zeigten Sie sich sehr erregt.

Lehr: Wegen des jungen Herrn. Dreimal war er an jenem Unglückstag meiner Frau in den Weg gelaufen. Wilhelm hatte ihn gesehen.

Staatsanwalt: Abends gingen Sie ins Wirtshaus.

Lehr: Und meine Frau bat mich noch: Geh heut' abend nicht, Thomas. Bleib heut' abend zu Haus, Thomas — mir zuliebe. Dir ist gar nicht recht und trinkst du ein Glas, wirst du gleich hitzig. (Vertraulich:) Denn das Trinken konnte meine Frau für den Tod nicht ausstehen.

Staatsanwalt: Sie kannte Ihre Heftigkeit. Sie neigten zum Jähzorn. Selbst Ihre Frau mußte das zugeben.

Lehr (eifrig): Dann ist's wahr, Herr Staatsanwalt. Wenn Martha es gesagt hat, können Sie sich darauf verlassen — obgleich ich selber gar nichts mehr davon weiß; denn — so lange her, Herr Staatsanwalt.

Staatsanwalt: Trotz der flehentlichen Bitten Ihrer Frau gingen Sie.

Lehr (tonlos): In mein Verderben, Herr Staatsanwalt.

Staatsanwalt: Sie tranken mehrere Gläser starken Grogs, ließen feindselige Äußerungen gegen Ihren jungen Prinzipal fallen und brachen plötzlich auf.

Lehr: Um geradeswegs nach Hause zu gehen. Ich hörte nämlich meine Frau immerfort sagen: Thomas, geh heute nicht — mir zuliebe. Und das machte mir auf einmal solche Sehnsucht.

Staatsanwalt: Dennoch begaben Sie sich nicht nach Hause, sondern ins Geschäft.

Lehr: Weil mir unterwegs einfiel, ich hätte etwas vergessen.

Staatsanwalt: Eine Pistole, die Sie tags zuvor gekauft.

Lehr (harmlos): Um mit Wilhelm Sonntags auf dem Lande ein kleines Vergnügen zu haben.

Staatsanwalt: Ja, nach der Scheibe zu schießen. (Er steht auf, stark erregt.) Unmöglich konnte man Ihnen das glauben.

Lehr: Das meinte damals der Herr Staatsanwalt — (er hebt langsam die Hand, deutet auf ihn, wiederholt:) der Herr Staatsanwalt auch.

Staatsanwalt (mühsam): Nun, Lehr?

Lehr (demütig): Sie sollen es mir auch heute nicht glauben, Herr Staatsanwalt.

Pause.

Staatsanwalt: Im Geschäft wohnte ein einziger Mensch, der Kontordiener Wilhelm Schmidt. Dieser sollte Ihnen aufschließen. Aber nach Ihrer Aussage fanden Sie die Bureaus offen.

Lehr (in Qualen): Lassen Sie die Toten ruhen, Herr Staatsanwalt.

Staatsanwalt: Im nämlichen Augenblick fiel ein Schuß — so behaupteten Sie wenigstens.

Lehr: So war's. Ich sehe die Tür offen — ich höre einen Schuß, laufe ins Bureau. Licht im Kontor! Ich hinein! Die Kasse auf. Am Boden der junge Herr. Ich auf ihn zu. Tot! Blut am Toten, Blut überall, Blut an mir selbst. Ich schreie. Auf der Straße hören sie mich. Auf einmal, kreideweiß im Gesicht, mitten im Zimmer: Wilhelm. „Thomas, was hast du getan?" — Ich, Wilhelm? — „Du, Thomas, du!" — Und ich, halb tot und halb toll: Nein, Wilhelm, nein! — Und er: „Du mußt fort, nach Amerika. Ich sorge für deine Frau und Kinder, ich bringe sie dir nach. Jetzt nur fort." Doch ich: Nein, Wilhelm, nein. Aber er — Geld reißt er aus der Kasse und das Geld mir mit Gewalt eingestopft und mich mit Gewalt zur Tür gerissen. — Herrgott, da kommen sie schon; da sind sie schon. Und der Wilhelm muß aussagen: er habe mich bei dem Toten gefunden. Und sie finden meine Pistole, sie finden an mir das Blut, finden bei mir das Geld; und ich selber — halb tot und halb toll. Und sie packen mich: „Mörder!" Und sie schleppen mich aufs Gericht. „Ich bin unschuldig." — Weiter weiß ich nichts, weiter kann ich nichts sagen. Sie jedoch: „Mörder". Und Wilhelm muß gegen mich zeugen. „Ich bin unschuldig! Barmherzigkeit!" Aber sie glauben mir nicht. „Ich bin unschuldig! Gerechtigkeit!" Sie aber: „schuldig, schuldig!"

Pause.

Lehr (erschöpft und demütig): Verzeihen Sie, Herr Staatsanwalt.

Direktor (kommt in großer Aufregung).

Achte Szene

Die Vorigen. Direktor. Dann ohne Direktor.

Direktor: Herr Staatsanwalt!

Staatsanwalt: Was ist?

Direktor: Der Mensch vom Hotel Royal —

Staatsanwalt: Tot?!

Direktor: Zu Ihnen will er; nicht gestehen will er, leugnen, widerrufen. (Er eilt hinaus.)

Staatsanwalt und Assessor (kommen vor): Widerrufen!

Staatsanwalt (sehr erregt): Thomas Lehr —

Lehr: Seien Sie nicht böse, Herr Staatsanwalt. Es kam so über mich — zum erstenmal nach langer Zeit.

Staatsanwalt: Gehen Sie dort hinein. (Er zeigt nach links.)

Lehr: Wenn ich untertänigst bitten dürfte, schicken Sie mich wieder in meine Zelle: Nummer 37, Herr Staatsanwalt. Ich bin ja längst nicht mehr Thomas Lehr, leugne ja längst nicht mehr.

Staatsanwalt (heftig erschrocken): Sie räumen die Tat ein?

Lehr: Wie Sie wollen, was Sie wollen. Wer war Thomas Lehr? Ein Mörder. Was ist Thomas Lehr? Eine Nummer, eine tote Zahl. (Er tritt an den Staatsanwalt heran, will in die Knie sinken.) Könnte man sie nicht auslöschen?

Staatsanwalt (sehr stark): Ja.

Lehr: Fortwischen wie von einem Blatt Papier. Jetzt steht sie noch da und jetzt — fort ist sie. (Er streckt die Arme aus.) O Herr Staatsanwalt!

Staatsanwalt: Dort hinein, guter Lehr. (Er führt ihn zur Tür links.)

Lehr (murmelt): Auslöschen — nur bald auslöschen. (Er geht links hinein.)

Direktor, Wilhelm Schmidt, elegantes Nachthemd, Morgenanzug aus dunklem Samt, geführt von einer barmherzigen Schwester und seinem Kammerdiener (Mulatte), ein Gendarm, der Gerichtsdiener (treten ein).

Neunte Szene

Staatsanwalt. Assessor. Direktor. Wilhelm Schmidt. Barmherzige Schwester. Kammerdiener. Gerichtsdiener. Gendarm.

Schmidt (todkrank, aber mit wilder leidenschaftlicher Energie): Wo ist dieser Staatsanwalt? — Wie können Sie wagen, den Bürger eines fremden Staates zu verhaften, einen Todkranken aus seinem Bette zu reißen? Aber ich sterbe nicht, ich will nicht sterben. Ich will leben! Ich will diese Intrige vernichten, Ihren Anschlag zuschanden machen.

Staatsanwalt (gibt dem Gerichtsdiener einen Wink).

Gerichtsdiener (bringt einen Stuhl, darauf Schmidt niedergelassen wird).

Staatsanwalt: Vor allem werden Sie hier eine andere

Sprache führen. Nur die Rücksicht auf Ihren Zustand läßt mich diesen Auftritt ertragen.

Schmidt: Ich protestiere. Hier stehen meine Zeugen.

Staatsanwalt: Was soll das Possenspiel? — Herr Assessor, machen Sie diesem Menschen begreiflich, um was es sich handelt. (Er setzt sich.)

Schmidt: Um eine Infamie. Ich soll diesem Staatsanwalt Bekenntnisse gemacht haben.

Assessor (voll jugendlichen Feuers): Mit Ihrem Willen, sagte der Geistliche, dem Sie gebeichtet hatten, aus —

Schmidt: Lüge! Fragen Sie diesen Staatsanwalt, in welchem Zustand er mich fand, als der Priester „mit meinem Willen" seine Lügen über mich aussagte.

Assessor: Allerdings verloren Sie von neuem die Besinnung, als —

Schmidt: Alle diese sind meine Zeugen: allerdings verlor ich von neuem die Besinnung, als dieser Staatsanwalt die Lüge des Pfaffen über mich anhörte. Über einen Besinnungslosen macht ein erkaufter Priester erlogene Aussagen.

Assessor: Mäßigen Sie sich, oder —

Schmidt: Wo ist der Arzt? Ließ er sich nicht auch bestechen, so muß er beschwören, daß ich gestern nacht im Delirium gelegen. Also Unzurechnungsfähigkeit. Eine saubere Gesellschaft! Die Unzurechnungsfähigkeit eines Schwerkranken gegen ihn zu benutzen, die Phantasien eines Fiebernden auszubeuten, einem Hilflosen Gewalt anzutun, einen Sterbenden — (Dämonisch:) Aber ich will nicht sterben! Hört ihr: ich will nicht!

Assessor (sehr stark): Sie erscheinen hier des Mordes angeschuldigt.

Schmidt: Ich leugne.

Assessor (wuchtig): Zunächst verantworten Sie sich. — Sie räumten gestern ein, identisch zu sein mit einem gewissen Wilhelm Schmidt, ehemals Kontordiener der hiesigen Firma Hänsler und Sohn, vor zwanzig Jahren wegen Diebstahls unter Annahme mildernder Umstände zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt, nach Abbüßung der Haft verschollen. Was erwidern Sie heute darauf?

Schmidt (schweigt).

Assessor (immer stärker im Ton): Sie gaben zu, eine heftige Leiden-

schaft für die Frau Ihres Freundes Lehr gefaßt und diesen „frischen, fröhlichen Menschen" — wie Sie den Unglücklichen dem Geistlichen gegenüber bezeichneten — tödlich gehaßt zu haben. Sie räumten ein: um sich an der jungen Frau, die Sie auf das Entschiedenste zurückwies, und an deren leichtgläubigen, leidenschaftlichen Gatten zu rächen, hätten Sie in diesem eine völlig grundlose Eifersucht erregt. Sie erklärten, von jeher ein wütender Kommunist gewesen zu sein, der in jedem Begüterten seinen natürlichen Feind gesehen. Sie gestanden: Jahre hindurch hätten Sie sich mit den ausschweifendsten Plänen getragen, es vom armseligen Kontordiener zum reichen Manne zu bringen. — Sie wollten etwas bemerken?

Schmidt: Daß Sie mich betrachten sollen, den „armseligen Kontordiener". Ein todkranker Mann, aber ein reicher Mann; ein Mann, vor dessen goldenen Millionen gekrochen wird, wie vor einem hölzernen Heiligenbild. Solche Bestien! Und Sie bilden sich ein, ich hätte drüben ein halbes Menschenleben wie der Maulwurf nach Regenwürmern, den Sand nach Schätzen durchwühlt, ein halbes Menschenleben wie ein Wahnsinniger im Schweiße meines Angesichts gegraben, gegraben, gedarbt, gedarbt — zusammengescharrt, um jetzt, wo ich geworden bin, was ich wollte, wo ich mich gemästet an den fetten Eingeweiden der Erde, in diesem verdammten Europa als gemeiner Mörder im Zuchthaus zu sterben?! Ich leugne. Schleppt euren erkauften Doktor herbei, laßt den verlogenen Pfaffen alle Teufel der Hölle gegen mich hetzen — ich leugne!

Staatsanwalt (hat sich vorhin erhoben, ist nach links hinausgegangen).

Assessor: Sie bekannten —

Schmidt (wild): Ich widerrufe.

Staatsanwalt kommt mit Lehr.

Zehnte Szene

Die Vorigen. Thomas Lehr.

Assessor (nach einer kleinen Pause mit lebendigster Schilderung): Ferner bekannten Sie: In der Mordnacht hätten Sie sich im

Geschäft auf Ihrem Zimmer befunden, als Sie jemand kommen und in die Bureaus gehen hörten. „Das ist der junge Herr. Er holt sich wieder einmal für seine Weiber und Karten Geld aus der Kasse.“ So denken Sie, und während Sie es denken, fassen Sie schon den Entschluß: den leichtsinnigen Burschen bringst du um, beraubst die Kasse, gehst nach Amerika. Sie wissen auch sogleich, womit Sie die Tat verüben wollen: mit der neuen Pistole Ihres Freundes Lehr, die im Bureau wie bereit für Sie liegt. Sie nehmen die geladene Waffe, schleichen ins Kontor, schießen den jungen Mann vor der offenen Kasse hinterrücks nieder, wollen Ihren Raub sichern, hören eilige Schritte und flüchten hinter einen Schrank. Doch zu spät. Das gellende Hilfegeschrei, welches Sie ausgestoßen haben wollen, als Sie auf Ihrem Zimmer den Schuß fallen hörten, ruft Leute herbei. Sie fürchten Entdeckung, halten sich für verloren und haben einen wahrhaft satanischen Einfall: Sie stürzen vor, als eilten Sie soeben erst herbei, als sähen Sie soeben erst —

Staatsanwalt (ist mit Lehr vorgetreten): Thomas Lehr. Sehen Sie ihn!

Schmidt (fährt entsetzt auf, erblickt Lehr): Thomas Lehr — das Thomas Lehr — das —

Assessor (in starker Bewegung): Der „frische, fröhliche Mensch“.

Staatsanwalt (donnert Schmidt zu): Um Ihre Schuld.

Schmidt (stößt den Kammerdiener und die Schwester, die ihn stützen wollen, zurück, tut schwankend einige Schritte vor, stammelt wie sinnlos): Um meine — meine —

Staatsanwalt (rasch kräftig): Sie haben gestanden.

Schmidt (mit letzter wilder Kraft): Ich leugne! (Er starrt Lehr an.)

Staatsanwalt (streng zu Lehr): Fragen Sie ihn.

Lehr (geht langsam auf Schmidt zu).

Schmidt (weicht vor ihm zurück wie vor einem Geist, bis er in die Arme des Kammerdieners und der Schwester sinkt; doch bleibt er aufrecht stehen).

Lehr (nähert sich ihm mehr und mehr; steht ihm gegenüber, traurig und sanft): O Wilhelm!

Schmidt (stöhnt auf, wird von Grausen erfaßt, als spräche ein Gespenst zu ihm, streckt abwehrend beide Arme aus).

Lehr (leise): Wilhelm, sag mir, hast du's getan?

Lange Pause.

Schmidt (wie ein Aufschrei): Ja! Ich hab's getan! (Er bricht hinter dem Schreibtisch des Staatsanwalts tot zusammen, wird sofort durch die Anwesenden gedeckt und in das Kabinett rechts getragen.)

Assessor (geht mit).

(Die Tür wird geschlossen.)

Staatsanwalt (feierlich): Ein letztes Geständnis!

Assessor (tritt von rechts heraus).

Voller Sonnenschein.

Elfte Szene

Staatsanwalt. Assessor. Thomas Lehr.

Assessor (mit tiefem Ernst): Und diesesmal unwiderruflich.

Staatsanwalt: Er ist —

Assessor (antwortet mit einer Gebärde).

Staatsanwalt (nach einer Pause): Thomas Lehr.

Lehr (tonlos): Herr Staatsanwalt?

Staatsanwalt: Besinnen Sie sich — Mann, Mann!

Lehr (langsam, Wort für Wort): Herr Staatsanwalt und Sie, anderer Herr: Wenn's der Wilhelm getan hat, dann hab' ich's ja wohl nicht getan?

Staatsanwalt: Der Himmel weiß: nein.

Lehr (immerfort in Pausen): Und wenn ich's nicht getan, dann, Herr Staatsanwalt und Sie, anderer Herr, dann bin ich ja wohl unschuldig?

Staatsanwalt: Unschuldig, Lehr, unschuldig.

Lehr: Und wenn ich unschuldig bin, dann bin ich ja wohl keine tote Nummer mehr, sondern ein lebendiger Mensch? (Er sieht auf.)

Staatsanwalt: Sie werden frei sein.

Lehr (versucht zu begreifen): Ich — werde — frei — sein. (Pause.) Wenn ich frei bin, muß ich ja wohl von hier fort?

Staatsanwalt: Gewiß, guter Lehr.

Lehr: Wohin? (Er sieht ihn todtraurig an.)

Staatsanwalt (abgewendet): Man wird möglichst für Sie sorgen.

Lehr (demütig): Untertänigsten Dank. Sie sind sehr gütig. Könnten Sie wohl auch so gütig sein, mir zu sagen, was ich jetzt soll in der Welt?

Staatsanwalt (mühsam): Sie werden wieder aufleben; Sie sind ja eigentlich noch jung.

Lehr (staunend): Was wär' ich noch?

Staatsanwalt (ausbrechend): Ach, Lehr, Lehr!

Lehr (immer noch wie gelähmt, stumpf, gleichgültig, ganz apathisch): Da Sie so sehr gütig sind — und Sie, anderer Herr, auch — so dürfte ich die gütigen Herren vielleicht bitten —

Staatsanwalt: Um was in unserer Macht steht, Lehr.

Lehr (angstvoll, flehend, leidenschaftlich): Schicken Sie mich nicht fort, stoßen Sie mich nicht aus, lassen Sie mit meinem toten Herzen mich nicht wieder in die lebendige Welt. (In höchster Erregung seine Hände hebend:) Lassen Sie mich bleiben!

Staatsanwalt (erschüttert, fassungslos): Das ist nicht möglich, Lehr. Das wollen Sie auch gar nicht — da Sie jetzt wieder zu Ihrer Frau zurückkehren.

Lehr (zittert heftig, in seiner Brust arbeitet es wie im Krampf, seine Züge verändern, beleben, verklären sich; seine Augen leuchten auf, seinen Lippen entringt sich wie ein Schrei neuen Lebens der Ruf): Meine Frau! (In stammelnder Glückseligkeit:) Ich — kehre — wieder — zu meiner — (Er wankt.)

Assessor (legt den Arm um ihn, leise): Kommen Sie.

Staatsanwalt (sinkt auf einen Stuhl, schlägt beide Hände vor das Gesicht).

Zweiter Akt

Eine Schankwirtschaft in der Vorstadt, zu ebener Erde gelegen. Im Hintergrund links Tür nach der Straße zu, welche mit ihren Gaslaternen gesehen wird. Vor der Tür (zur Hälfte Glas) ein roter Wollvorhang; desgleichen vor dem Fenster neben dem Schanktisch. Dieser nimmt mit seinen Regalen voller Spirituosen den größten Teil der

Hinterwand ein. Im Hintergrund seitlich führt eine hölzerne Treppe in das obere Stockwerk hinauf. Türen zu beiden Seiten. Links seitlich eine tiefe Nische mit Bank usw. Daneben ein großer eiserner Ofen. Die Einrichtung des mäßig großen, niedrigen und düsteren Lokales entspricht seinem Range, doch herrschen Ordnung und Sauberkeit. Von der Decke herabhängend eine brennende Lampe (oder Gasarm). Auf dem Schanktisch ein Licht. Das Zimmer darf nicht zu wenig erhellt sein.

Erste Szene

Martha hinter dem Schanktisch, Geld zählend; hohe schlanke Gestalt, bleiches vergrämtes Gesicht, mit Spuren großer Schönheit, im dunkelbraunen Kleid, ein graues Wolltuch um den Kopf, ein schwarzes kreuzweise um die Brust. Julie, großes, schönes Mädchen in elegantem Kostüm, mit prachtvollem, rötlichblondem Haar, sich kämmend, vorn.

Julie: Ja, die Klara. (Sie löst ihre Flechten.)

Martha (leise rechnend): Und 5 macht 70 und 8 macht 78. (Mit einem tiefen Atemzug:) 2 Mark 78 den ganzen Tag.

Julie: Die hat's gut, die Klara.

Martha (gedrückt): Nichts geht mehr ein.

Julie: Einen Hut hat sie von ihrem Schatz; aus unserem Geschäft, feinstes Pariser Modell.

Martha (leise, traurig): An so was zu denken.

Julie (gleichgültig): Der Hut ist's nicht. Meinethalben könnt' er aus Gold und Edelsteinen sein, nicht einen Finger rührt' ich darum, wär' sonst nichts dabei. (Sie läßt die Hände in den Schoß sinken, sieht vor sich hin.) Aber wie die Zwei sich gern haben, Mutter, die brennende Lieb' und das heiße Glück.

Martha (schüchtern): Er heiratet sie gewiß.

Julie (lacht): Fällt ihm nicht ein. (In anderem Ton:) Ist auch einerlei.

Martha (heftig): Wie kannst du — (Sie stockt, steht auf.)

Julie: Ganz einerlei ist's. (Pause.)

Martha (nimmt eine Näherei, setzt sich zu Julie): Ob Karl heute kommt?

Julie (ihr Haar kämmend): Wird sich hüten. Zu uns kommt keiner, der nicht muß — in die Höhle da!

Martha: Er war so lange nicht hier, und er weiß doch — (sie beugt sich auf die Näherei, leise:) wie ich mich nach ihm sehne.

Julie: Karl ist gescheit, hat Arbeit und Geld, bleibt für sich allein und tut, was ihn freut.

Martha: Wenn ihn nur etwas freuen würde auf der Welt! Und sollt' ich ihn noch weniger haben. Aber wie er nun einmal ist: noch so jung, und immerfort still für sich hin, gar keine Freude am Leben.

Julie: Gar keine Freude am Leben — wie das bei uns Brauch ist von Kindheit an.

Pause.

Martha: Heut abend ist er gewiß wieder in seinem Verein.

Julie (höhnisch): Und hält giftige Reden, bis sie ihn einstecken; und trinkt, bis es aus mit ihm ist.

Martha (steht auf, bebt am ganzen Leibe): Wie kannst du so etwas Schändliches sagen? Von deinem Bruder, dem Allerbesten von uns. (Sie sinkt wieder zurück.)

Julie (ruhig): Dazu gehört nicht viel. Sobald ich ein paar Groschen mehr verdiene, mach' ich's wie Karl und zieh' auch für mich.

Martha (tonlos): Ganz allein lassen willst du mich?

Julie (springt auf, leidenschaftlich): Nicht ersticken will ich hier, Freude will ich haben am Leben. (Pause.) Was soll ich heut abend ins Haar nehmen, Band oder Blumen?

Martha: Gehst du noch aus?

Julie (blickt hinüber): Nur nach oben zu Klemms.

Martha: Ist bei Klemms wieder Kränzchen?

Julie (überlustig, sich im Kreise herumdrehend): Und Tanz. (Pause.) Oder muß ich dableiben, mich hinter den Schanktisch stellen und Gäste bedienen — wenn welche kommen sollten. „He, Sie da, Mamsell!" Sie wünschen, mein Herr? „Einen Gemischten." Sogleich, mein Herr. Der „Herr" gibt mir fünf Pfennig Trinkgeld und tätschelt dafür meine Hand. (Pause. Sie geht langsam zum Schanktisch.) Sag nur, was du denkst; ich weiß es ja doch: die Mutter jahraus, jahrein im Kellerloch und die Tochter Tanz und Vergnügen, je mehr, desto besser. (Heftig:) Sag's nur.

Martha (nähend, ohne aufzusehen): O Kind.

Julie (lehnt am Schenktisch): Wäre Karl da, der sagte mir's gleich: ein Jahr noch so fort und sie ist —

Martha (hastig, angstvoll): Du redest ja, als wärst du nicht mehr brav.

Julie (wie oben): Brav! Das ist die Hauptsache. Brav gelebt, ist vergnügt gestorben. Darauf kommt's an in der Welt. Ein braves Weib, ein sel'ger Leib. (Lacht) Jammer, Elend und — Bravheit. Keine brennende Liebe, kein heißes Glück — aber Bravheit. (Sie lacht stärker.)

Martha (halblaut): Und ich habe keine Gewalt über dich.

Julie (leichtfertig): Die hab' ich selbst nicht einmal. (In anderem Ton:) Laß gut sein, Mutter, so schlimm steht's nicht mit mir. Da sind die anderen Mädchen in unserem Geschäft, die für die feinen Damen die feinen Sachen machen. Brav waren sie alle einmal. Aber weil sie selber feine Sachen tragen wollten, hat's mit der Bravheit nicht lange gedauert. Über so was lach' ich. Und wenn sie mir ihre Geschichten erzählen und mich gern so haben möchten, wie sie selber sind: daß ich auch feinen Putz trüg' — so was veracht' ich. (Martha nahetretend, mit gedämpfter Stimme:) Und wenn die feinen Herrn uns besuchen, um für ihre Frauen und Weiber Putz zu bestellen und sich das neue Ladenmädchen anzusehen — mit Blicken, daß eine vor ihnen steht wie nackt und bloß — (Wild:) Lieber gleich ins Wasser hinein. (In anderem Ton:) Aber laß nur den Rechten kommen, und mit meiner Bravheit ist's aus wie mit dem Licht da im Wind.

Martha (erhebt sich langsam, sieht aus weit offenen erschreckten Augen auf ihre Tochter): Der Rechte wird ein braver Mann sein, und nimmt er dich zur Frau —

Julie (wiederum höhnisch): Ein braver Mann mich zur Frau — (Langsam, ernsthaft, fast traurig:) Ein braver Mann holt sich seine Frau nicht aus unserer Familie.

Martha (seufzt schmerzlich auf).

Julie (wirft mit leidenschaftlicher Gebärde ihr loses Haar zurück): Sieh mich an, Mutter. Jung bin ich und schön soll ich sein und weiß nichts von Glück. Und Sehnsucht hab' ich, Sehnsucht — (Mit plötzlicher Leidenschaft:) Sieh mich an! Wie ich da

bin, soll er mich haben, kommt er und ist es der Rechte. Nicht einmal brav braucht er zu sein. (Wiederum vollständig ruhig, langsam und ausdrucksvoll:) Und das sag' ich dir: wenn du mich dann anklagen willst —

Martha (stammelnd): Ich nicht — nein, ich nicht.

Von der Straße her wird die Tür geöffnet.

Martha (freudig): Karl!

Julie (geht links hinaus).

Karl (kommt von der Straße; schlanke, fast zarte Gestalt, blasses feines Gesicht, dunkles gelocktes Haar; er ist im Malerkittel).

Zweite Szene

Martha. Karl.

Martha (ihrem Sohn entgegen; voll leidenschaftlicher, aber heimlicher und scheuer Zärtlichkeit): Kommst du doch?

Karl (steht in der offenen Tür): Ist der Mensch — Bist du allein?

Martha: Kramer ist fort in Geschäften wegen Spiritus.

Karl (halblaut): Das paßte ich gut ab. (Er tritt ein.)

Martha: Wir glaubten, du wärst im Verein.

Karl: Bin zu müde. (Er wirft sich auf einen Stuhl.)

Martha (voll zitternder Sorge, steht hinter ihm): Du arbeitest zu viel.

Karl: Das ist noch das beste am Leben: die Arbeit. Hätt' ich die nicht (er murmelt) und nicht das andere. (Er sieht hinüber zum Schanktisch.)

Martha: Du ißt doch etwas?

Karl: Wenn ich's zahlen darf.

Martha (macht eine schüchterne bittende Gebärde).

Karl: Sonst keinen Bissen in dem Haus!

Martha (demütig): Wie du willst.

Karl: Aber erst trinken. (Er steht auf.)

Martha: Ach!

Karl (drängt zum Schanktisch): Nur einen Kognak, Mutter. Das stärkt, bin so matt, wie zerschlagen. Das ist das einzige, was stärkt.

Martha (leise, eintönig klagend): Karl, Karl! (Sie tritt ihm in den Weg.)

Karl (heftig): Gib! Schnell! (Schmeichelnd:) Du willst doch nicht, daß ich umfalle vor Mattigkeit? Wenn ich das nicht hätte und nicht die Arbeit — Aber das ist noch besser. (Er drängt seine Mutter hinter den Schanktisch.)

Martha (schenkt mit bebender Hand ein): Daß ich dir selber das Gift geben muß!

Karl: Den Tropfen! (Er entreißt ihr die Flasche, schenkt ein großes Glas ein, stürzt es hinunter.)

Martha: Jesus!

Karl: Das tut gut.

Martha (kommt vor): Mein armer Sohn.

Karl (belebt sich): Jammere nicht, Mutter. Das bringt keinen um. Im Gegenteil! Das macht Tote lebendig. Hast du mich lieb, so winsʼle nicht über meinen guten Kameraden. Es ist mein bester Freund auf der Welt.

Martha (hilflos für sich): Und ich habe keine Gewalt!

Karl (zärtlich): Wie geht dir's? Sah dich lange nicht. Dachte aber immer an dich; über Tag bei meiner Arbeit und abends — bei meinem treuen Freund. Sollst wissen, was ich dachte: etwas Gutes für dich.

Martha (hoffnungslos): Für mich Gutes auf dieser Welt.

Karl (zieht sie an sich, sagt ihr ins Ohr): Neues Leben. (Er lächelt.)

Julie (kommt im weißen Ballkleide von links).

Dritte Szene

Die Vorigen. Julie.

Karl (vollkommen verändert): Angeputzt die Ware!

Julie (leichtfertig): Und ausgeboten.

Karl: Fort mit Schaden!

Martha: Fangt nicht gleich wieder an.

Karl (setzt sich links vorn): Auf was für einen feinen Ball geht denn die Julie?

Martha: Nur nach oben zu Klemms.

Karl: Nur nach oben zu Klemms. (Er pfeift.) Angenehme Leute, die Klemms.

Julie (beschäftigt sich mit ihrem Putz): Tanzen, Karl! Tanzen, bis der Atem vergeht, das Herz zerspringt, die Seele aus dem Leib fliegt.

Karl: Glück auf den Weg. Geht's hinauf oder hinunter?

Julie (leidenschaftlich): Einerlei! Nur fort.

Martha (die für Karl den Tisch deckt und ab und zu geht, leise): Kinder, Kinder!

Karl: „Nur nach oben zu Klemms." — Gefällige Leute, die Klemms, haben uns Laden und Kammern um ein Billiges abgelassen, wissen wohl warum, bringen zusammen, was zusammen gehört.

Julie (überlustig): Der Mensch ist nur einmal jung, Bruder Karl. (Sie lacht.)

Martha (geht nach rechts hinaus).

Karl: Punsch und Kuchen — da oben bei Klemms. Hauptsächlich Punsch. Pfänderspiele mit Küssen — hauptsächlich Küssen, Walzen Brust an Brust — und Nachhausegehen Arm in Arm — nach Pfänderspielen, Küssen und Punsch.

Julie (vor dem Spiegel, singt): „Verlassen, verlassen, verlassen bin i —"

Karl: Bis der zweite kommt. (Er springt auf, eilt zu ihr): Höre du! Wenn du unserer Mutter die Schande antust — (Er packt sie am Arm.)

Julie (wendet sich nach ihm um, ruhig und kalt): Willst mich wohl das vierte Gebot lehren: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohlgehe und du lange lebest auf Erden. Ich kenn's. Hab's von Vater und Mutter gelernt.

Karl (faßt sie am Arm): Schandmaul!

Martha (bringt von rechts das Essen).

Karl (läßt Juliens Arm fahren): Dir sag' ich's noch.

Julie (singt): „Wie der Stein auf der Straßen, kein Dirndl mag mi." — Ich nehme doch lieber Blumen ins Haar, Mutter.

Martha (heiter): Heut' abend gehst du nicht mehr in den Verein. (Sie stellt geschäftig rechts vorn das Essen auf.)

Karl: Nein. (Er setzt sich.)

Julie (sucht in einem Karton künstliche Blumen zusammen): Schade. In Karls Verein soll's nämlich gerade so lustig zugehen, wie oben bei Klemms. Nur daß keine Damen dabei sind, sonst süßes Mäusegift scheffelweis. Verbrüderung und Gleichheit, da im Verein; nieder mit Gott, Kaiser und Reich, da im Verein; den Reichen das Geld abgenommen und selber vergnügt gelebt.

Martha (setzt sich zu Karl): Seid ihr solche?

Karl: Wir sind auch nicht schlechter als andere.

Julie (lacht).

Martha: Die anderen sind schlecht genug.

Karl: Das verstehst du nicht, Mutter. Das ist heutzutage nun einmal nicht anders.

Julie (steckt sich weiße Rosen ins Haar und singt): „Dann gang' i zum Kirchlein, zum Kirchlein weit 'naus —" usw.

(Adolf Kramer, ehemals eine sehr stattliche, jetzt stark herabgekommene Persönlichkeit, schäbig gentil, mit vielen unechten Ringen an seinen großen Händen; Gustav Berger, wie ein Inspektor vom Land gekleidet, vierzigjähriger, großer ernsthafter Mann mit dunklem Vollbart, sind unbemerkt eingetreten, bleiben in der Tür stehen.)

Vierte Szene

Die Vorigen. Kramer. Berger.

Kramer (zeigt seinem Gefährten Julie).

Julie (erblickt Berger, verstummt plötzlich, sieht ihn unverwandt an).

Karl (bemerkt Kramer): Der! (Er schiebt heftig den Teller zurück, will aufspringen.)

Martha (leise, flehend): Karl! Karl! (Sie steht hinter ihm, streichelt liebkosend seinen Arm.)

Karl (murmelt verstört): Es gibt noch ein Unglück. (Er bezwingt sich, setzt sich wieder.)

Martha (geht hinter den Schanktisch).

Kramer (gutgelaunt): Bravo, Julchen, da capo! Eine Stimme wie eine Leipziger Lerche. Kannst damit Karriere machen, sollte dir's sonst nicht glücken. Aber dir glückt's, Julchen. (Er kommt mit Berger vor.) Mein Geschäftsfreund, Julchen: Herr Gustav

Berger, herrschaftlicher Bräumeister von Feldhofen, wo unser Spiritus seinen doppelt gebrannten Geist her hat. Eine nette Gegend, Julchen; der prächtigste Sand. Kommt Herr Berger dann mal zu uns, will er was Schönes bei uns haben. Darum sagt' ich zu ihm: gehen Sie heut' abend mit mir, Herr Berger, ich zeige Ihnen etwas, das Sie bei sich nicht haben; ich zeige Ihnen das Julchen.

Berger (auf den Julie sofort einen überaus starken Eindruck machte, kein Auge von ihr abwendend, mit schwerfälliger Höflichkeit): Bin Herrn Kramer sehr verbunden.

Julie (sieht ihn an, antwortet nicht).

Karl (der sich nicht länger beherrschen kann, auffahrend): So laß ich von der Julie nicht reden!

Martha (hinter dem Schanktisch): Karl, Karl! (Sie macht ihm eine angstvoll bittende Gebärde.)

Kramer: Herr Karl ist auch da? Welche Ehre! Sie wünschen, Herr Karl?

Karl (sieht seine Mutter an, beherrscht sich, murmelt): Dem steck' ich's noch einmal! (Er wendet Kramer den Rücken, setzt sich nieder.)

Berger (mit unterdrückter Stimme): Ist der blasse junge Mensch Ihr Liebhaber?

Julie (sehr ruhig): Ich habe keine Liebhaber.

Berger (fast freudig): Ach! (Sehr ernst:) Verzeihen Sie. (Er geht ihr nach, spricht sie an.)

Julie (hört anfangs nicht auf ihn).

Karl (halblaut, bittend): Julie!

Julie (antwortet nicht).

Kramer: Guten Appetit, Herr Karl.

Karl: Ich zahle mein Essen und Trinken.

Kramer: Sehr angenehm. (Er geht zu Martha.)

Julie (sehr ernst zu Berger): Warum beleidigten Sie mich gleich?

Berger (unbeholfen, herzlich): Es tut mir leid, Fräulein.

Karl (laut, drohend): Julie!

Julie (sieht hinüber, antwortet nicht).

Karl (trinkt hastig, reißt an seinem Halstuch, unterdrückt einen Fluch).

Kramer (an den Schanktisch gelehnt): Geschäft besorgt. Herr Berger war sehr kulant — sehr. Bin ihm ungemein — ver-

bunden, ungemein. Will nachher mit ihm nach oben zu Klemms. Denke, es wird ihm Spaß machen, da oben — ausnehmend viel Spaß. (Er lacht, kommt vor.) Nichts gefällig, Herr Berger? Kein Gläschen?

Berger (unfreundlich): Danke.

Kramer: Nichts für ungut, Herr Berger. Wollte nicht stören.

Karl: Zahlen! (Er wirft Geld auf den Tisch.)

Kramer: Äußerst angenehm. (Er nimmt das Geld.) Wird wohl stimmen.

Karl (wendet sich zum Gehen).

Kramer: Sie wollen schon gehen, Herr Karl? Bedaure unendlich, Herr Karl.

Karl (würdigt ihn keines Blickes, ruft seiner Schwester zu): Du weißt Bescheid.

Julie (gleichmütig): Freilich, geh nur.

Kramer (tritt ihm feindselig entgegen): Wünschen Sie etwas von Julchen, Herr Karl?

Karl (schleudert ihm einen wütenden Blick zu, mißt ihn von oben bis unten, geht an ihm vorüber, nickt seiner Mutter zu): Später.

Martha (folgt ihm mit traurig bittendem Blick bis zur Tür).

Kramer (äußerst höflich): Jederzeit angenehm. (Er lacht.)

Karl (geht hinaus).

Fünfte Szene

Die Vorigen ohne Karl.

Während dieses Auftritts kommen zu verschiedenen Malen Arbeiter herein, verlangen zu trinken, zahlen, gehen.

Berger (im Gespräch mit der sitzenden Julie): Sie waren noch nie auf dem Lande?

Julie (erregt, abgebrochen): Was sollt' ich dort? Es muß langweilig sein! Nichts als Wiesen und Felder. So was hielt' ich nicht aus. Straßen, Menschen, Leben. Ich bin gern lustig. Musik, Tanz! Je lustiger, um so besser. So bin ich nun einmal. (Pause.) Ist's Ihnen nicht manchesmal einsam?

Berger: O nein!

Julie: Das begreif' ich nicht.

Berger (lehnt am Treppengeländer): Ich arbeite ja.

Julie: Aber der Mensch will vom Leben doch mehr haben als Arbeit. Wenn Sie damit zufrieden sind — ich wär's nicht.

Berger (sehr ernst): Sie gewiß auch.

Julie (lacht gezwungen): Wofür halten Sie mich? Für viel besser, als ich bin. Immer Arbeit — nichts als Arbeit. (Sie lacht stärker.)

Kramer (der sich mit Papieren beschäftigt, ruft herüber): Lauter Sand, Julchen. Darum sagt' ich zu Herrn Berger: Heut' abend zeige ich Ihnen, was Sie bei sich nicht haben; heute abend zeig' ich Ihnen das Julchen.

Berger (ärgerlich): Lassen Sie das doch.

Julie (stockend): Sie haben übrigens gut reden von wegen der Einsamkeit — zusammen mit Ihrer Frau.

Berger: Ich bin nicht verheiratet.

Julie: O! (Sie atmet tief auf, erhebt sich, geht hinüber.)

Kramer: Und ist doch gerade auch kein grüner Junge mehr, der Herr Berger. Darum sagt' ich heute zu ihm: Nehmen Sie sich doch eine, Herr Berger. Sie brauchen Sie sich ja nur auszusuchen — ein Mann wie Sie.

Berger: Reden Sie nicht so albern!

Kramer (kriechend): Immer kulant, Herr Berger.

Berger (steht mit Julie an der Treppe): Warum tun Sie, als wären Sie so vergnügungssüchtig?

Julie (befangen): Weil ich's bin.

Berger: Das glaube ich Ihnen nicht.

Julie: Ich lüge nie.

Berger: Sie meinen im Ernst, es würde Ihnen dort draußen nicht gefallen?

Julie: In der Einsamkeit? (Leidenschaftlich:) Sterben würd' ich! (Plötzlich mit tiefer Traurigkeit und leise:) Es wäre freilich das beste. (Sie sinkt auf einen Stuhl.)

Berger: Sind Sie so unglücklich?

Julie (langsam, ausdrucksvoll): So unglücklich! (In anderem Ton:) Was geht's Sie an?

Berger (einfach, herzlich): Es tut mir leid. (Er spricht leise weiter mit ihr.)

Martha (welche die beiden mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit beobachtet hat, ist langsam vorgekommen, steht ganz drüben auf der Seite, dicht neben dem sitzenden Kramer).

Kramer (sieht auf): Was machst denn du für ein Gesicht?

Martha (tonlos): Warum brachtest du den Herrn da her?

Kramer: Gefällt er dir? Ein netter Mensch. Und kulant! Müssen ihn warm halten — wie bei uns die Geschäfte stehen. Und die Geschäfte stehen schlecht bei uns. Darum warm halten, verstehst du; (drohend:) oder —

Martha (nach Atem ringend): Warum brachtest du den Herrn her?

Kramer (brutal): Warum? Darum! (Er zeigt mit dem Kopf hinüber.) Siehst's ja.

Martha (faßt ihn am Arm): Verkaufen willst du sie — du, meine Tochter! (Mit erstickter höchster Leidenschaft:) Zuerst mir einen Strick um den Hals! (Sie fährt sich mit beiden Händen nach dem Hals.)

Kramer (ist aufgestanden und zurückgefahren, betrachtet sie mit bösem Blick, murmelt): Ward das Weib toll? (Er entfernt sich.)

Martha (stöhnt leise auf, sinkt auf den Stuhl).

Julie (mit niedergeschlagenen Augen): Sagen Sie nur gerade heraus, was Sie von mir denken.

Berger: Ich möchte Sie nicht wieder kränken.

Julie: Das kann Ihnen doch gleichgültig sein.

Berger: Ganz und gar nicht.

Julie: Sie sind viel zu höflich mit mir. — Wie bin ich also?

Berger: Ganz anders als andere. Ich kenne keine wie Sie, nicht eine einzige!

Julie (sieht auf): Das hat mir noch niemand gesagt.

Berger: Es beleidigt Sie doch nicht?

Julie (liebenswürdig und heiter): Es freut mich.

Beide (gehen auf und ab).

Kramer (tritt zu ihnen): Gute Bekanntschaft gemacht?

Berger (trocken): O ja. (Auf Martha hin:) Ist das Ihre Frau?

Julie (fährt heftig zusammen).

Kramer: Meine Frau? Martha? (Mit unterdrückter Stimme, Berger Zeichen machend und auf Julie sehend.) Nein, Herr Berger, das ist nicht meine Frau.

Julie (hat gehört, totenbleich, aber vollkommen ruhig zu Berger): Es ist meine Mutter.

Berger (erregt): Ihre — (Er begreift, eine große Veränderung geht mit ihm vor.)

Julie (tritt zurück, murmelt): Ich schäme mich. Gott, Gott, wie ich mich schäme. (Sie geht langsam hinaus.)

Sechste Szene

Die Vorigen ohne Julie. Dann Juliens Stimme.

Kramer: Was hat das dumme Ding?

Berger (kalt): Lassen Sie doch das Fräulein.

Kramer: Immer kulant, Herr Berger.

Berger (mißt ihn verächtlich): Wofür halten Sie mich? (Für sich:) Ihre Mutter. (Er sieht zu Martha hinüber, kämpft heftig mit sich.)

Kramer (beobachtet ihn scharf): Oben bei Klemms wird das Vergnügen gleich anfangen. Gehen wir also.

Berger: Ich kenne die Leute gar nicht.

Kramer (lacht überlaut): Das tut nichts bei Klemms. (Er nimmt ihn beiseite.) Das war einstmals ein Weib, Julchens Mutter, ein Prachtweib! Aber schlimme Geschichten, Herr Berger. Als ich die Martha kennen lernte, stand's mit ihr sozusagen Matthäi am letzten. Ein Mann, nicht tot und nicht lebendig, zwei Kinder, kein Geld. Dabei Schande, Not. Eine schlimme Geschichte. Klein die Kinder, krank das Weib, verlassen, verloren, wär' ich nicht gekommen. Aber ich kam, nahm mich der Witwe und Waisen an, vertrat Gatten- und Vaterstelle an ihnen. — Ohne Dank, Herr Berger. Es hat lange genug gedauert, bis sie einsehen wollte, wie gut ich's mit ihr meinte, viel Geduld und Mühe gekostet. Ich war damals aber auch ein Kerl, Herr Berger! Drei an jedem Finger! Und dann gab mir diese eine alle zwei Hände voll zu tun. Ich hätte sie sogar geheiratet — auf Ehrenwort! Ein Prachtweib, das sie damals war. Der Mann jedoch, wie gesagt: nicht in der Welt und nicht aus der Welt, Scheidung hätte sein können, aber Scheidung mochte ich nicht; denn — wozu wohl, Herr Berger? In unserer vorurteilsfreien aufgeklärten Zeit, Herr Berger!

Genug — Sie verstehen. Und jetzt, aus alter Gewohnheit, aus Gutmütigkeit, obgleich das Geschäft — Und wo sollte sie jetzt auch hin? Aber ohne Dank, Herr Berger, ohne jeglichen Dank.

Berger: Die Ärmste.

Kramer (pikiert): Sie braucht Ihnen nicht leid zu tun.

Berger (stark): Die Frau haben Sie auf dem Gewissen.

Kramer (will grob werden): Herr — (Er besinnt sich, zwingt sich zum Lachen.) Immer kulant, Herr Berger! Und jetzt kommen Sie mit mir nach oben zu Klemms.

Berger: Ich habe keine Lust.

Kramer: Keine Lust? Und das Julchen kommt auch hinauf. Keine Lust? Und das Julchen weint sich die braunen Augen aus, kann sie heut abend mit Ihnen nicht walzen. (Pause.) Ein Prachtmädel, das Julchen.

Berger (von Widerwillen ergriffen): Gute Nacht.

Kramer (hält ihn fest): Nur auf ein Viertelstündchen, nur um dem Julchen Ade zu sagen, (leise:) dem hübschen, verliebten, gutmütigen Ding. (Noch leiser:) Denn was kann das Julchen dafür?

Berger: Sie haben recht. Was kann das arme Mädchen dafür, daß die Welt voller Schändlichkeit ist.

Kramer (mit einem bösen Blick, aber lachend): Jetzt sind Sie wieder kulant.

Berger (macht sich von ihm los): Ich gehe nicht mit Ihnen.

Kramer: Herr Berger, o Herr Berger!

Berger: Aber ich will dem Fräulein Lebewohl sagen. Wo ist das Fräulein?

Kramer: Wohl schon hinauf.

Berger (kämpft mit sich, dann mit starker Überwindung): Kommen Sie.

Kramer: Mit Vergnügen, Herr Berger. (Grinsend:) Hab's ja gewußt, Herr Berger.

Berger (achtungsvoll zu Martha): Gute Nacht, Frau —

Kramer (sehr freundlich): Martha, schlechtweg Martha. (Sie gehen hinauf.)

Martha (erhebt sich, streckt mit leidenschaftlichem Jammer beide

Arme aus, schreit auf): Tot — tot — tot — (Sie sinkt mit dem Kopf auf die Stuhllehne, schluchzt, weint. — Pause.)

Julie (ruft in der Kammer): Mutter!

Martha (fährt in die Höhe): Julie! (Sie raffte sich auf, leise.) Sie schämte sich meiner. (Sie schleicht nach rechts vorn hinaus.)

Julie (tritt in die Tür).

Siebente Szene

Julie allein.

Julie (still und traurig): Ich geh' nicht zu Klemms. (Sie kommt herein.) Mutter! Sie kommt wohl gleich. (Sie nimmt eine Handarbeit, bleibt stehen, leise vor sich hin.) Was ist heute geschehen? Dort stand er und sah mich an; und ich — Rosen steckte ich mir ins Haar und wie Dornen spürt ich's im Herzen. Die Freuden tu' ich ab von mir, die Dornen behalt' ich. (Sie nimmt die Blumen aus dem Haar, kommt vor.) Wie ist mir nur, Herrgott, wie ist mir nur? (Sie setzt sich.) Daß der Mensch so was erleben kann. So etwas Schreckliches und so etwas Schönes.

Berger (kommt von oben zurück, geht unbemerkt vor).

Achte Szene

Berger. Julie.

Julie (näht und singt leise): „Verlassen, verlassen, verlassen bin i —" (Die Stimme bricht ihr, sie weint.)

Berger (steht neben ihr, leise): Fräulein Julie.

Julie: Sie! (Sie springt auf, ringt nach Fassung, stößt hervor): Warum kommen Sie noch einmal zurück, zu solchem Mädchen, das solche Mutter hat! Gehen Sie wieder hinauf. Oben sind Hübschere, Bessere, und Sie haben die Auswahl. (Heftig:) Warum gehen Sie nicht? (Trotzig:) Ich lasse mich von keinem verachten, und meine Mutter auch nicht. Also gehen Sie.

Berger: Nein, Fräulein Julie.

Julie (angstvoll): Warum kamen Sie überhaupt? (Leidenschaftlich:) Als wüßt ich das nicht! Sie hörten von mir — durch

diesen Menschen! — und Sie dachten: Das scheint eine zu sein! Gefällt sie dir, brauchst du nur die Hand auszustrecken. Und Sie kamen her — mit diesem Menschen. (Tieftraurig:) Daß Sie darum herkommen konnten, ein Mann wie Sie.

Berger (sehr ernst): Es war unrecht von mir.

Julie (sieht ihn an): Und Sie sind doch gewiß viel besser als andere. Da ich Sie nun einmal kennen gelernt, hätte ich Sie gern hochgehalten, verehrt. (Mit starker Bewegung:) Denn ich habe ja nichts, in meinem ganzen Leben gar nichts, zu dem ich aufsehen könnte, schlecht wie ich selbst bin. Und nun kommen Sie mit einem Menschen wie Kramer, nun kommen Sie darum! (Wieder leidenschaftlich:) Und daß gerade ich es sein muß!

Berger (leise): Beschämen Sie mich doch nicht zu sehr.

Julie (abgewendet, leise): So gehen Sie.

Berger (stark): Ich kann ja nicht los von Ihnen.

Julie: Sie glauben noch immer — O Gott im Himmel! (Sie fällt auf einen Stuhl.)

Berger: Gleich als ich Sie sah —

Julie (außer sich): Das ist meine Strafe! Mutter, das ist meine Strafe.

Berger: Fräulein Julie! Sie sind außer sich, liebes Fräulein Julie.

Julie (wie in leidenschaftlichem Selbstgespräch): Heute noch glaubt' ich: wenn man einen Menschen nur gern hat, so über alle Maßen — alles andere wäre nachher gleich, ganz gleich, Jammer und Schande. Wenn man einem geliebten Manne nur angehört: Herzschlag für Herzschlag, gleich und einerlei, folgte dann auf alle Seligkeit alle Verdammnis. So dacht ich noch heute und jetzt — (Sie verbirgt das Gesicht in beide Hände, läßt den Kopf auf die Knie sinken.)

Pause.

Berger (beugt sich zu ihr herab, leise und innig): Ich mein's ehrlich.

Julie (erschauert, sieht mit einem erstickten Aufschrei in die Höhe).

Berger: Und meinte es ehrlich vom ersten Augenblick an, wo ich Sie sah.

Julie (erhebt sich bleich und still, steht mit geschlossenen Augen, murmelt wie im Traume): Vater im Himmel! Vater im Himmel!

Berger: Vom ersten Augenblick an wußt' ich: Die oder keine.

Julie (wie vorhin): Das kann nicht sein. Ein braver Mann kommt zu uns, ein braver Mann meint es ehrlich mit mir.

Berger (stark): Liebe Julie!

Julie (angstvoll abwehrend): Nicht jetzt — es möchte mein Tod sein. Gewiß träume ich nur, und sollt' ich erwachen, jetzt gerade erwachen — — (Sie sieht ihn zitternd an.) Sie müssen auch noch bedenken. Sie werden doch kein Menschenleben auf dem Gewissen haben wollen? Bedenken Sie also! Was meine Mutter ist, was mein Vater. (Aufschreiend:) Herr und Heiland, mein Vater! Sagen Sie nichts, denn Sie wissen nichts. Aber ich weiß — (sie faßte seine Hand) was brennende Liebe ist und heißes Glück, was Jammer, Verzweiflung. — Still, horch! Oben tanzen Sie. Komm! Ein einziges Mal wollen wir fröhlich sein: Leben, Lust! Und dann — verstummt die Musik, dunkel das Haus. Komm, komm! (Sie eilt hinauf.)

Berger (folgt ihr auf die Treppe): Du gehst nicht hinauf!

Julie (trotzig): Warum nicht?

Berger: Weil ich nicht will. (Er hält sie fest.)

Julie (reißt sich leidenschaftlich los, eilt hinauf).

Berger (folgt ihr): Julie! Bleibe! Julie!

Beim Öffnen der Tür wurde Musik gehört.

Martha (tritt langsam ein).

Karl (kommt).

Neunte Szene

Martha. Karl.

Martha (sieht scheu hinein): Sie ist fort — hinauf.

Karl (in der Tür): Ich sah ihn oben am Fenster. (Er kommt vor.) Du hast geweint? (Heftig:) Tat er dir was?

Martha: Gar nichts.

Karl (zwischen den Zähnen): Das ist sein Glück. (Laut:) Denn hätte er dir etwas getan — (Er ballt die Hände.)

Martha: Um Jesum Christi willen!

Karl: So geht's nicht länger, nicht einen Tag. Wir verderben sonst: Du, Julie, ich, an Leib und Seele.

Martha (stolz und glücklich): Du bist gut.

Karl (lacht bitter auf): Soweit ich nicht schlecht bin, angefressen, verfault. (In anderem Ton:) Da wir einmal davon reden. (Mit weicher Stimme:) Und wenn ich dich kränken muß — (Leidenschaftlich:) Ich risse mir ja lieber das Herz aus.

Martha (macht eine Gebärde hilflosen Flehens).

Karl (mit ungestümer Zärtlichkeit): Denn wie ich dich liebe — (Leise:) Könnte ich dich eben so hoch und heilig halten wie ich dich liebe. (Er wirft sich vor ihr nieder, umfaßt sie.)

Martha (stammelt totenbleich): Richte mich milde.

Karl (ausbrechend): Mutter! Warum tatest du dir das an? Mutter, Mutter! (Er drückt seinen Kopf an ihre Knie.)

Martha (faltet über ihm die Hände, bewegt die Lippen mit geschlossenen Augen. Pause).

Karl (erhebt den Kopf, verharrt in seiner Stellung, mit möglichst gedämpfter Stimme): Ich war noch ein Kind, siehst du, als ich schon merkte: Da ist etwas nicht richtig, als ich den Menschen schon haßte, mein Herz zu springen drohte, sah ich dich bei dem Menschen. Ich sollte ihn „Vater" nennen. Eher hätte ich mir die Zunge abgebissen. Später dann, in der Schule und auf der Straße, hieß es: „Du, Lehr! Weißt du, wer dein eigentlicher Vater ist? Ein Mörder. Weißt du, wo er ist? Im Kriminal auf Lebenszeit. Der andere, bei dem ihr seid, behält euch und eure Mutter nur so aus Erbarmen." (Er steht auf.) Schon damals hätt' ich ihn totschlagen können, den anderen.

Martha (tonlos vor sich hin): Der Eltern Missetat —

Karl (schnell einfallend): Aber mein Vater im Kriminal — vor dem grauste mir nicht, nach dem sehnte ich mich. Und wie er mich dauerte — Herrgott! Herrgott! Wie oft bat ich dich: laß uns zum Vater gehen! Aber du wolltest nicht, fingst jammervoll zu weinen an. Und als ich dir später geloben mußte — Hundertmal wollte ich seitdem mein Versprechen brechen, hingehen und rufen: „Da bin ich, dein Sohn Karl. Und ich liebe dich, Vater."

Martha (außer sich): Wenn du mir das antust, zu ihm gehst, damit er dich nach deiner Mutter fragt, damit er von deiner Mutter hört —

Karl (langsam und bitter): Darum also! Darum ich keinen Vater, er keinen Sohn.

Martha (verstört vor sich hin): Die Scham, die Scham!

Karl (nach einer Pause, voll furchtbaren Hohnes): Und du willst diesen Mann für unschuldig halten! (Pause. In anderem Tone.) Was ich sagen wollte — Gut, daß ich früh in die Lehre durfte und arbeiten mußte. Das war ein großes Glück für mich. Aber kam ich abends nach Haus, wenn ich dann nur hinschleichen konnte — (Mit dem Kopf nach dem Schanktisch deutend.) Vielleicht liegt's an mir: weil ich über alles grübeln muß. Andere machen sich wenig oder nichts aus einer Sache, die mir das Leben vergällt, verhöhnen mich wohl gar, weil ich darin einen Haken finde, stark genug, sich daran aufzuhängen. Und im Verein reden sie über dergleichen Ehen, als wären sie im Himmel selber geschlossen. (Er wird wild erregt.) Da will ich oft aufspringen und aufschreien: „Wenn ihr's nicht fühlt, fragt eure Kinder, fragt mich. Ich werd's euch sagen: was daraus werden kann: Dirnen die Töchter, Trunkenbolde die Söhne! Ich weiß Bescheid damit. Ich bin selber solcher Sohn. Mich seht an, mich.

Martha (regt sich nicht).

Pause.

Karl: Darum geht's so nicht länger. (Stark:) Du mußt los von hier.

Martha (vor sich hin): Die Kette — Gefesselt an Händen und Füßen, angeschmiedet mit eiserner Kette.

Karl: Beide müßt ihr von hier fort. Ich sprach heute mit meinem Meister. Er hat mich gern, ich bin ein guter Arbeiter und werde in meinem Lohn aufgebessert. Es ist alles bedacht: Ihr kommt zu mir, ihr bleibt bei mir; Julie, bis sich ein tüchtiger Mann für sie findet, du — (mit neuer, ungestüm hervorbrechender Zärtlichkeit) bis sie dich von mir fort hinaus auf den Kirchhof tragen. (Immer weicher, wärmer, inniger:) Ich werde für dich arbeiten, und wenn ich für dich arbeiten darf, werde ich nicht mehr trinken, nicht einen Tropfen mehr! Denn bei jedem Tropfen werde ich denken: Dafür kannst du deiner Mutter etwas Gutes antun. (Glücklich mit leuchtenden Augen:)

Komm' ich dann abends von der Arbeit nach Hause, so finde ich dich auf mich warten. Und Sonntags, wenn wir zusammen spazieren gehen: hinaus vors Tor, aufs Feld, in den Wald hinein — (Ausbrechend:) Mutter, Mutter! (Pause.) Du freust dich ja gar nicht?

Martha (mühsam): Ich freue mich. (Leise, zitternd:) Er wird mich doch fortlassen?

Karl: Mutter!

Martha: Nicht auffahren, nicht gleich wild sein! (Flüsternd:) Du kennst ihn nicht. (Angstvoll:) Er wird mich gewiß fortlassen: ich gehe ja zu dir.

Karl (steht wie richtend vor ihr, streng und hart): Aber du fürchtest dich, zu mir zu gehen. Denn du hast keinen Willen mehr, denn ein anderer besitzt Gewalt über dich — solch ein anderer!

Martha (außer sich): Wenn du ihn kenntest — Er läßt mich nicht los; er läßt mich nicht los! (Voll höchster Verzweiflung:) Wär' ich denn sonst wohl noch hier?

Karl (tonlos): Du mußt also bleiben? (Feierlich:) Ehe du mir antwortest, bedenk es wohl. Ich frage dich nicht wieder.

Martha (schweigt).

Karl: Mutter! Mußt du bleiben, mußt du?! — Antworte! Ja oder nein?

Martha (schweigt).

Lange Pause.

Karl: Also — ja.

Martha: Liebster Sohn — (Sie will ihn umfassen.)

Karl: Laß mich. (Er wehrt sie kalt ab.)

Martha (tritt aufstöhnend von ihm zurück).

Karl (faßt einen furchtbaren Entschluß, sein Gesicht und sein ganzes Wesen drücken es aus; bleich und machtvoll für sich): Jetzt gibt's ein Unglück. (Pause.) Gute Nacht.

Martha (voll bebender Liebe): Bleibe noch! Es kommt heute doch niemand mehr. Ich schließe zu, und du — damit du nicht so von mir gehst — (Leise.) Sieh mich doch an. Ich habe keine Kraft mehr. Und es ist ja jetzt doch alles gleich — alles gleich, wie wir einmal geworden sind: elend und schlecht,

elend und schlecht. (Sich an ihn schmiegend:) Keine Kraft mehr; zu spät. Verloren — verdorben —

Karl (verstört vor sich hin): Zu spät! (Er löst sich von ihr.)

Die Tür wird von der Straße geöffnet.

Karl (mit sich kämpfend): Gäste.

Martha (hastig): Ich bringe gleich noch ein Licht. (Sie eilt rechts hinaus, in der Tür sich zurückwendend; leise, inbrünstig bittend:) Karl, Karl!

Karl (hat überlegt, wie er die Tat vollbringen will, geht seiner Mutter rasch nach).

Die Tür bleibt offen.

Assessor und Lehr (im dunkeln Anzug, kommen von der Straße herein.)

Zehnte Szene

Assessor. Lehr.

Lehr (kommt langsam und schwerfällig vor, bleibt stehen, blickt beklommen umher. Pause. Leise): Hier soll Martha wohnen —

Assessor (tritt zu ihm).

Lehr (flüsternd): Ein trübseliges Wohnen hier. Beinahe wie da, wo wir herkamen.

Assessor (gleichfalls mit unterdrückter Stimme): Wären Sie mir doch nur gefolgt und hätten mich zuerst allein hergehen lassen.

Lehr: Das konnt' ich nicht, unmöglich! Zwanzig Jahre warten und dann noch länger — und wär's nur eine Stunde — Die zwanzig Jahre hab' ich ertragen, die eine Stunde ertrüg' ich nicht.

Assessor (möglichst schonend): Sie dürfen nicht hoffen, Ihre Familie in Glück und Wohlstand wiederzufinden.

Lehr (ängstlich vorgehend): Darf ich nicht? Wenn ich an sie dachte, tat ich's immer nur hoffend. (Mit verklärtem Gesicht:) Ich hoffte für sie auf Sonnenschein. (Umherblickend, sehr leise:) Und jetzt soll ich nicht mehr hoffen dürfen?

Pause.

Assessor: Wir müssen irgend etwas bestellen.

Lehr (hastig): Nichts zu trinken für mich. (Leise, vertraulich:) Martha kann das Trinken nämlich nicht leiden.

Assessor: Setzen wir uns. Dort vorn scheint mir's am besten.

Lehr (geht nach links vorn): Ja, ja, in Dunkelheit.

Assessor: Ihre Frau wird Sie nicht wiedererkennen.

Lehr: Kommt sie? (Heftig zitternd:) Herr Assessor, ich fürchte mich so.

Assessor: Wenn Sie sich nicht zusammennehmen, kann ich Sie unmöglich hier allein lassen.

Lehr: Lassen Sie mich nicht allein! Bleiben Sie! Wenn Sie fortgehen — Ich stehe ja in der Welt wie ein kleines Kind. Ich muß ja erst wieder das Gehen lernen. Sehen Sie: so hilflos, so schwach. (Er fällt links vorn auf einen Stuhl.)

Assessor (tritt an den Tisch): Ich verlasse Sie nicht. Nach einer Stunde komme ich zurück und nehme Sie mit mir. So machten wir es ja aus.

Lehr (setzt sich): Und wohin soll ich mit Ihnen?

Assessor (setzt sich zu ihm): Fürs erste in meine Wohnung (Einen freudigen Ton anschlagend:) Vielleicht wollen Sie gar nicht wieder mit, sondern bleiben gleich hier.

Lehr (leise): Wenn ich doch tot für sie bin.

Assessor: Später überlegen wir alles. Sie wissen, daß Ihre Familie Sie — Was ist Ihnen?

Lehr (sieht nach rechts hinaus, wird von Entsetzen ergriffen, stammelt): Dort! Sehen Sie! Dort!

Assessor (springt auf): Ihre Frau?!

Lehr (weit vorgebeugt): Ja — nein! Ja — nein, nein.

Martha (kommt von rechts mit einem Licht).

Elfte Szene

Die Vorigen. Martha.

Martha (kommt langsam vor, will das Licht auf den Tisch stellen, an dem die beiden sitzen).

Assessor (der Lehr Marthas Anblick zu entziehen versucht): Wir wollen kein Licht.

Martha (stellt das Licht auf den Tisch dahinter, kommt vor an den Tisch, wo Lehr sitzt und räumt das für Karl aufgelegte Gedeck ab; dabei fällt ihr Blick auf Lehr, der sie starr ansieht; sie betrachtet ihn; Pause).

Assessor: Bringen Sie uns zu essen, ganz gleich, was.

Lehr (richtet sich wie emporgezogen, langsam in die Höhe, starrt Martha an).

Martha (will gehen, ihr Blick fällt auf Lehr, sie bleibt stehen).

Pause.

Assessor (mühsam): Wenn Sie uns bedienen möchten.

Martha (entfernt sich langsam, bleibt stehen, wendet sich nochmals um; legt die Hand an die Stirn; ein Bild scheint in ihr aufzusteigen und wieder zu versinken; sie geht ab).

Zwölfte Szene

Assessor. Lehr.

Assessor: War das Martha?

Lehr (ohne sich zu regen): Marthas Geist.

Assessor: Armer Lehr. Sie vergessen die lange Zeit.

Lehr (außer sich): Marthas Geist, sage ich Ihnen, nicht Martha selbst. Denn Martha — Wie können Sie glauben? Aber Sie kannten sie nicht. (Immer erregter:) Stellen Sie sich vor: jung, gut, schön, mit schimmerndem Haar, leuchtendem Blick. Und jetzt diese blasse elende Frau — Wie sie lachen konnte; so hell, so süß! Ach, und damals, als sie das weiße Kleid an hatte und unter dem Kranz das verklärte Gesicht — Glanz die ganze Gestalt. Und jetzt — dieser schwarze schwankende Schatten — Hätten Sie Martha gekannt, so voll Leben, Hoffnung, Glück. Und wie lieb sie mich hatte, wie sie an meinem Halse hing, mich küßte — mit so roten, lachenden Lippen! Und jetzt dieser stumme, welke Mund — (Ganz in Erinnerung verloren, als sähe er alles vor sich:) Gingen wir aus, Arm in Arm, plaudernd und scherzend, so blieben die Leute stehen, sahen uns nach: „Ist das ein hübsches lustiges Paar" — wahrhaftig, so sagten sie: ein lustiges Paar. Und dann: ich so und sie so — — Das ist ja nicht möglich! (Wie in Verzückung:) Hätten Sie Martha gekannt: als junge Mutter mit ihrem Erstgeborenen an der Brust, auf das rosige Gesichtchen herablächelnd, mit den kleinen Patschhändchen spielend. Und ein Jahr darauf: unser Stolz,

unser Sohn. Und sie für ihren Knaben aus Gold und Glanz die Zukunft webend. Und nun heute diese erloschenen Augen, dieser todmüde Leib — (Außer sich:) Marthas Geist war's, ein Gespenst aus dem Grabe — Schütze mich, Herr und Gott, da kommt es wieder. (Er sinkt dem Assessor in die Arme.)

Assessor (schüttelt ihn): Nehmen Sie Besinnung an! Sie verraten sich, töten die Frau.

Lehr: Verzeihen Sie; ich bin, ich — Ich will ruhig sein. Reden Sie mit ihr. Ich will ganz ruhig sein. Wenn ich ihre Stimme höre, vielleicht, daß ihre Stimme —

Assessor: Sie kommt.

Lehr: Ich will sie nicht ansehen. (Er setzt sich in die Nische, drückt sich gegen die Wand, legt beide Arme auf den Tisch, läßt den Kopf darauf sinken.)

Martha (bringt auf einem Brett die Speisen).

Dreizehnte Szene

Die Vorigen. Martha.

Martha (ohne Lehr anzusehen, setzt das Brett auf den Tisch, will sogleich wieder gehen).

Assessor (tritt ihr entgegen): Wie geht's Ihnen, Frau Lehr?

Martha (sieht ihn groß an, dann apathisch): Gut. Ich danke Ihnen. (Sie geht ab.)

Lehr (springt auf, taumelt vor; mit einem Jammerlaut): Martha! (Er bricht zusammen.)

Dritter Akt

Derselbe Raum.

Erste Szene

Thomas Lehr. Assessor.

Lehr (in der Nähe der vorderen Tür rechts zusammengebrochen auf einem Stuhl).

Assessor (neben ihm, über ihn gebeugt): Lehr, Lehr! Ihre Frau kann gleich wiederkommen.

Lehr (auffahrend): Martha!

Assessor: Sie müssen sich erholen. Kommen Sie mit mir hinaus.

Lehr (reißt sich in die Höhe): Gehen Sie! Lassen Sie mich allein, nur für eine Stunde. So haben wir's ja ausgemacht. Ich muß wissen, muß sehen — meine Kinder! Was aus meinen Kindern geworden. Ob auch sie — Gehen Sie! Es wird mir nicht das Herz brechen. Nun ich Martha wiedergesehen, so sie wiedergesehen. — — (Heftig:) Gehen Sie!

Assessor: Ich darf Sie nicht verlassen.

Lehr (gebieterisch): Ich will allein sein.

Assessor (entfernt sich).

Lehr (stöhnt auf, sinkt auf den Stuhl zurück).

Martha (kommt von rechts).

Zweite Szene

Lehr. Martha.

Martha: Fest eingeschlafen, der arme Junge. (Sie schließt die Tür, kommt vor, sieht Lehr.) Der noch da! (Sie nimmt das Licht, hält es in die Höhe, beleuchtet Lehr. Pause.) Ein unheimlicher Mensch. Gewiß betrunken. (Sie tritt mit einer Gebärde des Widerwillens zurück, stellt das Licht links vorn auf einen Tisch, so daß Lehr nicht beleuchtet ist.)

Julie (kommt von oben).

Dritte Szene

Die Vorigen. Julie.

Julie (in glückseliger Stimmung oben auf der Treppe): Mutter!

Martha: Was ging mit dir vor?

Julie: Ein Wunder. Ich muß ein ganz neues Gesicht haben. (Sie steigt herunter.)

Martha: Ein glückseliges —

Julie: Und wer ist glückselig? — Wie schlecht du raten kannst. Glückselig ist eine Braut. (Sie fällt Martha um den Hals.) Eines braven Mannes Braut, die eines braven Mannes Weib werden soll.

Martha: Herr Berger —

Julie (stolz): Mein Verlobter! Du glaubst mir nicht? Sag's nur. Du glaubst, er meint es nicht ehrlich? Habe ich doch selbst nichts anderes gedacht. Gott verzeih mir's! Aber er — von Anfang an hat er's ehrlich gemeint, sobald er mich sah. Denke doch: dieses Gesicht, gleich hat er's geliebt. Und ich glaubte ihm nicht. Vergehen hätt' ich mögen vor Jammer; aber — (Leise:) Und wenn es meine Seligkeit gegolten — nicht anrühren hätt' er mich dürfen.

Martha: Damit er dich soll hochhalten müssen.

Julie (nickt ihr ernsthaft zu): Seiner selbst willen. Es ist eben doch anders mit der Liebe, als ich dachte — wenn's die rechte Liebe ist. Du kannst keinen Mann lieben und sagen: da bin ich, da nimm mich, wenn's der rechte Mann ist. (Übermütig:) Und bei uns zweien kommen gerade die beiden Rechten zusammen.

Martha: Segen über euch. (Sie setzt sich.) Er sagte dir's gleich?

Julie (halb lachend): Eine Hälfte, die andere wollt' ich nicht hören; glaubt' ich ihm doch nicht einmal die erste. Verzweifelt war ich. Oben machten sie Musik dazu. Da packte mich's. Ein einzigmal auch glücklich sein, im Tanz mit ihm! Also ich fort. Aber er — auf der Treppe mich eingeholt, mich festgehalten an beiden Händen, als wollte er mich zerdrücken. „Du gehst nicht hinauf." Warum nicht? „Weil ich nicht will!" Wie er das sagte, und wie er mich dabei ansah: Ich will nicht! Als wär er mein Herrgott. Aber da ward ich wild, obgleich meine Seele zitterte vor glückseliger Furcht. Und er, mit einem Male ganz sanft: „Sollen wir unser Leben miteinander da oben anfangen, unter dem schlechten Volk? Damit wir uns zeitlebens darüber schämen müssen." Da mußte ich bitterlich weinen; und da — wie ein krankes Kind nahm er mich in seinen Arm; meinen Kopf an seine Brust gedrückt, sagte er mir's. (An Martha sich anschmiegend, leise, tief bewegt:) Sein Weib soll ich werden, Freud' und Leid mit ihm teilen, ihn lieben und ihm angehören, bis der Tod uns trennt. (Stockend:) Mit sich fortnehmen will er mich, zu seiner Mutter will er

mich bringen. (Sie wirft sich vor Martha nieder, mit leidenschaftlichster Innigkeit:) Jetzt weiß ich's — seitdem an mir das Wunder geschehen. Jetzt kenne ich dich! Du arme Dulderin! Wie hast du dich selbst mit Dornen gekrönt. Du wußtest ja nicht, was du tatest, als du — um unsertwillen! — dem schlechten Manne vertrautest. Du heilige Mutterliebe! So entweiht, so in den Staub getreten. Verzeih mir! Auch ich wußte nicht, was ich tat, als ich den Stein aufhob. Und ich warf ihn — auf dich! auf diesen ärmsten Leib, der mich mit Schmerzen geboren. (Leise:) O du Leidensreiche, wie dauerst du mich! (Sie preßt ihr Gesicht in Marthas Schoß.)

Pause.

Lehr (erhebt den Kopf, blickt verwirrt um sich, gewahrt die beiden, kommt zur Besinnung).

Martha (liebreich): Du gehst fort von mir.

Julie (hebt den Kopf): Denke nicht, er mißachte dich. Täte er das — aus wär's und vorbei. Ich frug ihn auf sein Gewissen und er (stolz) lügt nicht. (Leise:) Auch ihn dauerst du so. (Noch leiser, steht auf:) Aber zu seiner Mutter will er mich doch bringen, gleich morgen schon. (Wieder freudig:) Denke dir, seine Mutter war eine arme Taglöhnersfrau. Wie die stolz sein muß auf ihren prächtigen Sohn. Und stolz ist er auf seine armselige Mutter. Das merkt man gleich. (Auf und ab im Zimmer.) Von schlichten Feldarbeitern stammt mein Bräutigam ab. Und es dann so weit zu bringen. Das ist ein Mann.

Lehr (beobachtet die beiden in höchster Aufregung).

Martha: Ein wackrer Mann.

Julie: Kenn' ihn nur erst! Aber daß ich fort von dir soll, wo ich an dir gutzumachen habe, hundert- und tausendfach.

Martha (freundlich): Das Weib soll Vater und Mutter verlassen —

Pause.

Julie (mit niedergeschlagenen Augen): Ich mußte ihm natürlich alles sagen — einem solchen Mann!

Martha (steht auf): So weiß er — von deinem Vater —

Lehr (erhebt sich).

Julie: Ich dachte: Jetzt ist's vorbei. Jetzt kannst du deinen Brautkranz in alle vier Winde streuen. Aber sagen mußt du's ihm, heute noch, gleich. Mein Herz wollte fast brechen; aber (mit tiefem Atemzuge) gesagt habe ich's ihm.

Martha (stößt hervor): Und er —

Lehr (beugt sich weit vor).

Julie: Kreideweiß ward er im Gesicht, sprach kein Wort, kehrte sich ab. Mir ward schwarz vor den Augen.

Martha: Ach!

Julie: Immer noch schwieg er; aufschreien hätte ich mögen; doch dann — Aufjauchzen hätte ich mögen.

Martha: Gott sei gedankt.

Julie (glückstrahlend): Ich danke meinem Bräutigam. Mein Leben lang will ich's ihm danken.

Martha: Was sagte er?

Julie: Laß doch, Mutter.

Martha (heftig): Was sagte er über deinen Vater?

Julie (zaudernd): Gräßlich wär's. Aber so lange her. Er käme ja auch nie wieder, und wir hätten uns zum Glück von ihm losgesagt.

Martha (mit verhaltenem Jammer): Für diese und jene Welt.

Lehr (erstickt ein Stöhnen, sinkt zurück).

Julie (stark realistisch): Sonst freilich — denn einen solchen in der Familie zu haben — Auch so wär's wie ein Abgrund; aber seine Liebe schlüge eine Brücke darüber. (Wiederum glückselig:) Seine Liebe ist wie eines Engels Fittich, der mich trägt. Jetzt führt er mich aus der Stadt, weit fort von den Menschen, hinaus aufs Land in die Einsamkeit. Nur Felder ringsum. Hinter unserm Haus dunkler Kiefernwald, und nach vornheraus ein Garten. Dort bauen wir unser Gemüse, den köstlichsten Salat, Kohlköpfe, groß wie ein Ochsenkopf. Sogar Spargel! Und die Menge Himbeeren und Johannisbeeren. Das Obst kochen wir ein — mächtige Töpfe voll! Und Blumen und Bienen! Im Hof Enten, Hühner, Gänse. Die meisten verkaufen wir; aber jeden Sonntag haben wir Braten. Und erst zu Weihnachten, wenn geschlachtet wird! Da gibt's Arbeit! Arbeit jahraus, jahrein. Ich verstehe nichts davon, ich kann

nur albernen Putz machen; aber seine Mutter lehrt mich alles. Denn das ist eine Frau! Gustav sagt: meine Hände müssen ganz rauh werden. Wären sie's nur schon. (Sie betrachtet ihre Hände.) Pfui, so weiß und weich.

Martha: Seit zwanzig Jahren der erste glückliche Tag.

Julie: Kramer wird doch nicht kommen? (Sie umschlingt sie.) Geh mit mir in meine Kammer. Dort erzähl' ich dir noch — (lächelnd) von ihm. Und lege ich mich zu Bett, setzest du dich zu mir. Ich bin ein kleines Kind, morgen ist Weihnachten, und ich kann nicht einschlafen vor seliger Erwartung. Du mußt mich in Schlaf schwatzen. Erwach' ich dann morgen, finde ich den ganzen Himmel aufgebaut, mit Sonne, Mond und Sternen. (Sie tut einige Schritte, bleibt stehen; innig, traurig:) Könnte ich dir davon abgeben!

Beide (gehen links hinaus).

Pause.

Karl (kommt).

Vierte Szene

Lehr. Karl.

Karl (mit furchtbarer Entschlossenheit): Los muß sie von ihm. (Er verbirgt in seinem Kittel ein kurzstieliges Beil.)

Lehr (erhebt mit Anstrengung den Kopf, murmelt): Für diese und jene Welt —

Karl (bemerkt Lehr, geht auf ihn zu): Oho!

Lehr (ohne ihn anzusehen): Sie blieben lang, Herr Assessor. (Er erhebt sich.) Schnell fort, Herr Assessor.

Karl: Gedulden Sie sich noch etwas, alter Herr.

Lehr (verwirrt): Entschuldigen Sie gütigst. Ich glaubte, Sie wären —

Karl: Der Herr Assessor.

Lehr: Er brachte mich her.

Karl: In die Spelunke! Da hätte Ihr Freund Sie auch wo anders hinführen können.

Lehr: Er wollte mich wieder abholen.

Karl: Beruhigen Sie sich. Sie werden hier nicht gleich totgeschlagen.

Lehr (immer scheuer und ängstlicher): Er bleibt so lange aus.

Karl: Haben Sie's so eilig?

Lehr: Sehr eilig, junger Herr. Ich möchte gern fort von hier.

Karl (lacht): Das kann ich Ihnen nicht verdenken. Mir geht's gerade so. Ich muß aber auch auf jemand warten. (Er faßt nach dem Beil.)

Lehr: Würden Sie wohl gefälligst dem Herrn Assessor sagen —

Karl: Wollen Sie ohne ihn fort?

Lehr: Kann nicht länger bleiben. Unmöglich. (Sehr ängstlich:) Aber ich weiß nicht —

Karl: Ob Ihr Freund es Ihnen übel nimmt, daß Sie in dem Loche nicht länger aushielten?

Lehr (hilflos): Weiß nicht, wohin.

Karl: Wenn Sie es selbst nicht wissen, ich kann's Ihnen auch nicht sagen.

Lehr: Die große Stadt — alles anders geworden — so neu, ganz fremd. Die vielen Straßen, alle die Menschen — Solch Gewimmel, solch Wirrwarr.

Karl: Sie sind wohl nicht von hier?

Lehr: Bin das gar nicht gewöhnt, finde mich nirgends zurecht. Und überall hinzu können, überall hin —

Karl: Sie sind ein komischer alter Herr. Ist's Ihnen nicht unangenehm, so leiste ich Ihnen Gesellschaft, bis Ihr Freund Sie abholt. Denn der, auf den ich warten muß, kommt nicht so bald.

Lehr: Sehr gütig; danke verbindlichst. Dürfte ich Sie vielleicht fragen —

Karl: Nur zu.

Lehr: Entschuldigen Sie, junger Herr. Sind Sie vielleicht — (Er stockt.)

Karl: Bin ich wer oder wie oder was?

Lehr (mit schwerem Atem): Hier etwa zu Hause?

Karl: Und dabei schneiden Sie ein Gesicht, als wüßten Sie gern, ob ich Lust hätte, an den Galgen zu kommen? Ich hier zu Hause? Hol' mich der Henker! Ich bezahle hier mein Essen und Trinken so gut wie jeder andere. 's ist nichtswürdig genug, daß ich heut abend in diesem Mauerloch sitzen und

lauern muß. Aber ich kann nichts dafür. (Leidenschaftlich:) Bei meiner elenden Seele, ich kann nichts dafür.

Lehr (erschrocken): Entschuldigen Sie gütigst; es war nicht böse gemeint.

Karl: Miserable Wirtschaft! Keine Katz läßt sich sehen.

Lehr: Bitte, junger Herr, schimpfen Sie nicht. (Leise:) Die Frau ist hier nebenan und wenn die Sie hörte — Eine so gute Frau!

Karl: Dort geht's ins Nebenhaus.

Lehr: Die Frau ging vorhin da hinein.

Karl: Wohl nach hinten in die Kammer. (Er reißt sich das Halstuch ab.) Heiß, höllenheiß! (Er geht nach dem Schanktisch.)

Lehr (sieht ihm nach): Nicht hier zu Hause, der junge Herr. Ein Gast. Wartet hier auch auf jemand. Ein Fremder. (Er atmet tief auf.)

Karl (bringt Flasche und Gläser): Der dritte im Bunde! (Er stellt die Sachen auf den Tisch.) Und der ganze Kerl gleich gezahlt. (Er wirft Geld auf den Tisch.) Ich mag keinem Toten was schuldig bleiben. Munter, alter Herr! Heut abend traktier' ich Sie. Lustig gelebt ist selig gestorben.

Lehr (sehr unruhig): Muß fort. 's ist höchste Zeit. Sonst wird zugeschlossen.

Karl (hat sich gesetzt): Wo Sie wohnen?

Lehr: Bin's so gewöhnt. Immer zugeschlossen. Man ist so sicher, so ruhig. Gar kein Wirrwarr. Alles still, friedlich. (Er besinnt sich.) Die Welt ist zu groß; 's ist zu schwer, sich zurechtzufinden in der Welt. Besser, man bleibt, wo man ist; besser für uns und viel besser für andere. Ich sagte es den beiden Herren gleich: Meine Herren, lassen Sie mich bleiben.

Karl (schenkt ein): Aber die Herren ließen Sie nicht?

Lehr (traurig): Nein. Mußte fort. Ein großes Unglück für mich.

Karl: Hören Sie, alter Herr — Wie heißen Sie eigentlich?

Lehr: O ich — Am besten, man hätte gar keinen Namen; denn ein Name — 's ist schlimm mit solchen Namen, junger Herr, 's ist auch nur ein Wort, und doch — Ehre und Unehre haften daran, Glück und Unglück, Segen und Fluch. Besitzt man keinen Namen mehr, hat man das alles nicht mehr,

hat man überhaupt nichts mehr. Und das ist fast ebensogut, als wäre man tot und begraben.

Karl (in immer wilderer Stimmung): Mir scheint, die Bestie von Leben hat Sie tüchtig gezaust. Sehen ganz danach aus, als hätte die Bestie Sie gehörig in den Klauen gehabt. Konnten Sie denn nicht wieder beißen? Nein? Zähne zu stumpf? Dann freilich — Denn bei der Bestie heißt's: entweder, oder. Entweder du tust ihr, oder sie tut dir was: entweder du läßt dir alles von ihr gefallen, oder sie packt dich, zerfleischt dich, reißt dich in Stücke. Sie sollen leben, alter Herr! (Er trinkt ihm zu.)

Lehr (sanft): Sie sind noch jung. Wenn man jung ist, muß man glücklich sein.

Karl: Muß man? Fragen Sie die Bestie von menschlichem Leben, ob man muß? Sie wird Ihnen gleich die Krallen zeigen. Glücklich? Gleich wird die Bestie Sie packen: nieder mit dir, nieder! (Wild aufstampfend.) Glücklich willst du sein? Da hast du's, jetzt sei du's — glücklich! (Er lacht.)

Lehr: Ach, junger Herr.

Karl: Sie brauchen mich nicht zu bedauern. Ich bin nicht wie Sie. Ich habe scharfe Zähne, ich kann (er springt auf) auch umbringen.

Lehr (fährt zusammen): Ach!

Karl (setzt sich nieder): Angestoßen, ausgetrunken! 's ist eine hundsföttische Welt. Und keiner hat dich gefragt, ob du überhaupt hinein wolltest. Drin bist du und wieder heraus mußt du. Wie du das anfängst, ist deine Sache. Kein Gott schert sich drum. Höchstens der Teufel. Und drinnen ist's so erbärmlich, daß du deinem Schöpfer dankst, kommst du auf anständige Manier wieder heraus. Auf baldiges glückliches Herauskommen, alter Herr! — Sie müssen mir Bescheid geben.

Lehr: Bitte, nein. Mit Ihrer Erlaubnis, lieber nicht. Wenn ich auch Sie ersuchen dürfte —

Karl: Nicht zu trinken? Sie sind der komischste alte Herr unter der Sonne! Von der Bestie am ganzen Leibe malträtiert und tut kein Öl auf die Wunden. Ich mag nicht so geschunden umherlaufen. (Er trinkt.)

Lehr (lebhaft erregt): Was Sie da sagen vom Leben — So schlimm, wie Sie meinen, ist es wohl nicht, nicht nur so schlimm. Wenn man ein teures Weib hat, liebe Kinder, ehrliche Arbeit. Und ist gewiß noch viel anderes auf der Welt, viel Gutes und Schönes. Man muß nur daran glauben, (sehr eindringlich:) nur daran glauben wollen.

Karl: Man muß es nur haben, das Gute und Schöne im Leben, nur haben können. (In anderem Tone:) Wo sammelten Sie denn Ihre angenehmen Erfahrungen über die Bestie?

Lehr: Wo? (Er steht auf.)

Karl: Bleiben Sie ruhig sitzen. Der Herr Assessor kommt noch nicht. (Er drückt Lehr auf seinen Platz zurück.) Sie haben übrigens feine Bekanntschaften; solchen noblen Herrn möchte ich auch kennen lernen. Denn Ihr Assessor gehört doch wohl zu den menschenfreundlichen Seelen, welche diese gute und schöne Welt von Ungeziefer reinigen helfen? Marsch ins Zuchthaus mit dem Gesindel! Und sind die Halunken, welche den ehrlichen Leuten die reine Luft verderben, gar Räuber und Mörder — marsch aufs Schafott mit dem Scheusal, wenn sie es nicht „begnadigen" müssen: auf Lebenszeit hinters Gitter. Aber davon wissen diese gerechten Geister wohl nichts: nämlich, wie es vorkommen kann, daß das Leben selbst dir ein Messer oder Beil in die Faust drückt: Schlag zu! Du mußt zuschlagen! Ich, das Leben in eigener göttlicher Person, zwinge dich dazu. Also mußt du's tun und hast du's getan — dann auf das Schafott mit dir.

Lehr (totenbleich): Junger Herr —

Karl: Sie haben recht. Schmach und noch ärgeres, daß man so jung sein kann, wo der Mensch von Rechts wegen glücklich sein sollte, und solche gotteslästerliche, blutrünstige Reden zu führen vermag. Säße jetzt Ihr Herr Assessor hier, der ließe mich mir nichts dir nichts in ein Besserungshaus stecken, wartete er nicht lieber gleich für mich auf das schwarze Gerüst zwischen vier grauen Mauern. (Mit zuckenden Lippen:) Aber ich sage Ihnen: wenn es so weit mit mir kommt — ich bin nicht verantwortlich dafür.

Lehr (leidenschaftlich bewegt): Wir können nicht für uns stehen, ich weiß. Aber wir sollen bitten: „Führe uns nicht in Ver-

suchung." Bitten Sie, junger Herr! Wenn Sie einen teuren Vater haben, eine zärtliche Mutter, eine glückliche Braut, bitten Sie: „Führe uns nicht in Versuchung." Sehen Sie mein weißes Haar. Ein Mann, dem über diesem Gebete das Haar ergraute, fleht Sie an: bitten Sie, bitten Sie!

Karl (springt auf): Wer sind Sie? (Er geht auf die andere Seite.)

Lehr: Kein Mörder. Aber ein Mensch, der solche Stunden kennt, wie sie heute über Ihre arme junge Seele gekommen; nachtschwarz, mit flammenden Blitzen, heulendem Sturm. Von Gott und Welt verlassen lag ich und war wie ein Mensch in letzter Not und schrie den Himmel an: Getan hab ich's nicht; aber ich könnte es tun — jetzt könnte ich's tun. Herr, Herr, führe mich nicht in Versuchung.

Karl (halblaut): Ich frage Sie noch einmal, wer Sie sind, daß Sie so reden können?

Lehr: Nur ein Unglücklicher. Sie brauchen sich vor mir nicht zu fürchten. Aufstrecken darf ich meine Hände, rein von Missetat — was man ihnen freilich nicht hat glauben wollen. Eben darum weiß ich, wie es geschehen kann, wenn die Versuchung kommt. Und für Sie ist die Versuchung gekommen.

Karl (schweigt, blickt Lehr unverwandt an).

Lehr (in heiligem Eifer): Und eben darum müssen Sie jetzt bitten; denn so, wie Sie meinen, geht es eben doch nicht, alle Schuld von sich zu wälzen: ich bin dafür nicht verantwortlich. Das Leben hat mich so schlecht gemacht. Und das Leben kann mich noch schlechter machen: zum Schuft, zum Räuber, zum Totschläger. (In anderem Tone:) Ich kenne Sie nicht, ich weiß nicht, was Sie erlebten, daß Sie — so jung noch — so denken müssen. Ich kann Ihnen auch nicht sagen, was die Welt sonst noch ist außer einem Jammertal. (Als hätte er eine Vision:) Doch wohl ein weites fruchtbares Feld, darauf jedermann ackern, jedermann säen und ernten kann. Ich kenne allerdings weder Saat noch Ernte; aber mir waren die Hände wie gefesselt, daß ich sie nicht zu regen vermochte. Die ihren sind frei, sind jung und stark. Und mehr bedarf es nicht, um die Furche zu ziehen, das Korn zu streuen, die Frucht zu schneiden. Wenn dann das Leben Sie packt, zur Verzweiflung treibt, zu Sünde

und Schuld reißen will — wenn die Versuchung kommt — mit Ihren kräftigen tätigen Händen als Mensch und Christ Ihre Pflicht getan, und Sie haben die Prüfung bestanden. (Pause; leise und erschöpft:) Ach nein, junger Herr, ich kann es Ihnen auch nicht sagen.

Karl (stößt hervor): Und redeten Sie mit Engelszungen, Sie sollen mich nicht hindern.

Lehr (sieht ihn groß an): Ein Verbrechen zu begehen? (Einfach, still und traurig:) Ich kann Sie freilich nicht hindern. Es wäre ja eine gute Tat. Und so gnädig ist mir der Himmel nicht, mich ein einziges Mal in meinem Leben etwas Gutes vollbringen zu lassen. (Mit erschütterndem Ernst:) Nehmen Sie sich ein Beispiel an mir. Ich beging kein Verbrechen, und aus einem frischen, fröhlichen Menschenkinde ward ich der gebrochene welke Mann, den Sie vor sich sehen, ohne für jemand auf der Welt zum Glück und Segen geworden zu sein, nur zum Fluch und Verderben. Zum Fluch und Verderben für mein gutes Weib, für meine lieben Kinder, für mich selbst. (Pause.) Wie sollte es mir da wohl gelingen, Sie vor Verderben und Fluch zu bewahren?

Karl (mit gebrochenem Widerstand, außer sich): Sie taten es! (Er reißt aus seinem Kittel das Beil, wirft es hinter sich.) Jetzt lassen Sie mich! Ich bin — ich muß — Luft! Hinaus! Aber ich komme wieder. Sie dürfen nicht gehen. Ich muß Sie kennen lernen, Sie verehren dürfen, Ihnen danken können, denn: Sie bewahrten mich vor Fluch und Verderben. (Er sinkt an ihm nieder.) Wenn Sie wüßten — (Verzweifelt ausbrechend:) Ich habe ja keinen Vater gehabt, sonst wäre es mit mir niemals bis zu dieser Stunde gekommen. Denn meine Mutter — für meine Mutter wollt ich's ja tun!

Lehr (macht eine lebhafte Bewegung).

Karl: Lassen Sie mich, lassen Sie mich! Ich bin ja halb von Sinnen vor Jammer. (Er stürzt hinaus.)

Lehr (nach einer langen Pause tiefster Ergriffenheit): Also doch zu etwas nutz gewesen im Leben (Pause.) Ich will den Herrn Assessor draußen erwarten. (Er tut einige Schritte, bleibt stehen; leise:) Karl, Julie, lebt wohl — Martha, leb wohl. (Er will hinaus.)

Martha (tritt ihm von links entgegen).

Fünfte Szene

Lehr. Martha. Dann Kramers Stimme.

Martha (bleibt zwischen beiden Türen stehen): Es ist spät.

Pause.

Lehr (vermag nicht zu reden).

Martha: Gute Nacht, Herr.

Pause.

Lehr (kämpft mächtig mit sich, ohne Martha anzusehen).

Martha: Ich möchte schließen. (Pause.) Wünschen Sie noch etwas?

Lehr (mit heiserer Stimme): Nichts. Ich danke Ihnen — Der Herr Assessor hat doch alles richtig bezahlt? Ich wollte gerade gehen. Da kommen Sie. (Er tut schwankend einige Schritte auf sie zu.)

Martha (zurücktretend): Herr —

Lehr (stammelt): Ich will gehen — (Er will fort, die Kräfte verlassen ihn, er wankt, hält sich an einem Stuhl aufrecht.)

Martha (sieht ihn an): Sie sind nicht betrunken —

Lehr (verneint lebhaft).

Martha (voller Teilnahme): Sie sind krank.

Lehr (fällt stöhnend auf einen Stuhl).

Martha: Ich will einen Arzt rufen.

Lehr (ringt nach Worten): Keinen Arzt! Sie sind sehr gütig — Gleich wird mir besser sein. Ihre Güte tut mir so wohl. Gleich werde ich gehen können, Sie von mir befreien. Es tut mir sehr leid. Ich wollte Sie nicht erschrecken.

Martha (bringt Wasser): Trinken Sie.

Lehr (will das Glas nehmen, seine Hand zittert heftig).

Martha (sanft): Bleiben Sie ruhig. (Sie nimmt das Glas, führt es an seine Lippen.)

Lehr (trinkt, sieht Martha dabei an).

Martha: Wie fühlen Sie sich?

Lehr: In tiefster Seele gestärkt — wie neu geboren. Sie labten mich.

Martha: Sie leiden sehr.

Lehr: Bald gar nicht mehr. Sorgen Sie sich nicht. Sie erquickten mich.

Martha: Armer Herr. Sie fiebern doch nicht? (Sie will seine Hand nehmen.)

Lehr (faßt ihre Hand, drückt sie inbrünstig an seine Lippen).

Martha (heftig): Was soll das?

Lehr (demütig): Verzeihen Sie. Ich bin etwas schwach. Und Ihre Hand war so gütig. Ich bin das gar nicht gewöhnt. Es sollte Sie nicht beleidigen.

Martha: Sie weinen.

Lehr (ohne zu schluchzen): Wenn nach langer Zeit zum erstenmal ein liebreiches Wort — aus solchem Munde —

Martha (faßt ihn ins Auge): Sie sind unglücklich?

Lehr: Ich war's — lange Zeit! Von Gott ganz vergessen.

Martha (den Blick nicht von ihm wendend): Haben Sie keine Heimat?

Lehr (leise): Nicht mehr.

Martha: Keine Frau?

Lehr (stärker): Nicht mehr.

Martha: Auch keine Familie?

Lehr (verzweifelt): Alles nicht mehr.

Martha (beginnt ihn zu erkennen; es kommt über sie wie ein gewaltiges lähmendes Entsetzen; tonlos): Und Sie weinen — (Sie tritt einige Schritte vor.)

Lehr (trocknet seine Tränen): Gewiß nur vor Schwäche. Bedenken Sie doch: ganz ohne eine gütige Hand. Da kommen Sie, als ich gerade gehen wollte und — (Er begegnet ihren entsetzten Blicken.) Was sehen Sie an mir, als wäre ich rot von Blut.

Martha (weit vorgeneigt): Wem Sie gleichen —

Lehr (hastig, leidenschaftlich): Keinem, den Sie kennen, hoff ich. Was bilden Sie sich ein? — Mir ist wieder wohl! — Jeder gleicht irgend einem; und die Frauen sehen immer gleich in jedem — Bin wieder ganz kräftig. (Er rafft sich auf.) Nochmals Dank für Wasser und —

Martha (mit Entsetzen): Werden die Toten lebendig!

Lehr (lacht): Nicht vor dem Jüngsten Tag. Sie träumen, Frau! Ich kenne Sie nicht, habe Sie niemals gesehen — so wahr ich hoffe, selig zu werden.

Martha (macht eine Bewegung zu ihm hin).

Lehr: Was wollen Sie von mir? Lassen Sie mich!

Martha (grell aufschreiend): Thomas! (Sie wird bewußtlos.)

Lange Pause.

Lehr (starr nach ihr hinsehend, regungslos): Wenn sie tot wäre — der Schrecken sie getötet hätte, ich sie getötet —

Martha (kommt mit einem tiefen Seufzer zu sich).

Lehr (stürzt zu ihr): Martha! Martha! (Er kniet bei ihr, hält sie im Arm.)

Martha (halb betäubt, tonlos): Du bist's.

Lehr (zitternd): Ich bleibe nicht. Ängstige dich nicht. Ich kam gar nicht her, um zu bleiben. Nur sehen wollte ich dich. Und die Kinder. Ob ihr glücklich wäret.

Martha (belebt sich): Du mußt fort! Sie können jeden Augenblick kommen, und fänden sie dich —

Lehr (fährt in die Höhe): Um Gottes willen!

Martha (sich erhebend): Wenn sie dich mir wieder entrissen.

Lehr (tut einen leisen Ausruf).

Martha: Töten müßten sie mich! (Sie umschlingt ihn mit gewaltiger Liebe.) Denn nur im Tode laß ich dich wieder.

Lehr (schließt die Augen, seufzt auf wie im Traum).

Martha: Wie entkamst du ihnen? Du mußt dich verbergen, fliehen. Wohin gehen wir?

Lehr (wie oben): Wir —

Martha: Wir müssen ruhig sein, unseren ganzen Verstand zusammennehmen, sollen wir unseren ganzen Verstand nicht verlieren. Denn wenn sie dich fänden!

Lehr (öffnet die Augen, stammelt): Du gehst mit mir?

Martha (leidenschaftlich): So weit meine Füße mich tragen, wohin ich dir folgen kann, auf meinen Knien dir nachkriechen. O Mann, Mann, Mann!

Lehr: Gott!

Martha: Daß ich nur die Besinnung behalte, daß Glück mich nicht toll macht.

Lehr (weint und lacht).

Martha (immerfort ganz ohne Tränen): Auch die Kinder dürfen es nicht gleich erfahren. Man wird sie vernehmen, sie würden falsch schwören müssen. Unsere Kinder, deine Julie, dein Karl.

Lehr: Mein Sohn! Wo ist er? (Er setzt sich in tiefster Ermattung.)

Martha: Er liebt dich. Jetzt nur fort! Er wird glücklich sein. Hier bist du nicht sicher. (Sie tritt hinter ihn.)

Lehr (langsam): Ich bin nicht entflohen.

Martha (begreift nicht): Nicht —

Lehr (leise): Denn ich habe es ja nicht getan.

Martha: Ach, Mann, Mann!

Lehr: Aber sie glaubten mir nicht; mir glaubte keiner. Du warst die einzige.

Martha (erbebt, steht abgewendet): Ich —

Lehr: Und heute mußten sie mich freilassen.

Martha (starrt ihn an): Sie mußten?

Lehr (leise): Der Wilhelm hat es getan.

Martha (mit Entsetzen): Du bist —

Lehr: Was du stets von mir geglaubt hast — niemand als du.

Martha: Unschuldig! Und sie haben dich verurteilt. Unschuldig! Und sie haben uns auseinander gerissen, mir den Gatten, unseren Kindern den Vater genommen. Unschuldig! Und sie haben uns zu dem gemacht, was wir geworden sind. (Außer sich:) Komm, Thomas! Wir wollen zu ihnen. Wir wollen sie vor Gericht laden, sie alle, die dich schuldig befunden; wir wollen Anklage erheben — wir, wider sie. Vor sie hin wollen wir stellen, als Zeugen für die Missetat, die sie an uns begingen: unsere bleichen Gesichter, unsere zermalmten Herzen! Und was geben sie uns dafür wieder? Blickt her! Hier unser umsonst zum Himmel aufgewinselter Jammer, hier unsere in tausend Nächten vergebens verhauchten Seufzer, vergebens vergossenen Tränen; hier unsere verlorene Ehre, unsere halb zerrüttete Vernunft — der Leichnam unseres gemordeten Lebensglücks. Und was gebt ihr uns wieder?! Komm, komm! Vor ihren Augen wollen wir uns den Kopf an der Mauer zerstoßen, damit sie mit Augen sehen, was daraus werden kann. Unser Blut soll über sie hinspritzen. Gezeichnet mit dem Blute der Schuldlosen sollen sie vor ihren Richter treten, und die göttliche Barmherzigkeit selbst wird sie verdammen — zermalmen! (Sie steht gewaltig, hochaufgerichtet da.)

Lange Pause.

Lehr (geht zu ihr, ganz schlicht): Könntest du ihnen nicht vergeben?

Martha (machtvoll): Vergeben — Dann müßte ich kein Weib sein, nicht dein Weib. (Pause. Ein fürchterlicher Gedanke kommt ihr; tonlos, mit einer Gebärde höchster Verzweiflung:) Vergib mir!

Lehr: Dir, Martha?

Martha (steht vor ihm): Was soll ich tun? Ich kann deine Füße mit meinen Tränen baden und sie mit meinen Haaren trocknen; aber womit soll ich meine Missetat an deiner Seele sühnen? (Sie gleitet an ihm nieder.)

Lehr (sanft): Du liebst mich ja. (Er will sie aufrichten.)

Martha (bleibt in ihrer Stellung): Wie kann ich jene blinden Richter anklagen, wo ich selbst an deine Schuld glaubte.

Lehr: Auch du, Martha? (Pause.) Das muß hart für dich gewesen sein.

Martha: Ich hätte deine Schuld dem Himmel selber abgeleugnet; aber in meinem geheimsten Herzen glaubte ich daran. Ich hätte mir einen Weg zu deiner Zelle mit meinen Händen wühlen können; aber an deine Schuld glaubte ich.

Lehr: Arme Frau! (Pause.) So war ich darum tot für dich?

Martha: Nicht darum. Beim gekreuzigten Gottessohn: nicht darum. (Sie erhebt sich.)

Lehr (tieftraurig): Ach, Martha —

Martha (aufstöhnend): Aus Scham!

Lehr (sehr einfach): Warum mußtest du dich schämen? So schämen, daß du mich für dich und die Kinder tot sein ließest? Doch nur, weil du an meine Schuld glaubtest, du, meine Frau.

Martha: Gewiß auch darum; aber — Nicht jetzt, Thomas, wo ich dich eben erst wieder bekommen, um nie mehr von dir zu lassen. Nicht heute, mein Thomas, mein guter Thomas, mein heilig geliebter Mann, heute nichts als Glück für uns arme Unglückliche. Einen einzigen Tropfen auf unsere durstigen Lippen! Ach, Thomas, wenn ich nicht an deine Schuld geglaubt — mit Todesschmerz im Herzen, mit Leid ohne Ende, aber doch, glaubend — ich hätte mich und die Kinder ja eher auf faulem Stroh Hungers sterben lassen, als Brot zu nehmen von einer Hand, die sich nach mir nur ausstreckte, um mich dann —

Lehr (wie ein anderer Mensch): Wer tat dir was?

Martha (angstvoll): Thomas!

Lehr: Wer tat dir was?!

Martha: Ach, laß doch.

Lehr: Wer — wer?

Martha: Ich war so mutterseelenallein — da kam einer, und —

Lehr (aufspringend): Und tat dir was?! Der Schuft, der Schurke, der — Wo ist er? Ich will ihn — will ihn — (Er greift um sich.)

Martha (drückt ihn sanft nieder, steht hinter ihm): Thomas! Nicht so wild, Thomas! Nur das nicht. (Sie schmiegt sich an ihn.) Wärst du früher nicht manchmal so wild gewesen, in meinem geheimsten Herzen hätte ich gejubelt: unschuldig! und wenn der Himmel selber dich schuldig befunden. (Sie kniet vor ihm nieder, faßt seine Hand, streichelt sie.) Nicht wieder wild werden, mein Thomas, nie wieder.

Lehr (heiser flüsternd, seinen Kopf anschmiegend): Ein Schatten der verwichenen langen Nacht. Es war eine Nacht voller Träume, eine Nacht, in der es aus dem Boden meines Gefängnisses aufquoll: feucht, rot. Aber als die Finsternis gar kein Ende nahm, ganz ohne Schimmer blieb von Tag, da ward es auch in meiner Seele dunkel und dunkler, still und stiller, bis alles in mir war — schwarz, stumm.

Pause.

Martha (hält seine Hand, die sie streichelt, sagt dabei von Zeit zu Zeit leise beruhigend): Thomas, mein Thomas. (Als sähe sie erst jetzt seinen weißen Kopf.) O Gott, dein armer Kopf.

Lehr (entreißt sich seinem Brüten): Etwas silbern, Martha. (Zärtlich:) Dafür ist dein Haar immer noch goldig. (Er betrachtet sie staunend.) Du bist ja wieder jung geworden. (Er streichelt sie.)

Martha (lächelt; das Tuch ist gleich anfangs von ihrem Kopf geglitten; mit ihrem herrlichen, lichten, losen Haar erscheint sie jugendlich, von Glück verschönt und verklärt): Vielleicht leben auch wir noch einmal auf.

Lehr (lächelt): Ach ja, Martha. Vielleicht werden auch wir wieder glücklich. (Sie sehen sich glückselig an.)

Lange Pause.

Kramer (ruft oben, hinter der Tür): Martha!

Martha (aus ihrer Verzückung gerissen): Jesus! (Sie reißt sich empor.)

Lehr: Wer ruft dich?

Martha (mit erstickter Angst): Oben ist Tanzgesellschaft. Jemand wird etwas haben wollen.

Lehr: Man rief: Martha!

Kramer (wie vorher): Licht!

Martha (eilt hinauf, verriegelt die Tür).

Lehr: Warum riegelst du zu?

Martha: Ein Betrunkener. (Sie kommt zurück.) Thomas, geh jetzt, lieber Thomas.

Lehr: Was soll ich?

Martha (zitternd): Karl muß jeden Augenblick kommen.

Lehr: Er liebt mich; er wird glücklich sein. (Er steht und lächelt.)

Martha: Aber er darf dich nicht gleich sehen.

Lehr: Gleich, gleich!

Martha: Morgen — in einer Stunde — sobald ich's ihm gesagt habe. Ich muß ihn ja auf dich vorbereiten.

Gepolter oben, hinter der Tür auf der Treppe.

Lehr: Wenn er kommt, kann ich ja dort hinein.

Martha (in Todesangst): Mir fällt ein: heut abend ist er im Verein. Wir wollen ihm entgegengehen.

Lehr: Das ist schön. (Er sieht sie strahlend an.) Nur bei dir bleiben, immer bei dir bleiben. (Er hält sich an ihr fest.)

Martha: Immer, immer! Wir drei zusammen mit unserer Tochter! Sie schläft. Ich will sie wecken. Ich kann sie hier doch nicht zurücklassen. Dann gehen wir fort, noch diese Nacht, kommen gar nicht wieder — nie wieder.

Lehr (freudig): Leben im Sonnenschein.

Martha: Nur erst Julie wecken. Du gehst unterdessen hinaus. (Sie ist imstande, einen freudigen Ton anzuschlagen:) Nur jetzt für einige Augenblicke — ich muß ein paar Augenblicke allein sein und mich etwas beruhigen, sieh, wie ich zittere. Unser Karl erschrickt sonst zu sehr. Du gehst unterdessen hinaus.

Lehr: Und warte draußen auf dich! (Glückselig:) Ach, Martha — ich draußen auf dich wartend —

Kramer (wie vorher): Zum Teufel! (Er rüttelt an der Tür.)

Martha (umschlingt Lehr, flüstert): Nur der Betrunkene! Aber sprich leise. Hört er uns, will er mit Gewalt herein. (Sie lächelt.) So etwas geschieht jeden Tag.

Lehr: Arme verlassene Frau, schlimmer als Witwe.

Martha (heiser): Daran bin ich gewöhnt.

Lehr: Aber jetzt fangen wir ein neues Leben an, alles wird gut.

Martha (schmiegt sich an ihn): Alles! Mein Thomas — mein, mein — (Sie läßt ihn los.) Jetzt geh aber.

Gepolter.

Martha: Ich will gleich schließen.

Lehr (an der Tür): Du kommst doch bald?

Martha (heiter): In fünf Minuten: du wartest ja draußen. (Sie drängt ihn hinaus, sinkt halb bewußtlos gegen die Tür, streckt flehend die Arme aus, stammelt:) Gnädiger Gott, barmherziger Gott, gerechter Gott — geh nicht mit mir ins Gericht.

Kramer (wie vorher, wütend): Da soll doch gleich —

Martha (dreht die Lampe aus): Julie wecken und dann — fort, fort!

Kramer (wie vorher): Verfluchtes —

Martha (laut): Ich komme. (Sie geht hinauf und öffnet.)

Kramer (reißt die Tür auf, bleibt in ihr stehen).

So lange die Tür offen ist, hört man die Klänge eines Straußschen Walzers, Lachen und Lärmen. Hellster Mondschein auf der Straße.

Sechste Szene

Kramer. Martha.

Kramer (durchaus ein anderer Mensch als im zweiten Aufzug er ist wild, aufgeregt, aber nicht berauscht): Wer schloß zu?

Martha (ruhig): Ich.

Kramer: Schliefst du?

Martha: Nein.

Kramer: Hörtest du mich kommen?

Martha: Ja.

Kramer: Warum machtest du mir nicht augenblicklich auf?

Martha: Ich konnte nicht gleich.

Kramer: Und freutest dich, mich wie einen Narren warten zu lassen?

Pause.

Martha: Du wirst müde sein. (Sie geht und nimmt das Licht.)

Kramer (tritt ein, schließt die Tür, tritt sehr langsam vor).

Martha: Oder wünschest du eine Lampe?

Kramer (beachtet sie nicht): Wo ist Julie?

Martha: In ihrer Kammer.

Kramer: Und Berger?

Martha: Längst fort. Willst du nicht schlafen gehen?

Kramer (setzt sich links vorn): Warum kam das dumme Ding nicht zu Klemms — verliebt wie es ist?

Martha (schweigt).

Kramer: Gewiß ließest du sie nicht hinauf. Antworte.

Martha: Ich hätte sie nicht zurückhalten können.

Kramer: Du hast heute wieder einmal deinen tollen Tag. — Stelle das Licht hin!

Martha (gehorcht).

Kramer: Wird nichts aus der Sache, bekommst du's mit mir zu tun. (Er setzt sich.) Wir sind am Bankrott. Berger muß helfen.

Martha (wie sinnlos vor sich hin): Fort, fort!

Kramer: Was willst du?

Martha: Julie wecken.

Kramer: He?

Martha: Sie soll fort von hier.

Kramer: Bist du verrückt?

Martha (mit wilden Blicken): Ich kann's werden — wenn ich und Julie hier bleiben, diese eine Nacht noch, eine Stunde nur, so werd' ich's, verrückt! (Sie will in die Kammer.)

Kramer: Untersteh' dich!

Martha: Sie soll nicht sein, was ihre Mutter ist. Berger nimmt sie zur Frau.

Kramer: Berger die Julie zur Frau? — Daraus wird nichts. (Zynisch:) Dabei käme zu wenig heraus. Karriere soll die Julie machen. Karriere! (Er lacht.)

Martha (tut einen Ausruf).

Kramer: Die Tochter soll's bei einem anderen besser haben, als die Mutter bei mir.

Martha (ruft): Julie! Julie! (Sie will in die Kammer.)

Kramer (drohend): Ich will dir den Mund stopfen! (Er tritt ihr in den Weg.)

Martha (wie sinnlos vor sich hin): Ihr Vater soll sie retten — ihr Vater —

Kramer: Höre du —

Martha: Fort, fort! (Sie nimmt ein Tuch, will gehen.)

Kramer: Wohin?

Martha: Noch einmal aus.

Kramer: Gerade wenn ich nach Haus komme —

Martha (geht zur Tür.)

Kramer: Du bleibst.

Martha (will die Türen öffnen).

Kramer: Oder soll ich dich — (Er springt auf.)

Martha (für sich): Er darf ihn jetzt nicht sehen, darf nicht; denn sonst — (Sie schauert zusammen, tritt langsam von der Tür zurück.)

Pause.

Kramer (setzt sich nieder): Lauter junges hübsches Blut, da oben bei Klemms! Und alles zu haben. (Er betrachtet Martha.)

Martha (leise): Jage mich fort.

Mondschein im Zimmer.

Kramer: Hast du heute gehört: Berger hielt dich für meine Frau. (Er lacht.)

Martha (etwas lauter): Jage mich fort.

Kramer: Meine Frau! Ich mußte lachen.

Martha (verzweiflungsvoll flehend): Jage mich fort!

Von der Straße wird die Tür geöffnet.

Lehr (voll vom Monde beleuchtet, steckt den Kopf hinein, gewahrt die beiden, zieht sich hastig zurück, hält die Tür offen).

Siebente Szene

Die Vorigen. Lehr lauschend.

Kramer (leidenschaftlos, kalt, grausam): Ich erzählte Berger, wie ich dich auf den Hals bekam: aus Erbarmen; warum ich dich auf dem Hals behalten: aus Erbarmen.

Martha (steht in der Mitte des Raumes): Hättest du mich aus

Erbarmen wieder fortgejagt, ich hätte dir dafür aus Dankbarkeit die Füße geküßt.

Kramer (wie oben): Du steckteſt mit deiner Brut hübſch in der Patſche. Dabei ſo ſtolz. Das war ja ein Elend zum Steinerbarmen. Dabei ſo tugendhaft. Ein anderer hätte dich mit deinem Stolz und deiner Tugend umkommen laſſen.

Martha (wie in Ekſtaſe): Das wäre ſchön geweſen. (Sie ſchlägt die Hände über dem Kopf zuſammen, legt dieſen hinterrücks in die Hände hinein, ſchließt die Augen.)

Lehr (ſchiebt ſich herein, ſchleicht zum Schanktiſch, bleibt lauernd ſtehen).

Kramer: Und bei aller Schande und Not ſo himmelhoch über mir! Aber ich wollte dich unter mir haben — bis unter meine Füße und noch tiefer.

Martha (ohne ſich zu regen): Nicht tief genug, nicht bis ins Grab. Es wäre ja zu ſchön geweſen.

Kramer (ſteht auf): Da haſt du's in ſechs Worten, warum ich dich nicht wieder fortjagte; weil es für dich zu ſchön geweſen wäre! Auch für mich war's ſchön, dich unter mir feſtzuhalten — ſchnell verblüht, elend, jammervoll wie du warſt. Aber immer noch wollteſt du ſtolz ſein — jeden Tag von neuem. Das reizte mich jeden Tag von neuem. Das machte, daß du mir jeden Tag von neuem gefielſt, wie du mich deshalb auch haßteſt.

Martha (ohne ſich zu regen): Nicht ſo ſehr, wie mich ſelbſt.

Lehr (befindet ſich in einer furchtbaren Veränderung: ſeine Züge verzerren ſich, ſein Geſicht wird fahl, ſein Blick ſtier; er duckt ſich wie zu einem Sprunge).

Kramer (tritt Martha ganz nahe, raunt ihr zu): Und du haßteſt mich von der erſten Stunde an, wo ich dich hatte. Schlimm! Du verachteteſt mich. Noch ſchlimmer! Ich war für dich wie ein Wurm, wie eine Schlange — von der erſten Stunde an. Und ich wußte das.

Martha (öffnet die Augen, ſieht ihn ſtarr an, ſagt langſam und ruhig): Verführer! Verderber!

Lehr (greift taſtend, wie ſuchend an ſeinem Leibe herum).

Kramer: Todfeind, Teufel und ſo weiter und jener erbärmliche Mörder, Herr, Heiland, Gott! Und ich wußte das; und

weil ich das wußte, hielt ich dich fest, nicht durch Standesamt und Kirche — fester, viel fester: durch deine Schande.

Martha (läßt beide Arme sinken und schlaff herunterhängen; sie hat jede Hoffnung verloren und sich in ein letztes fürchterliches Geschick ergeben).

Lehr (schleicht mit rollenden Augen hinter dem Schanktisch vor).

Kramer: Mein bist du, mein bleibst du. (Plötzlich von Wut ergriffen:) Und wenn du so dastehst und mich anstierst — (Er hebt seine geballte Hand.)

Martha: Schlage mich tot.

Lehr (blickt wild umher, gewahrt zu seinen Füßen das Beil, ein Zittern durchläuft seinen Körper; er bückt sich rasch, reißt das Beil an sich, fährt mit beiden Armen durch die Luft).

Kramer (stößt hervor): Dirne! (Er will schlagen.)

Lehr (stößt einen unartikulierten Schrei aus, springt auf Kramer zu, führt mit dem Beil einen Hieb nach seinem Kopf).

Kramer (hat irgend einen Gegenstand ergriffen, mit dem er sich zu verteidigen sucht, so daß er Lehr gegenüber steht: er taumelt, fällt ohne einen Laut rücklings nieder).

Martha (gräßlich aufschreiend): Thomas! (Sie sinkt um.)

Lehr (läßt das Beil fallen, fängt die Sinkende auf, hält sie mit beiden Armen umschlungen).

Julie (halb entkleidet, ein Tuch übergeworfen, schlaftrunken hereintaumelnd).

Achte Szene

Die Vorigen. Julie.

Julie: Mutter! (Sie sieht den Toten, kreischt auf:) Mord! (Sie stürzt über den Raum, reißt die Tür auf.) Mord! (Sie stürzt ins Haus; wiederum ihr gellender Ruf:) Mord!

Die Musik bricht ab. Es gellt durch das ganze Haus. Wilde Stimmen, Lärm. Im Hause werden Fenster aufgerissen, Türen zugeschlagen. „Mord!" Es wird auf der Straße gerufen.

Lehr (steht unbeweglich, in seinen Armen die Besinnungslose haltend, von deren Gesicht er kein Auge wendet.)

Die Tanzgesellschaft drängt von rechts oben, von der Straße und vom Hof Volk herein. Verwirrung, Entsetzen; Lehr wird umringt.

Karl (bricht sich durch die Menge Bahn).

Neunte Szene

Die Vorigen. Die Tanzgesellschaft. Volk. Karl. Dann Assessor, zwei Gendarmen.

Karl: Wer ward hier gemordet? (Er sieht die Leiche.) Dieser! Dieser gemordet von jenem — (In Verzweiflung:) Laßt ihn fliehen, gebt ihn frei, rettet ihn! Er tat, was ich tun wollte, wovor er mich bewahrte. Hört mich! Erbarmt euch!

Das ganze Lokal ist voller Leute, draußen auf der Straße Kopf an Kopf gedrängt.

Karl (macht verzweifelte Versuche, zu Lehr hinzugelangen, der nur für seine Frau Augen hat).

Einige junge Leute (halten Karl zurück).

Lehr (soll ergriffen werden, sanft:) Zuerst sorgt für diese. (Er überläßt seine Frau Julien und anderen.)

Martha (wird im Hintergrund auf einen Stuhl niedergelassen).

Julie (kniet neben ihr).

Karl (aufschreiend): Mutter! (Er stürzt zu ihr, wirft sich bei ihr nieder.)

Assessor (kommt und ruft): Was ist geschehen? (Er dringt vor.)

Immerfort kommen Leute.

Lehr (ein vollständig verwandelter Mensch): Grade zur rechten Zeit, Herr Assessor! Sie können mich gleich wieder dahin bringen, woher wir heute gekommen.

Assessor (außer sich): Sie ein Mörder? Das ist unmöglich!

Lehr: Unmöglich? Sehen Sie dorthin, ob es unmöglich ist. (Hoch aufgerichtet, gewaltig:) Und dieses Mal — (schlägt sich mit beiden geballten Händen an die Brust) — schuldig, schuldig, schuldig! Eure unfehlbare Gerechtigkeit und der Himmel wissen wodurch.

Zwei Gendarmen (drängen sich durch die leidenschaftlich erregte Menge, treten neben Lehr).

Der Vorhang fällt.

Die neue Zeit

Trauerspiel in fünf Akten

Personen

Pastor Firle
Frau Pastor Firle
Johannes
Pastor Jansen
Frau Pastor Jansen
Küster Ole Bosch
Elke
Marik
Ahne Jürgens
Heine } Fischer
Knut }
von Haßlingen, ein Badegast
Eine junge Magd
Ein Urenkel von Ahne Jürgens
Leute von Holms
Fischer und ihre Frauen

Das Stück spielt auf einer kleinen deutschen Insel.

Anmerkung

Auf mittel- und süddeutschen Bühnen ist der Dialekt stark zu mildern, etwa nur mit einem Anklang des Plattdeutschen zu sprechen.

Erster Akt

Wohnzimmer in Pastor Firles Haus auf der Düne, mit weitem Blick über das Meer. In der Hinterwand drei dicht nebeneinander liegend Fenster, mit frischgewaschenen, stark gesteiften Mullgardinen und einem ansehnlichen „Tritt" davor. Im Hintergrunde, neben den Fenstern links, eine Tür, die sich nach dem hallenmäßigen, mit Ziegelsteinen belegten Flur zu öffnet; an diesen stößt die Küche. Links seitlich, ganz im Vordergrund aus dunkelm Eichenholz eine niedrige Treppe mit ziemlich breitem Podest, und massivem, schwerfälligem Geländer, zu einem Gange führend, der das altertümliche Pfarrhaus mit der Kirche verbindet. An der anderen Wand des Zimmers zwei Türen; ganz vorn liegt die Kammer der Eltern Firle, weiter hinten die Stube von Johannes. Die Einrichtung ist sehr einfach, aber wohnlich: blank gescheuerte Diele, dunkle, großgemusterte Tapete, Decke mit weißer, barocker Stukkatur. Gebräuntes Holzwerk umläuft mannshoch das Zimmer. Links in der Ecke ein mächtiger bunter Kachelofen mit Bank. Rechts hinten beim Fenster ein Flügel. Unter dem altväterischen Hausrat befinden sich: ein stark eingesessener Lehnstuhl, eine Schwarzwälderuhr, ein Pfeifenständer und ein Spinnrad. Stühle und das steife Kanapee, an der rechten Wand zwischen den Türen aufgestellt, haben einen Bezug von schwarzem Roßhaar. Vor dem Sofa gestickter, großblumiger Teppich; auf dem Sofa gestickte Kissen. Fußschemel, Schlummerrolle usw. gleichfalls gestickt. Vor den Fenstern einige blühende Blumenstöcke: Nelken, Goldlack und Reseda. An den Wänden Land- und Seekarten, Stiche Raffaelscher Madonnen in dunkeln Rahmen. Auf dem Nähtisch der Frau Pastorin beim Fenster eine alte Photographie von Johannes im Muschelrahmen. An der Seite eine Kommode, darauf unter verschiedenen bescheidenen Putzgegenständen die Bibel und ein Gesangbuch. Beim Fenster ein Barometer. Der Flur ist mit alten, buntbemalten Schränken und Truhen ausgestattet.

Rechts und links vom Schauspieler.

Erste Szene

Frau Pastor Firle und Marik in der Mitte des Zimmers, ziemlich weit vorn. Frau Pastor Firle und Marik (eine stattliche Vierzigerin, rauhe und barsche getreue Dienerin in Inseltracht), wickeln aus blühendem Heidekraut eine Girlande. Frau Firle ist eine frühzeitig ergraute milde und feine Dame mit zarten schönen Zügen in den fünfziger Jahren. Sie hat zuweilen etwas tief Gramvolles und Gedrücktes, von Entbehrung und

Entsagung redend; ihr ganz eigenartiges Wesen ist von reinster Güte und Klarheit; ihr Ton fällt niemals aus der schlichtesten Natürlichkeit heraus. Selbst in tragischen Momenten bleibt sie durchaus einfach; alle ihre Bewegungen sind leise, von einer scheuen, fast verschämten Grazie, als ob sie ihre Seele verstecken möchte.

Pastorin (unbeholfen wickelnd): Die Girlande wird gar nicht schön; so dicht und dick.

Marik (gutmütig, derb): Laten's man sien, Fru Pastern. Ik bring's olle Tüg schon sülben farig.

Pastorin (eifrig): Nein, nein, Marik. Denke doch! Für unseren Johannes zu seiner Heimkehr von da drüben her.

Marik (stolz): As Kannedate — mien Hänsken! (Sie bemüht sich, hochdeutsch zu sprechen:) Sie können mir ja zureichen, Frau Pastorin; indem Sie dann auch was dabei tun.

Pastorin (eifrig): Das muß ich. (Bekümmert:) Für das Wickeln bin ich doch zu ungeschickt. (Sie wechseln die Plätze.)

Marik: I wo denn, Fru Pastern! Blot en beten aus der Übung. Und wie sollten Sie die woll herkriegen auf unsrer entfamigten Sandbüchs', mit nichts drauf, as so 'n Gestrüppe! (Böse:) Keine Kuh frißt's! Indessen: wozu braucht unsereins Blumen? De läßt uns' leewe Herrgott vör anner Lüd wassen.

(Mit einem eigentümlich schrillen Ton, und einer krümmenden Bewegung des ganzen Körpers:) Ui je! (Sie wirft beide Arme über den Kopf.)

Pastorin: Es kann nicht allen Menschen so gut gehen.

Marik (lacht kurz und gellend auf): I bewahre, Fru Pastern. Wer verlangt denn so was Unverständiges? Die einen sitzen hübsch mollig im Gräunen, de annern hocken recht schön hart up Stein.

Pastorin (sehr schlicht): Wir sollen nicht murren.

Marik (trotzig): I wer murrt denn? De Fru Pastern gewiß nich. Und was der Herr Paster ist — vör den Mann is der niederträchtigste Dreck veel pläsierlicher, as dat nüdlichste Kartüffelfeld; indem ihn de leiwe Herrgott da reingesetzt hat. De Herr Paster täte ja woll mit sienen beiden geistlichen Beinen ampeln, wenn ihm einer aus purer christlicher Nächstenliebe 'rausziehen wollt! Denn so is hei, de Herr Paster.

Pastorin (leise): O Marik. (Sie steht auf, geht nach hinten.)

Marik (legt ihre Hand auf die Brust; pathetisch): O Fru Pastern! Drum segg ik ja: wotau brukt de Minsch Blaumen im Lewen? Sand, nichts as Sand! (Vorwurfsvoll:) Sie waren doch auch nicht immer so.

Pastorin (beunruhigt): Wie bin ich denn? Ich bin doch mit allem zufrieden.

Marik (grob): Eben drum! So wird man bei uns: nämlich dumm und dämlich, indem einem allens einerlei is. (Sie legt die Hände in den Schoß.) Als Sie jung waren, und as lütte lustige Kopmannsdochter da dröven saßen, an dem — wie heißt's oll Ding gleich?

Pastorin: Der Rhein, Marik, der grüne deutsche Rhein; (leise:) der liebe Rhein.

Marik (steht auf): Wo de Lüd all Dag Fleisch eten? (Sie erwartet mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit eine Antwort.)

Pastorin: Ein gesegnetes Land; lauter frohe Menschen! (Hastig:) Lauter fromme Menschen.

Marik (staunend): Äwer all Dag Fleisch! (Böse:) De können woll fromm sein, de! (Sie setzt sich wieder.) Dazumal haben Sie auch noch immer auf dem Klavizimbel gespielt.

Pastorin (kommt vor): Mein geliebtes Klavier.

Marik: Dann kriegten Sie aber Ihren Paster.

Pastorin: Nachdem wir in Hangen und Bangen aufeinander gewartet.

Marik (scharf): Und Sie Vater und Mutter verlassen, um Ihrem geistlichen Bräutigam anzuhangen.

Pastorin (sanft): Das soll das Weib.

Marik (wickelt heftig): Und als Sie Ihren Paster glücklich hatten, ließen Sie sich von ihm hersleppen in die oll Mergelkuhl up de Hungerpfarr. (Böse:) Un da sitten Sei nu!

Pastorin (gedrückt): Auf mich kommt's nicht an; aber mein Pastor — Solcher Mann, und dann solches Leben in der Einöde. (Pause.) Weißt du noch die Blumen, die ich vom Rhein mitbrachte, weil ich hier durchaus meinen Pfarrgarten haben wollte? (Sie hat sich gesetzt.)

Marik: Die Balsamien und Levkojen. Allsamt sind sie in

unserm Sand, bei unserm Wind und Nebel verdorben — akkurat wie die Menschen.

Pastorin: Wie meine lieben Kinder.

Marik (nickt heftig): Eins kam nach dem andern, und eins nach dem andern ging wieder fort unters Heidekraut.

Pastorin: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen.

Marik: Und Sie und der Herr Paster priesen den Namen des Herrn. Zumalen was der Herr Paster ist. (Böse:) Der Mann konnt ja woll gar nicht laut genug schrein.

Pastorin: Er hat eben den stärkeren Glauben. (Freudig:) Unseren Jüngsten behielten wir.

Marik: Unsen Kannedaten — mien Hänsken! Und die Bohnenlaube, die Sie jeden Sommer pflanzten, so lange unser Kannedate noch ein dummer Junge war; damit hei bi uns doch ok 'n bäten in Gräunen kunnt sitten.

Pastorin: Richtig, die Bohnenlaube! Und wie herrlich bei uns die Johannisbeeren gedeihen.

Marik: Vör unse rode Grütt! De is noch dat Beste am Lewen: unse rode Grütt. Mien Hänsken ward sei woll nich mehr smeken.

Pastorin (ganz erschrocken): Aber Marik! Es ist ja sein Leibgericht.

Marik (wichtig): Dazumalen, Fru Pastern. — Was ich sagen wollt'? Richtig, von oll Köster Boschen siene Elke. Schon als dummer Junge war mien Hänsken in Köster Boschen siene Elke verleiwt.

Pastorin (lächelt): Unser großer Johannes verliebt in die kleine hübsche Elke?

Marik (giftig): Wunderhübsch. Akkrat wie ihre Mutter Wieke was; mit Augen im Kopp, so blank und gierig.

Pastorin (ernst): Elke ist gut.

Marik (lacht schrill auf): O de! Wer sollte de woll schlecht bei uns machen? Einer von unse Fischerlümmels? De sünd vör de veel tau gemein. Zu der muß was Fein's kommen; akkrat wie zu ihrer Mutter Wieke.

Pastorin: O Marik, wie kannst du wohl —

Marik (steht auf, stellt sich vor die Pastorin hin, stemmt beide Arme

in die Seiten; im Tone tiefsten Gekränktseins): O Frau Pastorin, wie können Sie woll? (Sie setzt sich wieder.) Wat ik seggen wollt' — Nu unser Kannedate eine Pfarre kriegt, kann er sich bei uns ja gleich die Quarre holen. (Sie sieht im Flur den Küster stehen; voll süßer Freundlichkeit:) Je, uns' oll, leiwe Köster!

Küster Ole Bosch kommt vom Flur herein. Er ist ein alter, hagerer Mann in altmodischer Tracht, von stark verwahrlostem Äußern. Seine Haltung ist gebückt, seinen Kopf trägt er geneigt, als würde er von einer schweren, unsichtbaren Last niedergebeugt, was sich in seinem ganzen Wesen, in Gang und Bewegung ausdrückt. Er hat weiße buschige Brauen, kleine, trübe Augen, die plötzlich einen leidenschaftlichen, funkelnden Blick annehmen können. Wirres Haar, graue Bartstoppeln, fahle Gesichtsfarbe. Seine Sprechweise ist leise und bisweilen schulmeisterlich korrekt, sein ganzes Auftreten scheu und ängstlich, als gäbe er beständig scharf auf sich acht, um sich in einer Empfindung, die ihn vollständig beherrscht, nicht zu verraten. Kommt diese zum Ausbruch, so geschieht es mit elementarer Gewalt, den ganzen Menschen verwandelnd. Er bewegt häufig hastig und zuckend die Hände, reibt sie an seinem Körper, oder faßt einen Knopf, daran er dann dreht und zerrt. Sobald er von seiner Enkelin spricht, drückt er zärtlichste und zarteste Empfindung aus.

Zweite Szene

Die Vorigen. Der Küster.

Pastorin: Nun, Ole?

Küster (sieht unruhig umher): Wollte nur mal nachfragen, Frau Pastorin, meine kleine Elke ist wohl nicht hier?

Pastorin: Eure Enkelin muß jetzt in der Schule sein, Unterricht geben.

Küster (sieht wieder zu Boden): Eben nicht, Frau Pastorin. Schickte die Kinder schon am Morgen fort; mochte nicht Schule halten, konnte nicht; krank, Frau Pastorin, wie im Fieber.

Pastorin (gütig): Sie wird sich auf die Ankunft meines Sohnes freuen. (Sie steht auf.)

Marik (kichert boshaft): Denn das war ja ein Getu' und Gehabe! Ik möt mi man blot wunnern, dat sei mien Hänsken ärwers Water nich nachrennt is.

Küster (leise vor sich hin): Könnte die Sehnsucht aus Wellen Balken machen — (Er sieht auf.) Nämlich so ist sie, Frau Pa-

storin, immerfort Sehnsucht, schon von klein auf, immerfort mit der jungen Seele weit davon. Ich weiß auch nicht wohin.

Marik (lacht): Zu einem verwunschnen Prinzen, als verwunschne Prinzeß.

Pastorin (geht auf die andere Seite; leise und gedankenvoll vor sich hin): Ja, ja, die Sehnsucht — (Sie seufzt auf, steht unter einem Stiche der Madonna della Sistina, betrachtet sie unwillkürlich.)

Küster: Bei Ihrem Johannes war's grad so. Das hat er von seiner Mutter.

Pastorin (wendet sich wie erschrocken um): Wonach sollte ich mich wohl sehnen?

Marik (halblaut, heftig gestikulierend): I wo denn? Wonach woll?

Küster (tritt der Pastorin näher, leise): Zum Exempel: nach Frieden.

Pastorin (lächelt etwas mühsam): Ich sollte meinen, den hätt' ich hier genug.

Küster (noch leiser): Sehnsucht nach Frieden im Herzen; denn wer immerfort kämpfen muß —

Pastorin (fällt hastig ein): Allerdings kämpfe ich um Frieden; um Frieden in der Gemeinde, um Frieden zwischen meinem Mann und allen, die anders denken, als er. Jeder Mensch hat seine Mission.

Küster: Werden Sie die Ihre erfüllen?

Pastorin: In meinem engen Kreise, mit meinen schwachen Kräften — (Ablenkend.) Unterrichtet Eure Enkelin die Kinder jetzt besser?

Küster (eifrig): O ja, ja. Sie ist ja selbst noch ein Kind. Die Kinder lieben sie sehr. Wie sie aber auch mit ihnen spielt, ihnen Märchen erzählt, Liedchen vorsingt. — Wären bei uns die Leute nur reinlicher, daß meine kleine Elke sich nicht so ekeln müßt' vor dem Schmutz und Gestank.

Marik: Un wat sei sülben is — ümmer as ut'm Ei pellt, so bunt und blank.

Pastorin: Möge sie nur auch ihre Seele reinhalten.

Küster: Sonnenrein! (Sehr erregt:) Oder wenn Sie das meinen — weil sie mutterlos ist. Auch vaterlos. Und warum mutterlos —

Pastorin: Laßt Eure Tochter ruhen.

Küster (tonlos): In ihrem Grab an der Kirchhofsmauer.

Pastorin: Ach Ole —

Küster (leidenschaftlich): In ihrem unchristlichen Grab an der Kirchhofsmauer! (Er murmelt:) Eingescharrt wie ein krepierter Hund! (Fast drohend:) Sie wissen, wer sie hineingelegt hat.

Pastorin: Ihre Schuld. Wir sollen freilich nicht richten.

Küster (tritt dicht an sie heran, mit flammenden Augen): Aber wir tun es! (Nach einer Pause wieder mit seinem alten Wesen, im alten Tone:) Der Herr Pastor ist wohl nicht zu Hause?

Pastorin (mühsam): Drüben auf Holms.

Küster (demütig): Immer auf Gottes Wegen.

Marik (vor sich hin): Denn wat uns' Herr Paster is — de Mann! Ui je!

Küster: Ihr Johannes ist gewiß seines Vaters wahrer Sohn, gerade so stark im Glauben?

Pastorin (sehr einfach): Könnte er ihn sonst verkünden?

Küster (lauernd): Meinen Sie seines Vaters Glauben, oder den, welchen die neue Zeit lehrt?

Pastorin: Die neue Zeit?

Küster (leidenschaftlich schildernd): Die über die Welt hereingebrochen ist, brausend, verheerend, an der Achse der Welt rüttelnd, mit Trompeten und Posaunen zur Auferstehung rufend. Alle Menschen vernehmen es — nur wir nicht. Alle Menschen stehen auf — nur wir bleiben liegen auf unserer Klippe im Meer.

Pastorin: Warum bleiben wir liegen? Wir allein!

Küster (sieht sie an): Weil wir immer noch die alte Zeit bei uns haben; und die ist wie Todesschlaf.

Pastorin: Ach Ole, man wird uns mit Gewalt wecken.

Küster (auf der Treppe links): Dann — hüten Sie sich. (Er geht über die Treppe in die Kirche.)

Dritte Szene

Pastorin. Marik.

Marik (welche die ganze Zeit über eifrig gewickelt hat, wirft die Girlande hin, springt empört auf): De oll Heid!

Pastorin (bekümmert): Er war nicht immer so. Erst seitdem ihm das Unglück mit der Tochter geschehen —

Marik: De schlechte Kretur!

Pastorin (schüchtern): Sie hat den falschen Menschen aber doch sehr geliebt.

Marik: Verführen ließ sie sich. Und als die Schande geboren ward, die Mutter gleich ins Wasser hinein. Das kann jede. (Sie setzt sich wieder, wickelt weiter.)

Pastorin: Du redest ja wie eine —

Marik: Christin. Fragen Sei blot uns' Paster.

Pastorin (gedrückt und zugleich erregt): Er mußte wohl, weißt du, Marik. Er hätte gegen seine Pflicht gehandelt, wenn er der Selbstmörderin ein ehrliches Begräbnis gegeben. Aber seitdem ist der alte Mann so.

Marik: Wenn de Herr Paster ierst wüßt, wat de Köster seitdem is: ein alter Heide.

Pastorin (mit tiefem Schreck): Daran wäre mein Mann ja wohl schuld! — Das wollt ich nicht sagen; aber wüßte mein Pastor, daß der Küster kein guter Christ mehr ist — (Verwirrt:) Ich meine, kein Christ in meines Pastors Sinn. Denn Ole Bosch kann darum doch den Glauben haben.

Marik (schüttelt heftig den Kopf): O Fru Pastern, Fru Pastern! (Sie hält die fertige Girlande in die Höhe.) Da is's olle Gewickel. (Sie geht am Fenster vorbei.) Jansens von de Badeinsel!

Pastorin: Die!

Marik (sehr aufgeregt): Und Jansens rote Rieke mit einem Korb. Fru Pastern, mit 'n groten Korb! In den Korb is wat vör uns.

Pastorin: Von Jansens nehme ich nichts geschenkt.

Marik (ganz verblüfft): Nichts geschenkt von Paster Jansens up de Badeinsel?! De hebbens, un wi hebbens nich. Denn kiekens blot, Fru Pastern! Wat hei is — as wier de Pfarr up de Badeinsel ne richtige Mast, so rund un rand! Un wat sei is — akkrat as 'ne Gräfin.

Pastorin: Gut, daß mein Mann nicht hier ist; er hat so ganz andere Ansichten.

Marik: Ansichten hin, Ansichten her! Paster Jansens up de

Badeinsel hebben de säben fetten Käuh im Stall, un wi hebben blot eine magre. Dat is miene Ansicht! — Was sollen wir ihnen denn vorsetzen?

Pastorin: Was wir haben.

Marik (bissig): Gerökerten Fisch un rode Grütt. (Triumphierend:) Einen Kaffee mak ik! Aber erst muß ich mich eine reine Schürze vorbinden. Un Sei, Fru Pastern — wie seg'n Sei denn ut? Allwedder de oll Huw! Ich bringe Ihnen Ihre neue.

Pastorin (lächelt): Meine neue Haube ist ja doch schon längst altmodisch.

Marik (eigensinnig): Sei salln ok mal Staat maken.

Pastorin: Morgen für unsern Johannes.

Marik (wütend): I da sall doch glik — Rein schamen möt man sik! (Sie läuft in die Küche, schlägt die Tür hinter sich zu.)

Jansen, Frau Jansen und die junge Magd (gingen am Fenster vorüber, treten in den Flur, kommen herein).

Vierte Szene

Pastorin Firle. Pastor Jansen und Frau. Eine junge Magd, die draußen im Flur stehen bleibt.

Jansen (breit, behaglich; dabei weich und angenehm, durchaus liebenswürdig, weltfroh und weltklug; im Hereintreten): Ich habe schon gehört, Frau Kollega. Mein eifriger Herr Amtsbruder wiederum bei steinharter Werkeltagsarbeit unter dem Gesindel drüben auf Holms; indessen seine Martha für die Heimkehr des verlorenen Sohnes das Kalb schlachtet.

Frau Jansen (das angenehme Ebenbild ihres Mannes; jugendlich, hübsch, natürlich): Hoffentlich ein recht fettes. (Sie begrüßt die Pastorin herzlich.)

Pastorin (steif): Wie meinen Sie das mit dem „verlorenen Sohn" Herr Pastor?

Jansen (in bester Stimmung): Nicht böse, Frau Kollega. Aber sechs Jahre in unserem modernen Sodom und Gomorrha verbracht — Der Mensch wandelt heutzutage nicht ungestraft unter Menschen.

Pastorin (harmlos): Ist das jetzt anders als früher?

Jansen (freundlich): Anders, ganz anders. Ja, ja. (Er steht am Fenster, trommelt gegen die Scheiben.)

Frau Jansen (wichtig): Und dann die Verführung.

Pastorin (lächelt): Was hat damit unser Johannes zu tun? Ein Predigerssohn!

Jansen (nickt lächelnd): Der selber in den schwarzen Rock gesteckt wird, wie Vater, Großvater und Urgroßvater darin steckten — weil Vater, Großvater und Urgroßvater darin steckten. Mit Ihrer Erlaubnis — (Er zündet sich eine Zigarre an.)

Frau Jansen (die Schirm und Umhang abgelegt hat, gutmütig): Wenn der Rock seinen Mann nur nährt.

Pastorin (ernst): Nicht darum wird mein Sohn Prediger, sondern aus innerstem Herzensdrang, aus tiefster Überzeugung.

Jansen: O meinen Sie? Jawohl, jawohl. (Er tauscht mit seiner Frau einen Blick; beide lächeln.)

Pastorin: Sonst hätte er sicher eine andere Wahl getroffen.

Jansen (kühl): Umsatteln ist unbequem.

Pastorin (zeremoniell): Aber wollen Sie nicht Platz nehmen? (Sie geleitet Frau Jansen zum Sofa.)

Jansen (nimmt einen Stuhl): Nun, inzwischen hat Ihr Sohn das Leben kennengelernt.

Frau Jansen (setzt sich aufs Sofa; mit großer Freundlichkeit): Hoffentlich auch etwas genossen, der liebe junge Mann.

Pastorin (steht am Tisch): Bis jetzt mußte er studieren, nichts als studieren. Wie Sie wissen, konnten wir unserm Sohn nur wenig geben. Er hat's knapp gehabt.

Jansen (heiter): Seine Eltern knapper, am knappsten. Aber das macht Ihnen nichts.

Pastorin (lächelt): Gar nichts. (Sie setzt sich.)

Jansen: Dafür bringt Ihr Sohn Ihnen jetzt frische Luft ins Haus.

Pastorin (leise, freundlich): Lebensluft.

Jansen (pastorlich): Nun, nun, liebe Frau Kollega, es könnte auch Sturm werden.

Frau Jansen: Aber Rieke, was tust du denn auf dem Flur?

Die Magd (tritt knixend ein).

Frau Jansen (herzlich): Eine Kleinigkeit zur Feier der glück-

lichen Rückkehr Ihres hübschen Johannes: von unserm guten Wein, und etwas junges Geflügel. Sie haben hier ja rein gar nichts!

Jansen (steht auf, nimmt eine Weinflasche aus dem Korb): Ein Landsmann von Ihnen, blondlockig, leichtherzig. Er soll Ihnen fröhliche Gesellschaft leisten. (Er legt die Flasche zurück.)

Frau Jansen (faßt die Hand der Pastorin): Die tut Ihnen wahrhaftig not. (Zu der Magd:) Trage den Korb in die Küche zur Marik.

Die Magd (knixt und geht in die Küche).

Pastorin: Sie sind sehr gütig; aber mit Ihrer Erlaubnis — in der Gemeinde sind einige Schwerkranke, gerade die Ärmsten.

Jansen (lacht): Frau Kollega, Frau Kollega! (Er setzt sich.)

Frau Jansen (liebenswürdig): Wir hätten's uns denken können; nur nicht einen guten Bissen für sich selber behalten.

Pastorin (einfach): Wir sind zufrieden mit dem, was wir haben.

Jansen (pathetisch): Auf der elendesten Pfarre im Lande!

Pastorin: Einer muß hier doch auch Prediger sein.

Frau Jansen: Ach, Ihr Mann will ja nur nicht.

Jansen: Mein teurer Herr Amtsbruder ist in seinen Anschauungen bekanntlich etwas (mit großem Behagen) starr — starr.

Pastorin: Da es nun einmal seine Anschauungen sind.

Jansen (äußerst liebenswürdig): Aber beste Frau Kollega, man muß doch etwas mit der Zeit gehen.

Pastorin (sieht ihn erstaunt an): Auch in Glaubenssachen, Herr Pastor?

Jansen (noch liebenswürdiger): Seiner Zeit Konzessionen machen.

Frau Jansen (wichtig): Es ist doch nun einmal die Zeit der Aufklärung.

Jansen (nervös): Liebe Frau —

Frau Jansen (eifrig): Und Sie könnten es gewiß gerade so gut haben wie wir.

Pastorin (scharf): Um welchen Preis?

Jansen (zieht einen Brief aus seiner Rocktasche).

Frau Jansen: Was hast du da?

Jansen: O nur einen Brief, meine Liebe. (Er sieht die Pastorin an.)

Frau Jansen: Wahrscheinlich wünschen Sie und Ihr Mann es sich gar nicht besser?

Pastorin: Wenn wir darum erst „Konzessionen" machen müßten, gewiß nicht.

Jansen (spielt mit dem Briefe, lächelt): Der Preis ist durchaus nicht ein ruhiges Gewissen, werte Freundin.

Frau Jansen: Du machst mich ganz nervös mit dem Briefe!

Pastorin: Also machen Sie mit ruhigem Gewissen Konzessionen?

Jansen (ungemein freundlich): O ja! O ja — ja!

Pastorin (steht auf, geht zur Kommode, holt ein Tischtuch für den Kaffeetisch hervor).

Frau Jansen (hastig zu ihrem Manne): Warum gibst du ihr den Brief nicht, da sie so hochmütig tut?

Jansen (hat den Brief entfaltet, liest langsam, mit großem Behagen, halblaut): „Kürzlich lernte ich den Sohn des alten Firle kennen; der junge Mensch ist durch und durch Rationalist." (Er faltet den Brief zusammen, sehr heiter:) Rationalist, meine Liebe.

Frau Jansen (heftig): Sag's ihr doch!

Jansen (lächelt): Später, später.

Marik (bringt den Kaffee).

Fünfte Szene

Die Vorigen. Marik.

Pastorin (deckt den Tisch).

Marik (ihr bestes Hochdeutsch redend): Beehren Sie uns auch mal, Herr Paster und Frau Pastern? Wer freilich so mollig im Gräunen hockt — (Sie stellt den Kaffee auf den Tisch.)

Frau Jansen (zur Pastorin): Wir machen Umstände.

Marik: I woso denn? Wir haben's bloß nicht wie Sie; nich mal Sahne zum Kaffee. (Tendentiös:) So fett gibt's unsre Kuh nicht her.

Jansen (trat zum Pianino, öffnete es; zur Pastorin): Sie spielen doch fleißig? (Er greift einen Akkord.)

Pastorin (ausweichend): Mein Mann liebt nicht Musik — ausgenommen natürlich die geistliche.

Frau Jansen: Das ist aber ein wahrer Jammer! Sie sollen ja förmlich eine Virtuosin gewesen sein.

Jansen: Eine echte Künstlerin.

Pastorin (beunruhigt): Ich — — eine Künstlerin!

Jansen (geht behaglich trinkend und rauchend auf und ab): In Ihrer Jugend sollen Sie den sehnlichsten Wunsch gehabt haben, sich ganz der Musik zu widmen.

Pastorin: Mein Bräutigam wünschte es damals nicht. Es hätte sich für eine Predigersfrau auch gar nicht geschickt.

Frau Jansen: Nein, aber — — Wie selbstsüchtig! (Halblaut:) Noch dazu, wo Sie sich Ihres vortrefflichen Mannes wegen mit Ihrer ganzen Familie überworfen haben.

Pastorin (laut): Meine Familie versteht meinen Mann nicht.

Frau Jansen: Sie haben es gewiß noch immer nicht überwunden?

Jansen: Meine Liebe, unsere verehrte Freundin hat längst resigniert. Jawohl, ja, ja, längst resigniert. (Er sieht die Pastorin freundlich an.) Die Raffaels brachten natürlich Sie herüber?

Pastorin: Sie stammen von meinem Großvater her, der ein vorzüglicher Künstler gewesen.

Jansen (triumphiert): Sehen Sie, es steckt Ihnen eben im Blute.

Marik (die sich eifrig mit Frau Jansen unterhalten): Wat de oll'n Billers sünd — davor steht miene Fru Pastern ja woll tagtäglich, daß ich mir man bloß so wunnern muß.

Jansen: Sie lieben die Schönheit.

Pastorin (verlegen): Es sind ja doch Meisterwerke.

Jansen (behaglich): Sie brauchen sich Ihrer Begeisterung für die Kunst nicht zu schämen. Oder glauben Sie, weil Sie die Frau eines Geistlichen sind, noch dazu eines so stark- und strenggläubigen. (Er lächelt.)

Pastorin: Mein Mann — (Sie stockt, bricht ab.)

Jansen: Toleriert die Bilder Ihnen zu Liebe.

Elke (geht am Fenster vorüber).

Frau Jansen (braucht ihre Lorgnette): Ist das nicht die Enkelin Ihres Küsters?

Marik: Freilich is't de. Un wenn hüt mien Hänsken tau Hus kümmt — Denn mien Hänsken un Köster Boschen siene Elke — O Herr Paster und Fru Pastern — de beiden!

Frau Jansen: Wirklich? Dann sollten Sie sich doch etwas in acht nehmen, meine Liebe. Das junge Mädchen hat näm-

lich noch einen anderen Bewunderer; einer unserer Badegäste hat sie diesen Sommer sozusagen erfunden.

Marik: Ui je! (Sie schlägt die Hände überm Kopfe zusammen.)

Frau Jansen: Nicht, daß ich Böses gehört hätte —

Marik (murmelt): I bewahre! Wo so woll?

Frau Jansen: Denn daß der glückliche Entdecker dieser Inselblume — nebenbei durch und durch ein Kavalier — jeden Tag bei Wind und Wetter sich selbst hinüberrudert und an der „Aldermann-Düne" anlegt —

Marik (mit einem Ruck des ganzen Körpers): Da hinten!

Pastorin (sehr ernst): Sie haben recht; es wird üble Nachrede sein.

Frau Jansen (hastig und etwas verlegen): Nicht wahr? (Pause.) Länger dürfen wir Sie aber nicht stören. (Sie steht auf.)

Marik: Noch eine Tasse! Freilich, nich mal mit Sahne — (Sie holt Frau Jansens Sachen.)

Jansen (unruhig auf und ab): Hörten Sie auch schon von den Gerüchten?

Pastorin: Wir hören hier wenig — Gott sei Dank.

Jansen: Die Sache betrifft nämlich Ihre Insel. Aber die Spekulation ist gewagt, gewagt.

Frau Jansen (sich vor dem Spiegel den Hut zurecht rückend): Mein Mann meint das Projekt, auf Ihrer Insel gleichfalls ein Bad zu etablieren.

Marik (in höchster Erregung): Wi ok 'ne Badeinsel? — Fru Pastern, hebben Sei hürt? Wi ok 'ne Badeinsel! 'ne Badeinsel mit 'ner Menge fine Herrens un Damens, un 'ner Masse Geld, und all Dag Fleisch!

Frau Jansen (immerfort mit ihrer Toilette beschäftigt): Ihr Strand soll nämlich bedeutend besser sein als der unsere.

Marik (murmelt mit den heftigsten Gestikulationen): Siehste, wie du biste!

Jansen (ärgerlich): Was Unsinn ist! Ich habe ihn darauf hin heute genau untersucht.

Marik (wie oben): I kiek blot!

Jansen: Wahrscheinlich werden Sie Ihren Gatten beeinflussen, für die törichte Sache zu wirken?

Pastorin: Das tu' ich niemals und in keiner Sache.

Jansen (sichtlich erleichtert): Ich könnte Ihnen auch nicht dazu raten. Denn mit unserem blühenden eleganten Institute zu konkurrieren —

Frau Jansen: Wo sollen alle die Fremden herkommen, die Seebäder brauchen? Und Ihre guten Fischer haben ja sowieso kaum ihr tägliches Brot.

Marik (dumpf): Ihren täglichen Fisch —

Pastorin: Wenn es für unsre armen Leute wirklich von Vorteil ist, wird mein Mann die Angelegenheit sicher nach Kräften unterstützen.

Jansen (auffahrend): Dann — (Er bezwingt sich; mit größter Liebenswürdigkeit herzlich lachend:) Dann also Konkurrenten, Frau Kollega! (Er schüttelt ihr lachend die Hand.)

Frau Jansen (umarmt die Pastorin): Tausend Dank! Es war reizend! Bemühen Sie sich ja nicht.

Marik: O Fru Pastern — wi warden doch woll! (Fortwährend tief knixend:) Denn wenn wi ok alle Dag Fisch freten möten, un unse schöne Strand man blot entfamigter Dreck is — (Sie begleitet Jansens knixend hinaus.)

Pastorin (sehr erregt): Wie sagte er? „Konzessionen machen!" (Mit starkem Ausdruck:) Nein, solcher Mann dürfte nicht Geistlicher sein.

Elke (die schon früher in den Flur getreten, und beim Anblick der Fremden in die Küche geschlüpft war, kommt hastig herein).

Jansens Magd (verläßt nach ihr Küche und Haus).

Pastor Jansen, Frau Jansen und Marik (gehen am Fenster vorüber; Marik gestikuliert wieder heftig).

Sechste Szene

Pastorin. Elke, kleine, zarte Gestalt, blasses, liebliches Gesicht, mit reichem, lichtem Haar. Sie trägt das Inselkostüm: dunkler Rock mit breitem buntem Streifen über dem Saum, weite Schürze aus hellem Kattun, hinten mit breiten farbigen Bändern zusammengebunden, und den sogenannten „Helgoländerhut" aus grellfarbigem Kattun und der Kopfteil durch Pappe gesteift; am Hinterkopf wird der Stoff durch ein Stück Gummiband zusammengehalten, so daß derselbe in malerischen Falten über die Schultern fällt. Sie hat die Eigentümlichkeit, sich auf eine sehr

anmutige Weise ruhelos hin und her zu bewegen, und von ausgelassener Heiterkeit in jähen Übergang bis zur Schwermut nachdenklich zu werden.

Pastorin: Dein Großvater sucht dich.

Elke: Ich war nur — da draußen.

Pastorin (unwillkürlich): An der Aldermann-Düne?

Elke (stutzt): O da — (Hastig:) Was soll ich dort? 's ist dort noch einsamer als hier bei uns. Niemals ein Mensch, nur Möwen. Und die kann ich nicht ausstehen mit ihrem ewigen Jammergeschrei. Warum bleiben sie, fliegen nicht fort? In die Welt hinaus, in den Himmel hinauf. Und die Menge Seehunde an der Aldermann-Düne. Was die für Augen haben! Als ob sie gern Menschen wären, die dummen Tiere! (Sie lacht auf eigentümliche wohllautende Weise auf; leise und hell, kurz abbrechend.)

Pastorin: Du kommst also doch hin?

Elke (nimmt ihren Hut ab, unruhig im Zimmer hin und her): Ich komm überall hin. Man ist ja bei uns überall gleich am Ende: überall gleich das graue garstige Wasser. Und ich muß — (Sie seufzt, sieht vor sich hin, dann geht sie hastig auf die andere Seite.)

Pastorin: Was mußt du, du unruhiges kleines Geschöpf? Immer huschlig und ruschlig wie eine Eidechse.

Elke (lacht): Ich wollt', ich wär' eine! Den ganzen Tag läg' ich im weichen warmen Sand und funkelte und flimmerte. Kommt eine fette Fliege gebrummt — schwabb! Schmeckst du prächtig. Und will ein böser Bube mich fangen — (Sie jagt lachend durchs Zimmer.) Husch! Fort bin ich. (Halb singend:) Unters blühende Heidekraut, unters wehende Gras. Und den langen häßlichen Winter über immer schlafen — schlafen. (Sie bleibt stehen, schließt die Augen.)

Pastorin: Ja, so bist du! Wilder Wirbelwind, oder träg wie eine Auster.

Elke (altklug): Großvater sagt, das käme von der Sehnsucht.

Pastorin (aufgebracht): Wonach solch Kiekindiewelt sich wohl zu sehnen hat?

Elke (hebt mit einer feierlich-leidenschaftlichen Gebärde beide Arme auf): Glück!

Pastorin: Elke, Elke.

Elke (matt und tieftraurig): Ach, ich weiß ja auch nicht — (Fast heftig:) Wann kommt Johannes?

Pastorin: Morgen mit dem Dampfschiff. Das weißt du ja.

Elke: Wär' ich er, ich käm' überhaupt nicht wieder zurück; ich bliebe draußen in der Welt, in der herrlichen Welt.

Pastorin (die sich an ihren Nähtisch gesetzt hat): Was tätest du wohl dort, du kleine dumme Elke?

Elke: O ich — (Sie kauert sich auf den Tritt zu Füßen der Pastorin, lacht einige Augenblicke in sich hinein.) Ich wüßt' schon, was ich tät! Viel Geld müßt' ich haben, goldenes Geld! Ein Haus baut ich mir wie ein Garten. Und alle Blumen darin riesengroß, leuchtend — auch Wochentags trüg' ich schneeweiße Kleider und Apfelsinen äß ich, blutrote! Und jeder Gedanke müßte gleich Musik werden — (Pause.) Meine Mutter Wieke soll geradeso gewesen sein.

Pastorin (unruhig): Wie denn geradeso?

Elke: Immerfort hat sie gewartet. Und als mein Vater endlich kam, weither übers Meer, schön und fremd —

Pastorin (wird immer unruhiger, seufzt): Ach du, mit deiner krankhaften Verhimmelung alles Unbekannten!

Elke: Und als mein Vater wieder fortging, weithin übers Meer, da mußte meine Mutter Wieke meinem Vater nach ins Meer hinein. (Leidenschaftlich gespannt, heimlich angstvoll:) So war's doch?

Pastorin: Wie oft soll ich's dir erzählen? Dein Vater mußte plötzlich eine weite Reise antreten.

Elke (steht langsam auf): Warum nahm er meine Mutter nicht mit? (Sie starrt die Pastorin an.)

Pastorin (sieht weg): Liebes Kind —

Elke (leidenschaftlich): Warum nahm er sie nicht mit?

Pastorin (mit einer Arbeit beschäftigt): Er war bereits auf dem Schiffe; deine arme Mutter wollte ihn noch einmal sprechen, ruderte hinüber —

Elke (geheimnisvoll flüsternd): Auf den schwarzen Wogen, unter den schwarzen Wolken mutterseelenallein wie der einzige Mensch auf der Welt. Plötzlich hoch oben, tief unten ein Singen und Klingen —

Pastorin (steht auf, kommt vor): Das Boot schlug um im Sturm. Du hast dir deiner Mutter Tod zu einem Märchen gedichtet.

Elke (still vor sich hin): Das Meer wollte sie haben. (Mit einem tiefen, schmerzlichen Seufzer:) Wüßt ich nur, warum von allen einzig meine Mutter so allein liegen muß — ganz abseits, als gehörte sie gar nicht zu den andern.

Pastorin (feierlich): Auch deine Mutter ruht unter dem Himmel.

Elke: Es war freilich ihr Lieblingsplatz. Großvater bat den Herrn Pastor, sie dort begraben zu dürfen. Der Herr Pastor hat's zuerst nicht erlauben wollen — Großvater sagt, es sei sehr gütig vom Herrn Pastor gewesen.

Pastorin (tief erregt): O Kind!

Elke: Immerzu muß ich dran denken. (Sie entreißt sich ihrem Brüten.) Aber ist erst Johannes da — (Sie nimmt sein Bild vom Nähtisch, tanzt damit im Zimmer herum.) Du Lieber, Schöner!

Pastorin (nimmt ihr heftig das Bild fort): Du Guter, Reiner! Und wenn mein guter Sohn hört, daß du heimlich zur Aldermann-Düne gehst —

Elke (leidenschaftlich): Was kann ich dafür? Ich wartete auf ihn, und der andere kam.

Pastorin: Der Unbekannte!

Elke (schwärmend): Übers Meer kam er zu mir wie mein Vater zu meiner Mutter gekommen.

Pastorin: So wurdest du auch wie —

Elke (mit weit offenen, verwunderten Augen): Wie wer?

Pastorin (faßt sich): Wenn du schlecht werden könntest!

Elke (vollkommen kindlich): Schlecht?

Pastorin: Aber noch bist du gut. (Sie will sie an sich ziehen.)

Elke (sieht hinaus): Der Herr Pastor! (Sie macht sich von der Pastorin los.)

Pastorin: Vor dem läufst du fort?

Elke (mit ihrem leisen melodiösen Lachen): Die Eidechse! (Sie singt:) Unters blühende Heidekraut, unters wehende Gras. (Sie läuft über die Treppe in die Kirche.)

Pastor (geht draußen am Fenster vorüber und tritt ein).

Siebente Szene

Pastorin. Pastor, alter, ehrwürdiger Herr, mit langem weißem Haar, stark gebräuntem und durchfurchtem Gesicht, ernsten, strengen Zügen, die weich und milde werden, sobald er in herzliche Beziehung zu seinem Sohne tritt. Er verklärt und verjüngt sich dann förmlich. Wesen und Sprache, für gewöhnlich äußerst schlicht, fast kindlich, kann schroff bis zur Härte sein, darf jedoch niemals, auch nicht für einen Moment, pathetisch oder gar salbungsvoll werden. Seine Kleidung besteht in hohen Wasserstiefeln, altmodischer Weste und langem, stark abgetragenem Priesterrock. Er trägt einen ungestärkten, breit umgeschlagenen Hemdkragen mit blendend weißer Binde und einen schwarzen weichen Hut.

Pastor (in der Tür, sehr erregt): Liebe Katharina, der Dampfer landet bei uns morgen so gegen Nachmittag. (Er legt ein kleines Paket auf den Tisch.)

Pastorin (geht ihm entgegen, nimmt ihm Hut und Stock ab; lächelnd): Wie seit dreißig Jahren jeden Sonnabend während des Sommers.

Pastor (trocknet sich mit einem blauen Taschentuch die Stirn): Gib acht, morgen hat das Schiff sicher Verspätung.

Pastorin: Das hat es ja gewöhnlich.

Pastor: Wie steht wohl der Barometer? (Er geht hastig zum Fenster, sieht nach; sehr niedergeschlagen:) Wieder gesunken! Dann hat das Schiff morgen ungewöhnliche Verspätung, liebe Katharina. (Er kommt vor.)

Pastorin (mit heimlichem, feinem Humor): Aber Vater! Ich kenne dich ja gar nicht wieder. Die Verspätung solltest du doch dem Himmel überlassen.

Pastor: Es ist allerdings sündhaft; indessen —

Pastorin (ablenkend): Fandest du diesmal auf Holms die Lage der Gemeinde besser?

Pastor (wie verwandelt): Sie würde besser sein, wären die Leute gottesfürchtiger und besuchten sie regelmäßiger die Kirche.

Pastorin (schüchtern): Es ist so weit herüber.

Pastor: Weit zu Gott?

Pastorin (mit unveränderlicher, höchster Schlichtheit): Der ist dem Menschen überall nahe, zumal dem Unglücklichen.

Pastor: Er will in seinem Hause aufgesucht sein!

Pastorin: Sie kämen gewiß jeden Sonntag gern zur Predigt, wären sie weniger —

Pastor: Dumpf und stumpf. Wie sie sind, kommen sie nicht gern. (Kleine Pause; leise, schmerzlich:) Zu mir kommen sie nicht gern.

Pastorin (mit innigstem Ausdruck): Lieber Gotthold — (Sie legt leise die Hand auf seinen Arm.)

Pastor: Ich bin ihnen zu scharf. Ich rüttle ihre schlaffen Seelen zu sehr auf aus ihren Sünden. Das ist ihnen unbequem.

Pastorin: Müssen es denn immer Sünder sein?

Pastor (mahnend): Liebe Katharina!

Pastorin: Vielleicht sind sie weniger sündhaft als elend, und bedürfen mehr des Trostes als der Mahnung, der Liebe mehr als der Lehre.

Pastor: Zuerst die Lehre.

Pastorin: Nein, bester Mann, nein.

Pastor (stark): Zuerst die Lehre! (Pause.) Hast du vielleicht zufällig etwas Weizenmehl im Hause, liebe Katharina?

Pastorin: Ich ließ aus der Stadt einige Metzen kommen.

Pastor: Gewiß um für deinen Jungen Kuchen zu backen?

Pastorin (nickt glückselig): Butterbretzel und Napfkuchen.

Pastor: Und du freust dich seit langem darauf?

Pastorin (leise): Ich hab's von anderem abgespart. Aber ich will einen Teil davon nach Holms schicken.

Pastor (wiederum scharf): Einen Teil? Die Not drüben ist groß.

Pastorin: So schicke ich das Ganze.

Pastor (streng): Freudigen Herzens?

Pastorin: Ja, lieber Mann.

Pastor: Sonst hätte dein Opfer auch keinen Wert. (Er geht zur Landkarte.) Komm doch einmal her, liebe Katharina.

Pastorin (tritt zu ihm).

Pastor: Wo ist jetzt unser Junge? Da ist jetzt unser Junge! (Er zeigt auf die Landkarte, lacht herzlich.)

Pastorin (glückselig): Schon so nahe!

Pastor (eifrig): Natürlich bekommt er unsere Schlafstube. Was meinst du, liebe Katharina: eigentlich könnten wir ihm den Teppich hineinlegen und einige von deinen hübschen Stickereien.

Pastorin: Kannst du nur für deinen Jungen sorgen.

Pastor: Und den Großvaterstuhl! (Strahlend:) Dann wohnt er aber auch wie ein Prinz. Was habe ich hier? (Er zeigt auf das Paket auf dem Tisch.)

Pastorin: Tabak!

Pastor (immer vergnügter): Feinsten Varinas, Portorico, Melange Nummer 1. Die Hälfte davon lege ich zu deinem Mehl. Könnte man aus Tabak Brot backen, schickte ich natürlich das Ganze hinüber. Der Varinas soll unserem Jungen schmecken.

Pastorin: Ach Vater, ich fürchte, die jungen Herren von heute rauchen Zigarren.

Pastor: Ein Theologe Zigarren! Unser Junge raucht Pfeife.

Pastorin: Des Jungen wegen so lange auf deinen größten Genuß zu verzichten.

Pastor: Mache doch kein Wesens daraus. Das starke Rauchen bekam mir gar nicht. Übrigens sollte man nicht glauben, wie solche unnütze und ungesunde Liebhaberei ins Geld laufen kann. Ich hab's genau ausgerechnet: für das, was mein Tabak gekostet hätte, konnte unser Junge die ganze Zeit über einen Freitisch weniger annehmen. Ich versichere dich, liebe Katharina, jede Pfeife, die ich in den letzten sechs Jahren nicht dampfte, hat mir geradezu köstlich geschmeckt.

Marik (kommt ungestüm von rechts).

Achte Szene

Die Vorigen. Marik.

Marik (wild empört): Weiten Sei, Fru Pastern, worüm de mit ehre rote Rieke un den groten Korb bi uns anrückten?

Pastorin (winkt ihr heimlich): Ach, laß doch.

Marik: Dat Mul schmeeren wollten sei uns — Je, de Herr Paster!

Pastor: Was hast du nur, liebe Marik?

Marik: O nichts nich, Herr Paster; bloß gebost hab ich mir, indem man uns ja woll von unse schöne Badeinsel will runner schubsen.

Pastor: Badeinsel?

Pastorin: Jansens waren da. Später erzähle ich dir —

Marik (heimlich zur Pastorin): Den Brief hätt er reinweg vergessen. Es stünd was von uns'n Kandedaten drin. Ik kann schrewen Schrift blot nich lesen.

Pastorin (nimmt hastig den Brief).

Marik (zornig): Und de olln Neidhammels hebb ik mien Hänsken uns'n finen Hamburger Kaffee wegsupen laten! (Ganz zerknirscht:) O Herr Paster un Fru Pastern, ich bin ja woll eine völlig sündhafte Kretur!

Pastorin: Beruhige dich nur. (Sie liest heimlich den Brief.)

Marik (triumphierend): Sahne kriegten sei nich. Das beruhigt mir höllschen, Fru Pastern. (Sie lacht laut auf, dann zornig:) Na täuw! Ji sallt mi wedder kamen. (Sie geht in die Küche.)

Neunte Szene

Pastor. Pastorin.

Pastor: Einmal will ich's mir noch auf meinem alten Freunde bequem machen. (Er setzt sich behaglich in den Lehnstuhl.)

Pastorin (liest mit angehaltenen Atem): „Durch und durch Rationalist —" Ach! (Sie verbirgt den Brief.)

Pastor: Obgleich ich auf dem Sofa entschieden viel behaglicher bin — Was seufzest du so, liebe Katharina?

Pastorin (verbirgt den Brief, geht langsam zu ihm): Ich dachte an unseren Jungen. Wir werden ihn gar nicht mehr verstehen.

Pastor (ganz verwundert): Wir unseren Jungen gar nicht mehr verstehen?

Pastorin (vergebens bemüht, ihre Aufregung zu bemeistern): Denn wir wissen gar nicht, wie die heutige Jugend denkt und fühlt.

Pastor: Aber liebe Katharina —

Pastorin: In den letzten Jahren hieltest du nicht einmal eine Zeitung.

Pastor: Als wüßten wir nicht auch ohne Zeitung, daß der alte Herrgott noch lebt.

Pastorin (tritt ihm näher): Du bist also vollkommen ruhig?

Pastor: Daß wir zwei Alten den Jungen nicht mehr verstehen sollten? Ja, meine liebe Katharina, darüber bin ich allerdings vollkommen ruhig. (Er lacht.)

Pastorin: Wäre er in der langen Zeit wenigstens ein einziges Mal bei uns gewesen, damit wir doch hätten sehen können —

Pastor: Daß er ganz und gar der alte geblieben?

Pastorin: Freilich, die weite teure Reise. Und in der Gemeinde war auch immer zu geben. (Dicht neben ihm:) Ich sorge mich, bester Mann.

Pastor (steht auf): Könntest du deine Sorge nicht einem Höheren überlassen?

Pastorin (erregt): Die Sorge um mein eigen Fleisch und Blut muß ich selbst auf mich nehmen. — Ach, Gotthold!

Pastor (hart abwehrend): Wärst du von jeher stärker im Glauben gewesen, wärst du jetzt stark im Vertrauen.

Pastorin (schmiegt sich an ihn): In einem bin ich gewiß nicht schwach.

Pastor: In einem?

Pastorin (sehr leise): In der Liebe. (Sie umschlingt ihn.)

Pastor: Zuerst erstarke im Glauben. (Er löst sich von ihr.)

Elke (eilt draußen am Fenster vorüber).

Zehnte Szene

Die Vorigen. Elke. Marik.

Elke (im Flur draußen rufend): Johannes ist da! (Sie reißt die Flurtür auf.) Johannes ist da! Er kam im Postboot von der Badeinsel herüber. Ich sah ihn zuerst! (Sie läuft fort, ruft:) Johannes! Johannes!

Marik (stürzt mit einem Ausruf höchsten Entzückens aus der Küche und draußen am Fenster vorüber).

Pastor (aufgeregt hin und her): Wo habe ich denn nur — Liebe Katharina, ich suche meinen Hut — Und die Girlande hängt auch noch nicht! — Ich will doch wenigstens den Großvaterstuhl — — Da ist er! (Er wollte den Stuhl hinaustragen, sieht dabei aus dem Fenster, läßt den Stuhl mitten im Zimmer stehen, läuft hinaus.)

Elfte Szene

Pastorin allein.

Pastorin (in inbrünstigem Flehen): Herr! Fremd geworden kehrt mein Sohn heim in seiner Eltern Haus — Und käme er zu-

rück an Leib und Seele entstellt und verwandelt — das Mutterauge würde ihn in dunkler Nacht wiedererkennen. Aber das Vaterherz — Herr, Herr, laß meinen Sohn im Elternhause auch vom Vaterherzen erkannt werden, von deinem und — (sie wendet sich zum Fenster) seinem.

Johannes (eilt herein).

Zwölfte Szene

Pastorin. Johannes.

Johannes: Mutter!

Pastorin (eilt mit einem Ausruf und mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu, erbebt bei seinem Anblicke): Ach!

Johannes: Endlich wieder bei dir, endlich wieder zu Hause! (Er wirft sich vor ihr nieder und umschlingt sie leidenschaftlich.)

Pastorin (nimmt seinen Kopf zwischen ihre Hände; über ihn gebeugt): So bleich, so —

Elke (ist ins Zimmer geschlüpft).

Dreizehnte Szene

Die Vorigen. Elke.

Johannes (springt auf): Elke! (Er eilt hin, will sie umarmen.)

Elke (entwischt ihm).

Johannes (sucht sie zu fangen).

Pastorin (verstört für sich): So verändert — (Laut, angstvoll:) Johannes!

Johannes (wendet sich lachend nach ihr um): Denke dir: Elke will sich von mir nicht küssen lassen.

Elke (jubelnd): Wenn du mich fängst — Fange mich! (Sie haschen sich lachend.)

Johannes: Da hab' ich dich! (Er küßt sie.)

Pastorin: Dein Vater!

Die beiden (fahren hastig auseinander).

Pastor (kommt atemlos, einen offenen Brief schwingend).

Vierzehnte Szene

Die Vorigen. Pastor. Dann Küster, Fischer, Marik.

Pastor (glückselig, ruft schon im Flur): Er lief mir fort! (Er kommt herein.) Da haben wir unseren Jungen; und denke dir, liebe

Katharina — (Ganz verklärt:) Sonntag predigt er bei uns.

Johannes (mit jähem Schreck): Ich?! Wie kann ich das?

Küster (kommt aus der Kirche, steigt langsam die Stufen herab).

Pastor (strahlend): Der Herr Superintendent hat es erlaubt. Ich ersuchte den Herrn Superintendenten darum; seit dreißig Jahren meine erste Bitte. Der Herr Superintendent hat sie gewährt. Sie haben den alten Firle doch nicht vergessen. Was sagst du dazu, liebe Katharina? Unser Junge darf bei uns seine Probepredigt halten; in unserer alten Kirche vor meiner lieben Gemeinde, vor seinen glücklichen Eltern. (Er liest noch einmal den Brief.)

Johannes (verstört vor sich hin): Ich vor euch predigen —

Pastorin (geht langsam auf ihn zu): Fürchtest du dich? (Sie stehen und sehen sich an; Pause.)

Küster (hat Elke beim Arm gefaßt, raunt ihr zu): Siehst du die beiden, Vater und Sohn; und zwischen Vater und Sohn —

Elke (lächelnd): Seine Mutter. (Sie tritt von ihm fort.)

Pastor: „Eine besondere Ausnahme, in Anbetracht Ihrer" — Wirklich sehr gütig von Ihnen, Herr Superintendent. (Er sieht auf.) Ihr freut euch ja gar nicht? (Er geht zur Pastorin, legt den Arm um sie, betrachtet mit heimlichem Stolz seinen Sohn.) Wer hat nun recht? Ist er nicht ganz der alte geblieben?

Pastorin (lächelt ihn an): Ganz. (Sie drückt ihr Gesicht an ihn, schluchzt auf.)

Küster (steht hinten, lacht in sich hinein).

Johannes (ist mechanisch zu Elke getreten).

Fischer (bringen das Gepäck in den Flur).

Marik (tritt in die Tür; mit den Händen fuchtelnd): Mien Hänsken! (Sie sieht Elke und Johannes zusammen.) J, da sall doch glik — (Sie stemmt die Arme in die Seite.)

Zweiter Akt

Dasselbe Zimmer. Über der Tür von Johannes' Stube hängt die Girlande. Lehnsessel und ein Teil der Stickereien sind fort. Vor dem Sofa ist der Frühstückstisch gedeckt. Sonnenschein.

Erste Szene

Pastorin. Pastor.

Pastorin (am Fenster, vor dem Bilde ihres Sohnes): So verändert —

Pastor (in seinem besten Anzug von rechts vorn).

Pastorin (steht hastig auf, kommt vor).

Pastor (in strahlender Stimmung): Schönen Sonntagmorgen, Frau Pastorin. — Was? Noch nicht im Staat?

Pastorin: Die Predigt ist ja erst um Zehn.

Pastor: Unseres Jungen Predigt!

Pastorin: Ach ja.

Pastor: „Ach ja?" Und „Ach ja" mit einem Seufzer! (Er stellt sich vor sie hin.) Sie haben doch nicht etwa Angst, Frau Pastorin?

Pastorin (zwingt sich zu lächeln).

Pastor: Gestehen Sie nur, Frau Pastorin: Sie haben Angst; der Musjö Kandidat, Ihr Herr Sohn, könnte am Ende gar — stecken bleiben. (Er lacht herzlich.) Unser Junge stecken bleiben! (Pause.)

Pastorin (ergriffen): Das ist heute ein feierlicher Tag.

Pastor (ebenso): Der feierlichste unsres ganzen Lebens. Heute können wir sprechen: wir dürfen Rast halten; denn wir haben unsere Arbeit getan. (Er geht zum Fenster.)

Pastorin (für sich): Und es will Abend werden.

Pastor (öffnet ein Fenster): Wie schön leuchtet der Tag.

Pastorin (tritt zu ihm): Sprach er noch immer nicht mit dir?

Pastor: Worüber?

Pastorin: Ach, du weißt ja — — Er ist so unruhig, so unstät. Kaum wieder zu Hause, und er von früh bis spät draußen. Gerad', als wich' er uns aus.

Pastor: Liebe Katharina! — In dem einen hattest du allerdings recht. Wer hätte aber auch das denken können! (Er setzt sich aufs Sofa.)

Pastorin (weich): Was, lieber Mann? (Sie geht zu ihm.)

Pastor (ernst): Daß der Junge wirklich keine Pfeife rauchen würde. Nur Zigarren, liebe Katharina! Wie kann ein Theologe Zigarren rauchen?

Pastorin (setzt sich aufs Sofa, streichelt seine Hand): Er war dein Stolz vom ersten Tag an.

Pastor: Vom ersten Tag an war der Junge deine Sorge.

Pastorin: Uns beiden Glück und Sonnenschein. Besonders dir. Dafür liebt er dich aber auch am meisten.

Pastor: Ich war ihm von jeher ein zu strenger Vater. Dagegen ihr zwei — wie ein Brautpaar.

Pastorin: Bei dir fühlte er die starke Vaterliebe, bei mir nur die Mutterschwäche. (Lebhaft:) Und als du ihm Unterricht gabst, vom Abc angefangen bis zu deinen geliebten alten Römern und Griechen —

Pastor (strahlend): Homer! (Er schüttelt bedenklich den Kopf.) Vergil war ihm aber doch lieber.

Pastorin: Wir lebten auf unserer Insel mit lauter „göttlichen Helden" zusammen.

Der Küster (kommt).

Zweite Szene

Die Vorigen. Der Küster.

Pastorin: Ihr seid's, Ole? Kommt nur herein.

Pastor: Habt Ihr ein Anliegen?

Küster (scheu und demütig): Das hätt' ich, Herr Pastor; wegen meiner kleinen Elke, weil doch nun Ihr Johannes da ist.

Pastorin (unruhig): Ach Ole —

Pastor: Was hat mein Sohn mit Eurer Enkelin zu schaffen?

Küster (leise): Das ist's eben. Indem Sie doch der Mutter damals ein christliches Begräbnis verweigerten — so sehr ich auch bat, mit aufgehobenen Händen.

Pastor (ohne Härte): Ihr hättet wissen können, daß ich Euch abweisen mußte.

Küster (stärker im Ton): Der da oben hätt's nicht getan; Sie aber mußten. (Murmelt:) Eingescharrt wie ein krepierter Hund —

Pastorin (sanft): Ich bat Euch, die Toten ruhen zu lassen.

Küster (wieder demütig): Das kann ich nicht, Frau Pastorin. Unsere Toten müssen in uns lebendig bleiben, jeden Tag, jede Stunde. Denn jeden Tag und jede Stunde müssen sie uns mahnen.

Pastor: Woran?

Küster (faßt ihn ins Auge): Ihnen Sühne zu verschaffen — nämlich, wenn ihnen im Leben schweres Unrecht geschehen.

Pastor: Wer tat Eurer Tochter unrecht?

Küster (hochaufgerichtet, stark): Sie! Im Tode noch! Ein freisinniger Geistlicher hätte ihr das christliche Begräbnis gegeben.

Pastor (immer sehr gehalten): Ich bin kein freisinniger Geistlicher.

Küster (gespannt, fast lauernd): Vielleicht ist es statt Ihrer Ihr Sohn?

Pastor (ruhig): Nein.

Küster: Könnte das nicht sein?

Pastor: Das kann nicht sein! — Willst du das dem Küster nicht auch sagen, liebe Katharina?

Pastorin (mühsam): Nein, guter Ole, das kann gewiß nicht sein. Da ein freisinniger Geistlicher eigentlich gar kein rechter Geistlicher ist — wenigstens nicht für meinen Mann und daher auch nicht für mich.

Küster: Je nun, Frau Pastorin, in der neuen Zeit —

Pastor: In Glaubenssachen gibt es keine neue Zeit. Also noch einmal, Küster, was soll's mit meinem Sohn und Eurer Enkelin?

Küster (ruhig, schlicht): Meine Enkelin liebt Ihren Sohn.

Pastorin: Ach, Gotthold —

Pastor (leicht erregt): Ruhig, liebe Katharina.

Küster: Wenn nun Ihr Sohn meine Enkelin wieder lieben sollte —

Pastor: Das sind Kindereien.

Küster (nach einer Pause): Und wenn Ihr Sohn meine Enkelin wieder lieben sollte?

Pastor: Er liebt sie aber nicht.

Küster: Würden Sie Ihrem Sohn die Tochter der durch Sie unchristlich Begrabenen zur Frau geben?

Pastor: Nein!

Küster: Nicht um des Glückes des mutterlosen Kindes willen?

Pastor: Nein!

Küster (tritt näher): Nicht als Sühne für das Unrecht, das Sie an der Toten begingen?

Pastor (wendet sich ab).

Küster: Auch nicht, wenn ich Sie bitte, wie ich Sie damals gebeten, mit aufgehobenen Händen? (Er hebt die Hände.)

Pastor: Auch dann nicht.

Küster (laut): Pastor!

Pastor: Was untersteht Ihr Euch!?

Küster (tritt ihm ganz nahe): Christenliebe, Pastor, Nächstenliebe!

Pastor: Geht!

Pastorin (tritt zu Ole): Ja, geht, guter Ole.

Küster (den Pastor fixierend): Bis zur Abrechnung! (Er entfernt sich langsam.)

Pastor: Wie meint Ihr das?

Küster (wendet sich in der Tür um): Denn, eingescharrt wie ein krepierter Hund. (Er geht ab.)

Dritte Szene

Pastor. Pastorin. Pause.

Pastor (in starker Erregung auf und ab): Dieses Mädchen unseres Sohnes Frau!

Pastorin (steht vorn, mit großer Ruhe): Warum nicht?

Pastor: Die Tochter jenes Geschöpfes?!

Pastorin: Was kann die Tochter für die Sünden der Mutter?

Pastor: Sie erben fort von Geschlecht zu Geschlecht.

Pastorin: Wenn die Kinder aber doch schuldlos sind?

Pastor (bleibt vor ihr stehen): Das ist kein christlicher Standpunkt.

Pastorin (sieht ihn fest an): Er sollte es sein.

Pastor: Du würdest diesem Mädchen deinen mütterlichen Segen geben?

Pastorin: Von ganzem Herzen — sobald ich das Mädchen rein befunden.

Pastor: Sie kann nicht rein sein, von jenem Weibe geboren.

Pastorin: Sie ist rein; noch ist sie rein.

Pastor: Also tritt das Kind der Dirne und Selbstmörderin zwischen dich und mich?

Pastorin (fast mit Entsetzen): Gotthold! Zwischen dich und mich — Gotthold!

Pastor (milder): Erkennst du dein Unrecht?

Pastorin: Soll ich nicht frei unterscheiden dürfen zwischen Gut und Böse?

Pastor (sanft): Glaubst du an das, was ich für das Gute halte?

Pastorin: Ach, mein guter Mann —

Pastor (weich): Katharina, glaubst du an mich?

Pastorin (leidenschaftlich): Ja, ja! Wie könnt ich sonst weiter leben?

Johannes (kommt aus seiner Kammer).

Vierte Szene

Die Vorigen. Johannes.

Johannes (in gedrückter Stimmung): Guten Morgen, liebe Eltern.

Pastor (geht ihm, strahlend vor Freude, entgegen):

„Also winkte mit schmerzlichen Brauen Kronion,
Und die ambrosischen Locken des Königs wallten ihm vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt —"

Johannes (heiter einfallend, bemüht, seine Aufregung zu verbergen):

„Es erbebten die Höhn des Olympos —"

Pastor (enthusiastisch): Bravo, bravo! — Liebe Katharina, nun, was sagst du? Der Junge hat seinen Vater Homer nicht vergessen.

Pastorin (halblaut zu Johannes): Du siehst ganz übernächtig aus. Gewiß schliefst du schlecht?

Pastor (eifrig): Ich konnte die Nacht vor meiner ersten Predigt auch kein Auge zutun — nicht die letzten zehn Nächte. (Ängstlich:) Vergiß nur nicht dein Konzept.

Johannes: Ich brauche keins.

Pastor: Zu deiner Predigt kein Konzept?

Johannes: Ich extemporiere.

Pastor (heftig erschrocken): Du extemp — Hast du gehört, liebe Katharina, der Junge extemporiert!

Pastorin: Er wird wissen, was er sagen will.

Pastor (sehr erregt): Wenn auch, wenn auch! Als ich jung war — in meiner Jugend wäre ein Extemporat für einen Kandidaten nicht möglich gewesen — gar nicht möglich, meine liebe Katharina.

Pastorin (legt beschwichtigend ihre Hand auf seinen Arm): Ach Vater —

Pastor: Nun ja, ich weiß, die junge Generation, die neue Zeit; aber — (wiederum aufgeregt:) Ich mache noch heute für meine Fischer jede Predigt vorher im Konzept.

Pastorin (nach einer Pause): Du durchstreiftest gestern die Insel?

Johannes: Kreuz und quer. (Er geht zu seinem Vater; liebevoll:) Wie konntest du's nur solange ertragen?

Pastor: O ganz prächtig! Freilich, in der ersten Zeit —

Johannes: Hast du petitioniert und petitioniert, um von dieser Sandbank und seinem stupiden Volk fortzukommen; indessen —

Pastorin: Man ließ deinen Vater petitionieren und petitionieren.

Pastor (heiter): Bis ich meine Bitten direkt an eine höhere Instanz einsandte. Da erhielt ich denn die tröstliche Antwort: „Gotthold Firle, laß dir's an meiner Gnade genügen."

Johannes: Also fährst du noch immer bei Wind und Wetter von einer Watte zur andern?

Pastor: Gewiß, gewiß. Das ist meine Pflicht.

Pastorin: Dein Vater begibt sich darum häufig in Todesgefahr.

Pastor: Aber das ist ja doch selbstverständlich, meine liebe Katharina.

Johannes (vorsichtig): Die Leute sagten mir gestern, das Kirchengehen sei hier nicht mehr Mode.

Pastor (tief bekümmert): Leider, leider. Die Leute haben gar kein Bedürfnis, zu mir in die Kirche zu kommen. (Hoffnungsvoll:) Aber wenn wir erst eine Orgel haben; vielleicht, daß die Orgel — — Obgleich das auch nicht das richtige ist.

Pastorin (steht hinter ihrem Mann, wendet kein Auge von ihrem Sohne): Nein.

Pastor: Jedenfalls ist es ein betrübliches Zeichen der Zeit.

Johannes: Schiltst du auch auf die Zeit? Die Zeit ist gut, denn sie ist groß. (Erglüht:) Ja, liebe Eltern, wir leben in einer großen Zeit.

Pastor (eifrig): Freilich, freilich! Das große deutsche Reich. Unser Bismarck. Und gewiß noch viel anderes Gutes und Großes. — Du hast doch zum Sonntag für den Jungen Kuchen gebacken?

Pastorin: An den dachte ich gar nicht mehr.

Pastor: Gar nicht mehr an den Kuchen?! Weißt du, daß ich dir solche Vergeßlichkeit einfach nicht zugetraut hätte?

Marik (kommt im Sonntagsstaat).

Fünfte Szene

Die Vorigen. Marik.

Pastor: Liebe Katharina, sieh nur, unsere Marik hat den Kuchen nicht vergessen. (Er lacht herzlich.)

Johannes (setzt sich).

Marik (stellt vor Johannes eine Schüssel dick mit Zucker bestreuten Kuchen hin): Grad so 'ne fette Pfarr sollst du haben; un immer schön dick Zucker up diene geistliche Bodderstull.

Pastor: Der Zucker tut's nicht, Marik.

Marik (mit tiefem Knicks): Der Zucker tut's, Herr Paster.

Pastorin (hat eine gestopfte Pfeife geholt): Weil's Sonntag ist, Vater.

Pastor (vergnügt): Danke, meine liebe Katharina. (Mit ängstlicher Schüchternheit zu Johannes:) Was meinst du? Weil's heute Sonntag ist. Feinster Varinas, Portoriko, Melange Nummer 1.

Johannes: Ich vertrage wirklich nicht Pfeife.

Pastor (niedergeschlagen): O wirklich nicht.

Pastorin (nickt ihm freundlich zu, schenkt Kaffee ein).

Pastor (steckt langsam die Pfeife in Brand, tut einige Züge, schüttelt den Kopf, legt dann die Pfeife beiseite, möglichst verstohlen, damit es seine Frau nicht merkt).

Marik (steht beim Tisch): Hüt rennt awer ok allens in Kirchen; sülbn de oll'n Wiwer kamen.

Johannes: Sogar die?

Marik: Monkier di man. Glaubst, unse alten Weiber rennten zu deinem Herrn Vater in die Kirche? (Sie stemmt den Arm in die Seite.) Fällt ihnen nicht ein!

Johannes: Kam hier das Kirchengehen auch bei den alten Weibern aus der Mode?

Pastor (lächelt verlegen): Ja, denke dir; sie sagen, sie könnten bei meinen Predigten ihr Schläfchen nicht halten.

Marik: Indem, was dien Herr Vater is, ihnen de Höll gar tau höllschen heiß macht. Dat holln sülbn de olln Wiwer nich ut.

Pastor (eifrig): Lau wie sie sind, muß ich den Leuten doch ins Gewissen reden.

Johannes (mit einem raschen traurigen Blick): O mußt du?

Pastorin (hat sich gesetzt, sieht auf ihre Tasse).

Pastor (erregt): Bedenke doch —

Marik (bemerkt Elke): Helt sik dei updunnert!

Elke kommt im Sonntagsanzug über die Treppe aus der Kirche. Der unten mit einem handbreiten gelbem Rande gezierte Rock aus dunkelrotem Wollstoff wird beinah vollständig von der aus einfarbigem lila Kattun hergestellten Schürze bedeckt, die hinten zusammengebunden ist. Die glatte, vorn geschlossene Taille hat kurze, mit alten Silberknöpfen besetzte Ärmel und stimmt in Stoff und Farbe überein mit der Schürze. Die zierliche, hohe und steife Haube mit ihrem nach hinten herabfallenden reichen Bandwerk ist aus buntgemustertem Damast verfertigt. Aus dem Innern schimmert eine schmale weiße Rüsche hervor, während eine breite Goldspitze den Außenrand besetzt. Sie trägt ein seidenes einfarbiges dreieckiges Brusttuch, dessen vordere große Spitze bis zur Taille herabreicht und dessen beide hintere Enden am Nacken zusammengeknüpft sind.

Sechste Szene

Die Vorigen. Elke.

Pastorin (gütig): Das ist wohl dein neues Kleid, darauf du dich schon so lange freutest?

Marik (giftig zu Johannes): Um damit vor deinen Augen Wohlgefallen zu finden.

Johannes (ist aufgestanden, murmelt): Holdselig! (Er geht lebhaft auf Elke zu.)

Elke (mit gesenkten Augen): Was soll gesungen werden?

Pastor (scharf): Warum fragt danach nicht der Küster?

Pastorin: Lieber Gotthold, Elke besorgt das ja immer.

Marik (steht links im Vordergrund, gestikuliert heftig, murmelt): „Art läßt nicht von Art."

Elke (leise): Wenn Sie mir die Gesänge sagen wollten.

Johannes (hastig): Ich schrieb sie auf. (Er gibt ihr einen Zettel, laut:) Deinen alten Freund aus der Kinderzeit nennst du „Sie"?

Pastor: Ihr seid keine Kinder mehr.

Johannes (lächelt): Keine Kinder mehr — Kleine Elke — (Leise, innig:) Liebe kleine Elke.

Elke (ebenso): Lieber Johannes. (Sie schlägt langsam die Augen zu ihm auf, lächelt ihn an.)

Pastor (fährt auf): Höre, Junge!

Pastorin (besänftigt ihn): Nicht, Gotthold! Nicht an diesem Feiertag.

Marik (wie vorhin): „Wen der Teufel mal am kleinen Finger hat —"

Elke (will fort).

Johannes (leise, flehend): Bleibe noch.

Elke (lachend): Husch! Husch! (Sie geht zur Treppe nach der Kirche.)

Johannes (geht nach dem Tisch): Ich soll euch ja wohl erzählen —

Elke: Von da draußen! (Sie bleibt stehen.)

Pastorin (ängstlich): Du mußt dich für die Predigt sammeln.

Johannes (bemerkt, daß Elke bleibt, hastig): Es ist noch früh. (Laut, erregt:) Ihr hier kennt einzig nur des Lebens Mühen und Not; ich aber weiß jetzt, daß es auf der Welt noch anderes gibt —

Elke (wie inspiriert): Glück!

Pastor: Sonst nichts?

Johannes (stark): Und Arbeit! Ich blickte unserer Zeit ins Herz. Das pocht in gewaltigen Schlägen: vorwärts, vorwärts! Fort mit dem Alten, dem Morschen, dem Abgelebten! Hinüber über Totes und Sterbendes, schonungslos, erbarmungslos hinüber! — Vater, Mutter, unsere Zeit gleicht einem ungeheuern Hammerwerk, darin in Glut und Lohe der neue

Mensch geschmiedet wird. Die Welt eine einzige Werkstatt — die ganze Welt! Die Menschen — nicht Meister und Autoritäten, sondern Handwerker, Handlanger — alle Menschen! Da stehen sie in dem mächtigen Getriebe der Zeit und arbeiten — arbeiten! Alle Sehnen angespannt, die Hand zur Faust geballt, die Stirn gebadet in Schweiß. Um sie lodern Flammen, brauen Dämpfe, kreisen Räder. Unablässig wird zerstampft, zermalmt — wiederhergestellt; Großes, Bleibendes. Der lässige Arbeiter wird unter die Walzen geschleudert, der fleißige, der starke köstlich belohnt. (Leidenschaftlich, hinreißend:) Belohnt mit Lebensfreude! Die Kreatur in uns lechzt danach. Auf des Daseinsplagen Daseinswonnen! Diese zu fordern ist unser Recht. Das Leben, das wir nicht freiwillig auf uns genommen, das uns aufgezwungen ward, ist uns schuldig, weit die Türen für uns zu öffnen, und uns eintreten zu lassen in seinen Festsaal, wo die Tafel gedeckt ist. (Rasch weiterredend mit glühendster Schilderung:) Denn das ist die Parole unserer Zeit: Arbeit und Genuß! Aus den dumpfen Gründen, welche der Schweiß unseres Tagewerks mit eklem Dunst erfüllt, wollen wir aufsteigen zu den leuchtenden Gipfeln der Freude, die staubige Erde tief unter uns.

Pastor (stark): Doch der Glaube? (Er erhebt sich.)

Johannes (wie ausbrechend aus seinem tiefsten und geheimsten Innern): Der Glaube —

Pastorin (laut, angstvoll): Johannes!

Marik: Kiek einer blot Köster Boschen siene Elke an, wie der nach mien Hänsken siene saft'gen Appels un Plumens dat Mul wässert.

Elke (die wie magnetisch angezogen näher und näher getreten war, und mit weit geöffneten Augen leidenschaftlich, begierig zugehört hat, erwacht wie aus einem Traume, seufzt tief auf): Ach!

Johannes (tritt entschlossen zu ihr, leise, erglühend): Möchtest du auch da oben stehen?

Elke (sieht ihn an): Im Glück — Mit dir!

Johannes: Du und ich, Hand in Hand.

Elke: Ach ja, Johannes, wir beide zusammen. (Sie entfernt sich, Johannes anlächelnd, langsam über die Treppe in die Kirche.)

Siebente Szene

Die Vorigen ohne Elke. Beklommene Pause.

Pastor (laut zu Marik): Folge ihr. Nach dem Gottesdienst will ich mit ihr sprechen.

Johannes (will reden).

Pastorin: Laß mich. (Sie geht zu ihrem Manne, leise:) Du willst mit Elke über ihre Mutter reden?

Pastor: Ich will die Lüge vernichten. Sie hat lange genug gedauert. Sieh ihre Früchte.

Pastorin: Der Tochter willst du die Schande der toten Mutter sagen?

Pastor (halblaut): Und daß die Missetaten der Eltern heimgesucht werden an den Kindern.

Marik (hat den Ausspruch gehört, drückt dies in ihren Mienen aus).

Pastorin: Hoffst du dadurch das Mädchen von unserem Sohne zu trennen?

Pastor: In jedem Falle muß sie wissen, warum ich sie von ihm trennen will. (Laut zu Marik:) Geh.

Johannes (tritt vor): Vater —

Pastorin (geht an ihm vorüber, halblaut): Lieber Sohn!

Johannes (tritt gehorsam zu ihr).

Pastorin (geht mit ihm bis zur Tür rechts vorn, bleibt stehen, bittet ihn mit einem freundlichen Blick, bei seinem Vater zu bleiben, tritt in die Kammer).

Marik (vor der Treppe zur Kirche, für sich): „Die Missetaten der Eltern werden heimgesucht —" Wart! Di will ik dat jetzt seggn. (Sie geht in die Kirche.)

Heine und Knut, die bereits einige Augenblicke vorher im Flur erschienen waren, treten langsam und schwerfällig in die Stube. Sie sind im Sonntagsstaat; hohe Seestiefel, dunkle faltige Hose, Jacke aus blauem Englischleder mit weißen Hornknöpfen besetzt, Südwester aus geöltem Segeltuch. Knut zieht seine Kappe bereits im Flur ab; Heine erst später im Zimmer.

Achte Szene

Pastor. Johannes. Heine. Knut.

Pastor: Knut und Heine; was wollt Ihr, Männer?

Knut (mit einem Kratzfuß): Goden Dag ok, Herr Pastur.

Heine (ebenso): Herr Pastur, goden Dag ok.

Pastor (setzt sich): Was gibt's?

Heine: Na, so red doch!

Knut (dreht seine Kappe, fährt sich durchs Haar): Dat helpt denn nich, Herr Pastur!

Heine: Dat helpt gar nich, Herr Pastur; denn hebben möten wi sei.

Pastor: Was müßt ihr haben? Heraus mit der Sprache.

Knut: De annern schicken uns ja woll —

Heine: Indem Sei doch nu mal uns' Pastur sünd —

Knut: De annern trugen sik nich recht —

Heine: Denn Sei sünd ümmer glik so —

Pastor (heftig): Die andern trauen sich nicht mit ihren Sorgen und Nöten zu mir zu kommen? (Tief bekümmert:) So ist es immer. Kein Glauben und Vertrauen — noch nach dreißig Jahren nicht!

Knut: Nehmen Sei uns dat nich äwel, Herr Pastur, äwer —

Heine: Sei sünd ümmer glik so fuchtig. Un hebben möten wi sei.

Pastor: Was müßt ihr haben, Heine?

Heine: Na, so red doch! (Er stößt Knut an.)

Knut (sehr beunruhigt): Je, Herr Pastur; dat is man blot von wegen de oll Badeinsel —

Pastor: Meine Frau erzählte mir die Sache.

Heine: De oll Badeinsel möten wi hebben.

Knut: Und weil hei doch mal uns' Pastur is, wulln wi em dat tauierst vörholln — seggen de annern.

Heine: Un will hei nich, so will hei nich; denn hebben möten wi sei.

Pastor: Werdet ihr doch tun, was ihr wollt, so bedürft ihr ja nicht meines Rates. (Er steht auf.) Aber nein! Ich bin euer Prediger, ich muß für euch einstehen und euch abhalten, eine Torheit zu begehen. In diesem Falle wollt ihr euch sogar ins Unglück stürzen.

Johannes (tritt vor, halblaut und bescheiden): Ein Unglück nennst du diesen allerersten endlichen Anfang einer Kultur?

Heine: Unglück hin, Unglück her! Hebben möten wi sei.

Pastor (setzt sich wieder, zwingt sich zur Ruhe): Und warum müßt ihr durchaus ein Bad auf der Insel haben?

Knut (kratzt sich den Kopf): Je, Herr Pastur, de dröwen, wo Pastur Jansen Prediger is, hebben ok so'n oll Ding.

Heine: Un dat is uns ganz glik, denn: hebben möten wi sei!

Knut (leise, tief eindringlich): Ja, Herr; un weil wi doch gar tau arm sind.

Pastor: Die Fischer drüben sind allerdings reicher als ihr, seitdem sie ein Seebad haben; indessen —

Heine und Knut (fahren mit beiden Armen durch die Luft, schlagen sich wie besessen aufs Knie, brechen in ein brüllendes Gelächter aus).

Knut (kann kaum reden vor Lachen): Reicher, seggt hei. (Er gibt Heine einen Rippenstoß.)

Heine (ebenso): Hei seggt reicher.

Knut (grinst von einem Ohr bis zum andern): Un hei is de Pastur.

Heine: Ja, hei möt dat weiten.

Beide (lachen unbändig, wischen sich die Tränen aus den Augen; endlich beruhigen sie sich, bekommen aber noch hin und wieder einen kurzen krampfartigen Anfall).

Pastor (nachdem die beiden sich notdürftig beruhigt haben): Wißt ihr, was die drüben noch außerdem geworden sind?

Heine (von Lachen unterbrochen): Dat is allens recht schön, Herr Pastur; un dat is uns allens ganz glik; denn Sei seggen: reicher.

Knut: So seggt hei. (Er lacht auf.)

Pastor (stark): Träge sind sie geworden, unredlich —

Knut: Je, Herr Pastur — (Er fährt sich mit beiden Händen durchs Haar.)

Pastor: Während zweier Sommermonate leichten, raschen Verdienst; und die übrige lange Zeit des Jahres hindurch Faulheit und Nichtsnutzigkeit. In zehn Monaten versoffen und verfressen, was in zweien überreichlich erworben ward. Und die ganze andere untätige Zeit über nichts gedacht, als wie während der kurzen Dauer des goldenen Regens die Taschen noch schneller zu füllen, die Fremden noch gründlicher auszubeuten, sich und sein Haus noch tiefer in Völlerei bringen zu können, in Verderbnis.

Johannes (erregt): Bester Vater —

Knut (stößt Heine heimlich an): Wat seggt hei?

Heine: O hei seggt blot.

Pastor: Denn wie es auf jener Insel längst keine fleißigen Männer mehr gibt, so sind da drüben auch die Frauen verlottert, so wächst bei unseren wohlhabenden Nachbarn in ihren Kindern ein neues Geschlecht auf, bis ins innerste Mark hinein unchristlich, unsittlich! Und solche schlechte — solche schändliche Generation wollt ihr in euren ehrlichen Häusern gewaltsam heranziehen? (Pause.) Redet!

Heine: Hürst nich? Reden sallst!

Knut (dreht seine Kappe). Dat seggen Sei woll. Un wenn Sei dat seggen, so möten Sei dat ja ok weiten.

Heine: Denn davör sind Sei Pastur —

Knut: Indessen —

Heine: Red du und red! (Er schiebt ihn fort, pflanzt sich breitspurig vor dem Pastor auf, beide Hände in den Hosentaschen.) De Sack is, hebben wullen wi sei, und hebben möten wi sei!

Pastor: Trotzdem wollt ihr das Bad — wollt ihr das Unheil bei euch haben? Diese armselige, aber friedliche Scholle wollt ihr einer unsoliden Spekulation überliefern? Eure mühevolle, aber ehrliche Arbeit wollt ihr austauschen gegen müheloſen unreellen Erwerb? Eure enge Zufriedenheit hingeben für wütende Gier nach Geld und Genuß?! (Asketisch:) Ihr sollt nicht genießen! Genuß ist Sünde, ist Schuld; denn dem Genusse voraus geht die Begierde; und sie ist der Anfang zu allem Bösen auf Erden.

Johannes (in steigender Erregung): Höre mich, lieber Vater —

Pastor (sieht unverwandt seinen Sohn an): Ich weiß wohl, daß der Versucher umgeht und in der schimmernden Gestalt der Lebensfreude die Seelen verlockt. Widersteht dem Bösen! Behaltet eure Armut, eure Redlichkeit! Laßt die neue Zeit nicht zu euch eindringen; verschließt ihr Tor und Tür, Kopf und Herz; denn die neue Zeit kommt als Verderberin zu euch. (Er geht in starker Bewegung auf sie zu.) Hört euren alten Prediger, und erinnert euch in dieser Stunde, was ihr mit ihm zusammen erlebt und durchlitten; Jammer und Trübsal, Krankheit und

Not — Todesgefahr. Ihr habt mich niemals in Furcht und Zagen gesehen — seht heute mich zittern. Ja, ihr Männer, ich zittere vor der Zukunft eures Geschlechts, die ihr gewaltsam herbeiführen wollt. Ich bitte euch, ein einziges Mal glaubt an mich! Seht, ich war wie ein Ackersmann. Unverdrossen düngte ich den Boden, grub ich das Land, streute ich die Saat. Wenn ich jetzt, am Ende meiner Tage, sehen müßte, daß die Frucht faul, die Ernte schlecht, das Tagewerk meines Lebens verfehlt ist? Liebe Freunde, was ihr wollt, darf nicht sein.

Johannes (tritt dicht neben ihn, mit gedämpfter Stimme und mühsam unterdrückter Erregung): Wie kannst du diesen armen Menschen, welche die Not des Lebens gestempelt, in den Weg treten, wenn sie aus ihrem Elend herausstreben, um für Kind und Kindeskinder eine bessere Zukunft zu gründen? Blicke zurück auf ihre jammervolle Vergangenheit, sieh ihre erbärmliche Gegenwart! Und dann kannst du sie gewaltsam zurückhalten wollen? Du hast dazu nicht das Recht! Weil du im stagnierenden Wasser bleiben willst, möchtest du ihnen verbieten, nach einem Strome frischen Lebens zu drängen? Das darfst du nicht! Was du in dieser matten Regung der dumpfen Gemüter hindern und hemmen willst, ist ein Stück vom Fortschritt des Menschengeschlechts selbst, welcher auch auf dieser Düne die Schwingen hebt. Du sollst seinen Flug nicht unterdrücken.

Pastor (sieht ihn an, leise): Du bist wider mich?

Johannes: Die Zeit selbst ist wider dich.

Pastor (kein Auge von ihm wendend, tonlos): Und du bist wider mich —

Johannes (tritt mit einer schmerzlichen Gebärde langsam von ihm zurück).

Pause.

Heine (nähert sich dem Pastor): Wat hadd de jung Herr seggt?

Pastor (mit starker Anstrengung): Mein Sohn ist anderer Ansicht; denn mein Sohn kennt euch nicht, wie ich euch kenne. Er weiß daher nicht, daß diese Sache eine Prüfung für euch ist, und daß ihr zu schwach seid, die Prüfung zu bestehen.

Wüßte mein Sohn das, so wäre er seines Vaters Meinung. — — Morgen red' ich mit euch und allen.

Heine (langsam, schwerfällig): Dat is ja recht schön, Herr Pastur. Davör sünd Sei uns' Prediger, vör dat Reden an Sündag; äwer—

Knut (ängstlich): De annern seggen —

Heine (brutal): Wat schern mi de annern? (Er schlägt mit der Faust auf den Tisch.) Ik segg, hebben möten wi sei; un wat wi möten, dat möten wi. — Goden Dag ok, Herr Pastur. (Er setzt seine Kappe auf.)

Knut: Un schön' Dank vör de schöne Red'. (Schüchtern:) Äwer dat helpt denn ja woll nich?

Heine (überlaut): Dat helpt gar nich! (Er poltert hinaus.)

Knut (will dem Pastor etwas sagen, steht in großer Verwirrung, fährt sich durchs Haar, kratzt sich den Kopf, stürzt plötzlich auf den Pastor zu, schüttelt ihm gewaltig die Hand, grinst, seufzt, stolpert hinaus).

Neunte Szene

Pastor. Johannes.

Johannes (eilt in höchster Erregung auf seinen Vater zu): Ich bitte dich, Vater —

Pastor (kalt, abweisend): Du wünschest?

Johannes: Predige du heute statt meiner!

Pastor: Willst du auch auf der Kanzel wider mich sein?

Johannes: Nein, nein! Aber ich kann auch nicht gegen meine Überzeugung sprechen.

Pastor: Was nennst du so?

Johannes: Meinen Glauben, zu dem ich mich aufgerungen, — nach heißem Kampf.

Pastor: Das Bekenntnis dieses Glaubens will ich von dir hören. (Er geht auf ihn zu.) Oder hättest du dich, ehe du dir deinen Lebensberuf wähltest, nicht genugsam geprüft?

Johannes: Ich mir wählte!

Pastor (auffahrend): Was soll das heißen?

Johannes: Ich war noch ein Kind, als du bereits für mich gewählt und über mich beschlossen hattest, dein Sohn wird Theologe! Du sagtest es so oft, und mit solcher Bestimmtheit,

solcher Feierlichkeit, ich wurde mit diesem deinem Wunsch und Willen genährt und aufgezogen, daß ich darüber gar keine eigenen Gedanken hatte, daß es mir schließlich als unumstößlich erschien: du wirst Theologe. (Mit tiefem Atemzug:) So ward ich's denn.

Pastor (scharf): Und nun?

Johannes: Ich studierte. Als dann in meiner dumpfen Seele die eigenen Gedanken erwachten, durch nichts wieder zu betäuben waren, wie eine Windsbraut gegen mich anstürmten, als ich mich prüfte, unablässig, in zahllosen drangvollen Tagen, schlaflosen Nächten — — Als tausend Stimmen in mir schrien, du darfst nicht vorwärts, du mußt wieder zurück! Und als ich bereits dazu entschlossen war — (Mit plötzlicher Weichheit und Innigkeit:) Da trat deine geliebte ehrwürdige Gestalt vor mich hin. In meerumrauschter Öde standest du, darbtest und darbtest für mich! Hofftest und hofftest auf mich! Und daß ich den sehnlichsten Wunsch deines Lebens erfüllen würde. Versteh das doch! Wolle das doch verstehen.

Pastor: Läge ich in einer Wüste verschmachtend und verloren, und es stünde in deiner Macht, mich durch ein Wort zu erquicken und zu retten — du müßtest mich eher an deinem Wege umkommen lassen, als das Wort sprechen, entwächst es nicht deiner innersten Überzeugung.

Johannes: Einer solchen folge auch ich.

Pastor: Und mußt dich heute scheuen und schämen, sie frei zu bekennen?

Johannes: Wenn du darauf bestehst.

Pastor (stark): Ich gebiete es dir.

Johannes: Auch wenn ich wider dich sein muß?

Pastor: Ich erwarte dein Glaubensbekenntnis.

Johannes (in Verzweiflung): Du sollst es hören. (Er eilt in seine Kammer.)

Pastor (gebrochen): Mein Sohn wider mich! (Er sinkt auf einen Stuhl, bedeckt sein Gesicht mit den Händen.)

Pastorin (kommt in altmodischem schwarzem Seidenkleid, eine weiße Haube mit vergilbten Seidenbändern auf, mit gesticktem Taschentuch und Gesangbuch)

Zehnte Szene

Pastor. Pastorin. Lange Pause.

Pastorin (geht langsam zu ihrem Mann, steht neben ihm): Ach, mein alter Mann —

Pastor (fährt mit dem Kopf in die Höhe): Ich war etwas — Du mußt nicht glauben — Wirklich nicht, liebe Katharina. Aber du hast recht; ich bin ein alter Mann. (Er steht auf, lächelt mühsam.) Dafür haben wir einen jungen Sohn. (Hastig, fast heftig:) Daß du ja nicht etwa denkst, er hätte mich — Denn wie du weißt, warst du schon einmal ungerecht gegen ihn.

Pastorin (mühsam): Ich sagte dir, er würde gewiß andere Anschauungen haben; da er ja doch einer anderen Zeit angehört; und darum bitte ich dich —

Pastor (angstvoll einfallend): Ich weiß, ich weiß. Aber die Zeit ist es nicht. Die Zeit ist gut, ist groß. Man darf ihr nicht alles in die Schuhe schieben.

Pastorin: Und, nicht wahr, Gotthold? Ist unser Sohn in der neuen Zeit nur ein rechter Mensch?

Es wird zum Gottesdienst geläutet.

Pastor: Du meinst, ein wahrer Christ mit dem wahren Glauben. Denn bei dem Glauben gilt es gleich, ob jung, ob alt. Das ist für uns ein großer Trost.

Pastorin: Und wenn er dir heute einen großen Schmerz antun sollte — Es läutet zur Kirche.

Pastor (schreckt zusammen): Schon? — — Deine Hand, liebe Katharina, deine treue, gute Hand. (Sie halten sich bei der Hand, lauschen auf das Geläute.)

Pause.

Pastorin (leise): Weißt du noch, als er uns geschenkt ward?

Pastor: Nachdem wir alle seine Geschwister begraben —

Pastorin: Und wir schon glaubten, wir müßten einsam bleiben.

Pastor: Da kam er.

Pastorin: Ein Spätgeborener.

Pastor: Ich nahm ihn, hob ihn auf und bat —

Pastorin: „Diesen Einen laß uns."

Pastor: „Dir zum Wohlgefallen und seinen Eltern zur Freude."

Pastorin: Hör nur, Vater, wie feierlich die Glocken heut klingen.

Pastor: Himmelsstimmen.

Pastorin: Sie rufen uns zu dem, der unseren Sohn uns gab und ließ.

Pastor: Komm. (Sie gehen langsam Hand in Hand über die Treppe in die Kirche. Während des Glockenläutens fällt der Vorhang.)

Dritter Akt

Auf der Düne vor der Kirche. Links eine vielfach zerfallene, lückenhafte, niedrige Mauer aus lose übereinander gelegten Steinen, den Gottesacker und die Kirche umschließend; die Mauer ist auf der linken Seite nach vorn hin etwas eingebaut. Der Gottesacker mit der Kirche in der Mitte ist überaus armselig. Links bei der eingebauten Mauer die mit Strandisteln und Seegras bewachsene Düne. Rechts seitlich schließt die Rückwand des Pfarrhauses den Gottesacker ab; eine offene hölzerne Galerie führt vom Pfarrhaus nach der kleinen, altertümlichen, stark verwahrlosten Kirche. Aus der Galerie führen einige Stufen in den Gottesacker hinab. In den Winkeln etwas Gesträuch (Johannisbeeren). Längs der Kirchhofsmauer und um die Kirche Gräberreihen; ebenso weiter vorn links und hinter der Kirche. Ganz links im äußersten Winkel, abseits von allen andern, das Grab der Wieke, ohne Kreuz, mit Heidekraut überwuchert. Hinter der Mauer, in der Sonne leuchtend, das Meer. Bei der Kirche, nahe der Galerie, eine Bank.

Diese Dekoration kann nach Umständen sehr vereinfacht werden; ein verwilderter Friedhof, Kirche und Mauer genügen.

Erste Szene

Elke kauert neben dem Grabe ihrer Mutter, den Kopf an die Mauer gedrückt. Marik erscheint in der Kirchentür.

Marik (späht scheu und ängstlich umher): He, Elke! Elke! Wo de lütt Dirn woll is? (Sie erblickt sie.) Jemine! (Sie geht zu ihr.) Hebb di nich so! Mal hättst du's ja doch weiten möten.

Elke (murmelt): Mutter —

Marik (mit bösem Gewissen): Giw di taufreden; hürst! De Herr Paster hadd di dat noch ganz anners seggt, veel frummer un

gottesfürchtiger. Un nu wees mien god Mäken, un gah wedder mit mi rin, damit du doch ok tau hüren krigst, wo wunnerschön mien Hänsken predigt, gar tau wunnerschön! — Wat seggst?

Elke: Meine gute Mutter war schlecht, meine arme Mutter hat sich ertränkt, meine liebe Mutter liegt darum hier so einsam begraben. Und keiner hat mir's gesagt!

Marik: Wohl, damit du sie solltest in Ehren halten. Äwerst ik möt wedder taurügg in Kirchen. De oll Jung makt sien Sak gar tau wunnerschön.

Elke (richtet den Kopf auf): Und keiner hat mir's gesagt! Jeden Tag wär' ich ja zu ihr gekrochen, auf meinen Knien zu ihrem einsamen Grabe; jeden Tag hätt' ich mein Gesicht auf die Erde gedrückt, tief, tief hinein; und hätte zu ihr hinuntergerufen: „Ich bin's, dein Kind, das dich in Ehren hält, hoch und heilig in Ehren." Mutter, Mutter, wie dauerst du mich. (Sie wirft sich hin, drückt das Gesicht auf die Erde.)

Marik (weich): Bet, Elke; bet, daß die Missetaten der Eltern nicht an dir heimgesucht werden. (Sie fährt ihr sanft übers Haar; wendet sich nach der Kirche.)

Elke (reißt sich in die Höhe): An mir heimgesucht —

Marik (wendet sich um): So seggt uns' Herr Paster, un wat de seggt — (Sie seufzt, schüttelt schwermütig den Kopf, geht in die Kirche.)

Elke (angstvoll wie ein hilfloses Kind): Warum an mir heimgesucht? Ich habe ja doch gar nichts getan!

Badegast (singt, am Strande heraufsteigend):

„Du kleines Fischermädchen,
Treibe den Kahn ans Land —"

Elke: Der Fremde! Er kommt herauf — (Sie schleicht der Mauer entlang nach vorn, scheu zurückblickend.)

Badegast (näher):

„Komm zu mir und setz dich nieder,
Wir kosen Hand in Hand."

Elke (angstvoll): Ich mag ihn nicht sehen. (Sie will durch eine Lücke der Mauer auf die Düne schlüpfen.)

Badegast (erscheint auf der Düne).

Zweite Szene

Elke. Badegast von Haßlingen, junger glänzender Lebemann, heiter, kräftig, übermütig, scheinbar durchaus harmlos und gutartig. Er trägt ein englisches Kostüm aus weißem Flanell.

Badegast: Sieh da, meine kleine Meernixe!

Elke (stößt hervor): Sie hier? Was wollen Sie hier?!

Badegast (lehnt an der Mauer): Undinens Zauberschloß umkreisen. Da Fräulein Floßhilde sich vor meinen sterblichen Augen nicht mehr blicken läßt, muß ich wohl oder übel in ihr geheimnisvolles Reich dringen. Warum erscheinen Sie mir eigentlich nicht mehr auf der lieblichen Aldermanndüne?

Elke (schüttelt heftig den Kopf): Ich wollte nicht kommen. (Sie tritt durch eine Lücke der Mauer, gleitet an dem Badegast vorüber und ganz vor.)

Badegast (schlendert ihr nach): Sie wollten nicht? Und Sie wissen doch, wie ich mich nach Ihnen sehnte. (Schmollend:) Und dann wollten Sie nicht kommen?

Elke (angstvoll abwehrend): Sprechen Sie nicht so mit mir!

Badegast: Aber wenn ich doch vor Sehnsucht nach Ihnen rein toll ward? „Wo ich dich nicht hab', ist mir das Grab" usw. — Infolge dieses klassischen Zitats schmeckt mir das exquisiteste Hummerragout nicht mehr, ditto meine ausgezeichnete Havanna, ditto die ganze Welt mit sämtlichen Männleins und Fräuleins darauf. Ich habe unbändige Lust, den liebenswürdigsten Jungen einen dummen Bengel zu heißen, mich in die magerste Britin zu verlieben, so lange in Schopenhauer zu lesen, bis ich mir selbst auf den Kopf seh', und mich wegen einer ertrunkenen Fliege aufzuhängen. Zauberin, Kobold, Hexe! Wissen Sie, wozu Sie mich herabwürdigten? Tage lang, halbe Nächte lang lag ich auf dieser angenehmen Aldermanndüne mitten unter den Herren Seehunden, machte ihnen Komplimente über ihren hoffnungsvollen tranreichen Embonpoint, titulierte sie: „Exzellenz", und gelobte ihnen pro Kopf drei Kilo Steinbutte mit sauce à la tartare, wenn sie mir auf ihrem glatten ehrlichen Rücken mein gelbhaariges Meerfräulein brächten.

Elke (hat sich ganz vorn auf einen Steinhaufen niedergelassen): Sie sollen nicht so mit mir reden!

Badegast: Warum nicht? Es plaudert sich reizend mit Ihnen. (Er wirft sich in einiger Entfernung von Elke auf die Düne.) Neulich sogar bei dem Hundewetter. Die lieben bekannten „ältesten Leute" hatten solchen Sturm nicht erlebt; gemütvolle deutsche Jungfrauen rangen um mich lilienweiße Arme, und blödsinnige Engländer wetteten tausend Pfund gegen zehn, daß ich diesen Abend statt meines Glases vorzüglichen Porters einen Orthoft Meerwasser soupieren würde. Ich aber — hinüber! — Meine Austerschale von Kahn machte mit mir Kapriolen wie ein heimtückischer italienischer Esel. Ich empfahl meine Seele Papa Neptun, seufzte den Namen meiner Meerdame und — eine gewaltige Woge. — (Pause; er lacht auf.) Ich vergaß, Geister und Nixen schreien nicht „gräßlich" auf, wenn ihr Seladon in Lebensgefahr schwebt. Würden sie den Dummkopf wenigstens auslachen! (Im Ton eines verwöhnten ungezogenen Kindes:) Lachen Sie doch. Bitte, bitte! Sie sollen jetzt lachen! Nur ein einziges kleines Mal, silberhell, nixenhaft —

Elke (steht auf; todtraurig): Ich kann nicht lachen, ich kann nie mehr lachen.

Badegast: Aber Elkchen! Wollen wir unten am Strande Versteckens spielen? Oder Blindekuh? Ich will auch ungeheuer artig sein und mich gleich fangen lassen.

Elke (steht auf): Bitte, gehen Sie jetzt.

Badegast (bleibt ruhig sitzen): Müssen Sie zu Ihrem Kandidaten in die Predigt? Ich habe nämlich drüben von dem großen Ereignis gehört. Ich habe alles gehört; und daß ein gewisser langer, ehrwürdiger Herr bis über die Ohren in eine gewisse kleine reizende Najade verliebt ist. Darum bin ich am hellen, lichten Tag herübergekommen. Denn haben soll der Lange die Kleine nicht. Darauf verlassen Sie sich. Was versteht solch Theologe von Nixen, und wie man sie fangen muß. Das soll der Mann Gottes uns Kindern der Welt überlassen.

Elke (leise): Er hat mich lieb.

Badegast: Sie wollen ihn doch nicht etwa gar heiraten? (Er lacht.)

Elke: Worüber lachen Sie?

Badegast: Fräulein Meernixe wird Frau Landpastorin. (Er lacht.)

Elke: Sie glauben, ich könnte nicht die brave Frau eines braven Mannes werden?

Badegast (steht auf): Wenn Sie auf Ihren Kandidaten warten wollen, bis der Kandidat Pfarrer ist? Viele Jahre warten! Auf dieser Sandbank, unter schmutzigen Fischerkindern! Warten, bis alle Lebenslust in Ihnen erstickt, alle Sehnsucht nach Glück und Sonne erstarrt ist — warten, bis Sie alt und häßlich geworden.

Elke: Warum sollte ich nicht ebenso gut warten können wie jede andere?

Badegast: Einfach, weil Sie nicht wie jede andere sind.

Elke (immer erregter, angstvoller): Warum bin ich nicht so?

Badegast: Einfach, weil es nicht in Ihrer Natur liegt — was Sie übrigens sehr gut wissen.

Elke: Wenn ich mich aber gegen meine Natur wehre?

Badegast: Warum wollen Sie das, Sie wunderliches kleines Geschöpf? Das Leben ist so schön — kann so schön sein. Wenn man jung ist, das Glück vor einem liegt, man nur zuzugreifen braucht —

Elke (seufzt auf).

Badegast: Warum seufzen Sie?

Elke: Ich bin so traurig, und möchte doch so gern glücklich sein.

Badegast (in frischem, leichtem Ton): Das sollen Sie auch. Wer extra dafür geschaffen ist wie Sie, der wird's! Notabene: wenn Sie mich zum Lehrmeister nehmen. Wie ich Sie unterrichten wollte — natürlich erst, wenn wir drüben wären. Denken Sie doch, Elkchen, wir zwei miteinander drüben in der weiten Welt, in der herrlichen Welt! Sehen Sie das Meer, wie es leuchtet und lockt. (Er nähert sich ihr; wiederum im Ton eines verwöhnten Kindes:) Nicht wahr, jetzt kommen Sie auch wieder auf die Aldermanndüne?

Elke (kaum hörbar): Gehen Sie!

Badegast (knabenhaft bittend): Nur auf ein kleines Viertelstündchen heut abend. Wir haben ja Mondschein.

Elke: Sie sollen gehen!

Badegast: Ich will Ihnen heute abend nur sagen —

Elke: Wenn Sie nicht gleich gehen —

Badegast (plötzlich laut und freudig): Elke, du liebst mich ja!

Elke (tut einen Ausruf).

Badegast: Denn du fürchtest dich vor mir.

Elke (sieht ihn entsetzt an, weicht vor ihm zurück, bis hinten an die Mauer).

Badegast (triumphierend): Und du fürchtest dich vor dir selbst! (Er folgt ihr.)

Elke (wild): Ich wehre mich gegen mich selbst. (Sie will auf den Kirchhof.)

Badegast (faßt ihre beiden Hände, hält sie fest, sieht ihr mit leuchtendem Blick in die Augen. Pause. Dann leise, weich): Ach Elke; es hilft dir ja doch nichts.

Elke (stößt einen Schrei aus, reißt sich los, eilt in den Kirchhof bis zur Treppe).

Badegast (jubelnd): Heut abend an der Aldermanndüne!

Elke: Leben Sie wohl — für immer.

Badegast: Auf Wiedersehen! (Er eilt hinaus.)

Elke (nach einer Pause): „Es hilft dir ja doch nichts" — sagte er. — — Johannes, Johannes! (Sie sinkt auf die unterste Stufe, drückt ihren Kopf gegen das Geländer, schließt die Augen.)

Küster (kommt aus der Kirche und will nach dem Pfarrhaus).

Dritte Szene

Elke. Küster.

Küster (mit wildem Frohlocken vor sich hin): Ein Freigeist! Ein Freigeist! Gotthold Firles einziger, lieber Sohn ein Freigeist! (Er sieht Elke.) Meine kleine Elke, sitzest du hier? (Er beugt sich nach unten.)

Elke (ohne sich zu regen, matt): Meiner Mutter Kind.

Küster: Du mein armes krankes Singvögelchen. Das liebe Köpfchen matt, die blanken Äuglein geschlossen. Warte; jetzt wollen wir uns freuen! Uns freuen über Gotthold Firles Sohn — über seinen von allen ihm einzig übrig gebliebenen, lieben Sohn — (mit lautlosem Hohnlachen:) über den Freigeist, den Freigeist —

Elke: Legt mich auch hinter die Kirchhofsmauer.

Küster (weicht entsetzt zurück): Was soll das?

Elke (halb singend): Unters blühende Heidekraut, unters wehende Gras.

Küster: Sie sagten dir's? Von deiner Mutter?! (Er eilt herab.)

Elke (öffnet die Augen, bleibt mit dem Kopf angelehnt): Armer Großvater, mußtest den Herrn Pastor erst so lange bitten, bis der Herr Pastor so gütig war.

Küster (knirschend): So gütig! Bis er die Tochter ins Loch werfen ließ, dem Vater die Seele zerstampfte, dem unschuldigen Kinde das Herz brach. (Wild:) Aber die Missetat soll an ihm heimgesucht werden bis ins vierte Glied.

Elke: Vielleicht weiß Gott nichts davon.

Küster: Er soll davon wissen! Ich will's zu ihm aufschreien, bis er mich gehört hat. (Er kauert sich neben Elke auf die Treppe; voll zitternder, angstvoller Liebe, preßt ihren Kopf an sich; flüstert:) Von Haus zu Haus bin ich damals gelaufen, und in jedem Hause habe ich jeden gebeten — angefleht: „Da ist meiner Tochter Wieke ihr Kind; sagt es dem Kinde nicht, laßt das Kind das vierte Gebot halten." In jedem Hause hatten sie Mitleid mit dem Kinde; aber als ich unter jenes christliche Dach kam — — Die alte Frau freilich; doch er — (Er springt auf, ballt seine Hände gegen das Pfarrhaus, schüttelt sie.) Unter jenem christlichen Dache darf ja nicht gelogen werden; um Gottes willen nicht eine Lüge, auch aus Barmherzigkeit nicht. (Er bückt sich, zieht mit zitternden Händen Elke in die Höhe; mit vor Leidenschaft fast erstickter Stimme:) Aber wir werden gerächt: deine Mutter, du — ich! Gerächt an Gotthold Firles gläubiger Seele von Gotthold Firles ungläubigem Sohn. (Mit wachsender Wildheit:) Drinnen steht er auf der Kanzel und predigt; und drinnen sitzt der alte Mann und hört zu. Und jedes Wort aus dem Munde des Jungen ist für die Seele des Alten ein Leidenskelch, eine Dornenkrone, ein Speerstich! Denn jedes Wort kommt aus einem ungläubigen Herzen. (Er wirft wie in Ekstase beide Arme über seinen Kopf.) Ein Freigeist, ein Freigeist! Komm! Wir wollen hinein! Wir wollen dem Jungen zuhören und dem Alten dabei ins Gesicht sehen. (Fanatisch:) Hosianna! Hosianna! Wie stehet geschrieben?

Aug' um Auge, Zahn um Zahn — Kind um Kind. Komm, komm! (Er will Elke mit sich fortziehen.)

Schlußgesang der Gemeinde nach der Predigt: „Nun danket alle Gott!" Bald darauf Glockengeläute.

Küster (nach einer längeren Pause): Schon aus, die Predigt!

Einzelne Leute (kommen aus der Kirchtür und entfernen sich durch die Pforte des Friedhofs).

Küster: Ich muß hören, was die Gemeinde zu Gotthold Firles Sohn sagt — zu dem Freigeist, dem Freigeist! (Er geht eilig vor.)

Elke (setzt sich auf die Mauer beim Grabe ihrer Mutter).

Vierte Szene

Elke. Küster. Fischer. Darunter Knut und Heine. Später Marik mit Frauen. Das Glockengeläute verklingt bald darauf.

Die Leute (stehen in Gruppen beisammen).

Küster (von einer Gruppe zur andern eilend): Nun, was sagt ihr, Leute? Das war doch eine Predigt! Solche Predigt haben wir bei uns lange nicht gehört — nicht seit dreißig Jahren und länger. Das war Fortschritt, Aufklärung, Licht — in der Predigt! Was meint Ihr, Heine?

Heine: Ik mein, wier de Jung uns' Pastur — de Jung ward uns de oll Badeinsel woll gewen.

Bewegung.

Marik (strahlend vor Stolz an der Spitze der Frauen): Ja, Lüd un Kinners — mien Hänsken! Ik möt dat weiten, ik hebb em upbördt. Wat wiert vör 'n Kirl! Un wat wier' hüt vör 'ne Predigt! Vör de Predigt seid ji alltausammt veel tau dämlich. (Sie geht mit den Frauen nach hinten.)

Knut: De Jung, ja, de Jung! Dat is einer. Äwerst so einen, as de Oll — Ik segg man blot, so einen, as de Oll —

Küster (hastig einfallend): Wißt ihr, was in des Jungen Predigt heute gesungen und geklungen hat wie unsere Glocke so hell und laut, weithin von der Düne über das Meer? Die neue Zeit! Die neue Zeit, die uns neues Leben bringt.

Heine: Dat möt Ji uns ierst ordentlich begriplich maken, Köster, von wegen der „neuen Zeit".

Küster: Das will ich. Nachmittag kommt ihr alle zu mir ins Schulhaus; dann mach' ich euch klar, welchen Vorteil wir haben würden, wenn der Junge bei uns Prediger wäre.

Heine: Hebbt ji hürt? Nachstens makt uns de Köster begriplich, dat wi de Jung as Preister hebben möten; de Jung giwt uns, wat wi bruken; hei giwt uns de neue Zeit.

Starke Bewegung.

Küster: Aufklärung, Fortschritt! Also auf nachher! (Er geht in die Kirche.)

Knut: J ne, ne, ne! (Er tritt in lebhafter Unruhe zu den übrigen.) Wotau bruken wi bi uns woll de neue Zeit?

Heine: De möten wi hebben.

Die Leute und Marik (begeben sich allmählich fort).

Johannes (ohne Ornat, erscheint in der Galerie).

Fünfte Szene

Elke. Johannes.

Johannes (in mächtigster innerer Bewegung): Überstanden! (Er erblickt Elke.) Wie siehst du aus? Tat man dir etwas? Mein Vater —

Elke: Ach, Johannes, ich weiß nicht aus noch ein in der Welt.

Johannes: Kann ich dir helfen?

Elke: Du, nur du! (Sie erhebt sich, steht ruhig und bleich vor ihm.) Du kennst Gottes Wort, kannst es mir deuten.

Johannes (setzt sich): Was ist dir daran dunkel?

Elke (feierlich): „Der Eltern Missetat wird heimgesucht an den Kindern."

Johannes (voll wachsender glühender Empfindung): Ach Elke, das ist ein grausames Wort. Wie kommst du dazu?

Elke (hängt mit ihren Augen an seinen Lippen): Und ist es wahr?

Johannes: In gewissem Sinne, ja —

Elke (wie entgeistert): Es ist wahr!

Johannes: Aber nicht Gott gab und erfüllt das fürchterliche Gesetz.

Elke: Wer sonst?

Johannes: Die Natur selbst; unsere menschliche Natur: Denn

das ist die große fluchvolle Erbsünde, die wir schuldlos auf uns genommen, das allein! Leidenschaften und Laster eines Vorfahren vererbt auf Tochter und Sohn, auf Enkel und Enkelskind. Ein ganzes Geschlecht davon ergriffen, dadurch zerstört.

Elke (mit angehaltenem Atem): So muß die Tochter sein, wie die Mutter war, so muß sie es darum sein?

Johannes: Wie meinst du das: „darum"?

Elke (dem Grabe zugewendet, wie zu diesem redend): Da sie in sich die Erbsünde hat, muß sie auch die Sünden der Mutter tragen? Sie mag wollen oder nicht, dagegen sich wehren, so stark sie kann; es hilft ihr nichts: sie muß, muß, muß! Ohne zu wissen warum, ohne dafür etwas zu können, ohne daran schuldig zu sein: (sie steht auf) denn es ist nun einmal ihre Natur! (Pause.) So ist es doch?

Johannes: So kann es sein nach dem unerbittlichen Gesetz der Vererbung. Das gehört auch zu den ewigen Verdiensten unserer Zeit, kein noch so mitternächtiges Dunkel, das ihr siegendes Licht nicht durchdringt.

Elke: Das Dunkel von Gottes Wort?

Johannes (gütig): Ich sagte dir ja, es ist nicht Gottes Wort. Gott ist viel zu gütig und gnädig, zu gerecht und göttlich, um an seinen schuldlosen Geschöpfen solchen Henkersspruch vollstrecken zu lassen. (Pause.) Ach, Elke!

Elke (im Ton herzzerreißenden Jammers): Der Eltern Missetat wird heimgesucht an den Kindern. (Sie stürzt fort.)

Johannes: Ihre Mutter? Was tat ich?!

Pastorin (kommt durch die Galerie aus der Kirche, lehnt sich einen Augenblick mit schwindender Kraft an den Türpfosten, steigt dann langsam herab).

Sechste Szene

Pastorin. Johannes. Dann Küster und Pastor.

Pastorin (herabsteigend): Er ist mein Sohn. Eine Mutter muß zu ihrem Sohn stehen. — Johannes!

Johannes (macht eine hastig abwehrende Bewegung).

Pastorin: Sahst du während deiner Predigt deinen Vater an?

Aber nicht davon will ich mit dir reden. (Kleine Pause.) Johannes, mein Sohn, glaubst du an Gott?

Johannes: Nicht jetzt —

Pastorin: Gerade jetzt! Ich lasse nicht ab von dir, bis du mir Rede gestanden. — Glaubst du an einen lebendigen Gott?

Johannes (in höchster Erregung): Kann ein Mensch glauben, was er nicht begreift, nicht zu begreifen vermag, und wenn darüber seine Vernunft in Stücke ginge?

Pastorin: Darum ist Religion Glauben und nicht Vernunft, weil du nicht zu begreifen vermagst. Du sollst nicht begreifen.

Johannes: Ebensogut könntest du mir befehlen: du sollst nicht hören, nicht sehen, nicht fühlen.

Pastorin: Ich sage dir nur: du bist von der Erde und Gott ist vom Himmel. Wir, die wir hier unten stehen, können nur unsere Hände aufheben: Abba, lieber Vater, hier bin ich.

Johannes: Das ist der Standpunkt eines Kindes, dem allerhöchsten Besitz des Menschen gegenüber.

Pastorin: Ja, Johannes, es ist unser allerhöchstes und allerheiligstes Eigentum, daran wir nicht rühren dürfen. Sobald du also den lebendigen Gott nicht siehst, fühlst, hörst — mit Händen nicht greifst, glaubst du auch nicht an ihn? Versteh' ich dich recht?

Johannes (abgewendet): So ungefähr —

Pastorin (mit wachsender Angst): Und kann solcher Mensch Prediger werden?

Johannes: Warum nicht?

Pastorin: Weil er den Gott, der in unserm Herzen lebt, verkündigen muß, ohne an ihn zu glauben, da er ihn mit seiner Vernunft ja nicht zu fassen, mit seinen Händen nicht zu greifen vermag. Johannes, mein lieber Sohn, könntest du mit solchem reinen Vernunftglauben Geistlicher werden? (Sie steht in bebender Erwartung.)

Johannes: Ich —

Pastorin (fällt ihm angstvoll ins Wort): Aber was rede ich nur? Du willst ja gar nicht begreifen, sondern glauben — nichts anderes, als glauben!

Johannes (verzweiflungsvoll): Könnt' ich's!

Pastorin: Du kannst nicht? (Tonlos:) Und dann standest du heute auf der Kanzel, von der herab dein Vater armen Fischern über dreißig Jahre das Evangelium verkündigt?

Johannes: Ich habe es nicht herbeigeführt. Es war Kampf und Qual genug. Nun es einmal dazu gekommen war, mußte ich reden, wie es in mir gegründet steht. Oder willst du, daß ich in unserem Allerherrlichsten und Allerheiligsten hätte heucheln und lügen sollen?

Pastorin: Davor bewahre mich Gott, und hast du auch heute deines Vaters ganze Hoffnung zuschanden gemacht.

Johannes (wirft sich nieder).

Pastorin: Du bist unglücklich? (Sie nähert sich ihm.)

Johannes (richtet sich halb auf): Ich war's über alle Maßen.

Pastorin: Weil du in Zweifel verfielst?

Johannes (immer leidenschaftlicher, halb sinnlos): Weil ich den lebendigen Gott in Todesangst suchte und nicht fand, da mein Glauben nicht umklammern konnte, was meine Vernunft nicht begriff. Ich habe gerungen wie ein Verzweifelter, gelitten wie ein Sterbender; es hat mich getrieben von einem Abgrund zum anderen, bis an den Rand des Verderbens, bis zum Entschluß, mich selbst zu vernichten —

Pastorin (stößt hervor): Du, bis zum Selbstmörder —

Johannes: Ein Christ und Theologe. (Er stürzt vor ihr nieder, umschlingt sie.) Mutter, ich sage dir: ich habe erfahren, wohin wir gelangen können, und daß kein Mensch für sich einzustehen vermag. (Er reißt seinen Rock auf.) Damit du mir glaubst, wie riesengroß mein Jammer gewesen, sieh hier, hier! Ich trag's zu jeder Zeit bei mir, ein Warner und Mahner, daß ich der Stunde gedenke, wo ich hilflos und kraftlos, ohne Glauben, ohne Hoffnung, als einzigen Strahl in der Finsternis die Sehnsucht nach ewiger Nacht — (Er hält eine Kapsel in die Höhe.)

Pastorin: Gift! (Sie entreißt es ihm.)

Lange Pause.

Pastorin (tonlos): Und jetzt? Was soll jetzt werden?

Johannes (ermannt sich): Jetzt fand ich den Weg, auf dem ich fortschreiten werde, unbeirrt, unaufhaltsam.

Pastorin (wie oben): Und der dich wohin führt?

Johannes: Zu dem Platz, auf dem ich zu wirken und zu nutzen hoffe ohne den dogmatischen Gott meines Vaters, aber auch mit einem Gott: dem urewigen Allgeist des Guten. Willst du mich darum verdammen?

Pastorin (mit mächtiger Mutterliebe): Glauben will ich an dich. Ach, mein Sohn! Mit Wonne habe ich dich unter meinem Herzen getragen, mit Schmerzen dich geboren, mit Leid und Lust ohne Ende heranwachsen sehen. In hundert Nächten lag ich und rief unter Seufzern und Tränen den Himmel um dich an. Du bist gut — du mußt gut sein! Um wessen Seele die Gebetstränen einer Mutter geflossen, dessen Haupt wurde gesalbt.

Küster (tritt vor): Der Herr Pastor, Herr Kandidat.

Pastor (erscheint oben).

Pastorin (eilt ihrem Mann entgegen, ruft ihm stark und freudig zu): Gotthold, ich glaube an ihn!

Pastor (bleibt oben stehen; mit starrer Ruhe): An wen?

Johannes: Vater! (Er will auf ihn zu.)

Pastor (gewaltig): Atheist! (Er weist ihn zurück.)

Pastorin (stößt einen Schrei aus).

Vierter Akt

Das Zimmer des ersten Aufzugs. Es ist später Abend; eine Öllampe erleuchtet schwach den Flur; in der Küche auf dem Herde brennt ein helles Feuer. Von der Lampe muß ein breiter Strahl den Platz vor dem Fenster erleuchten. Dann und wann schwacher Wind.

Erste Szene

Pastorin sitzt beim Fenster im Dunkeln. Marik kommt nach einer Pause aus der Küche.

Marik (ruft ängstlich): Fru Pastern!

Pastorin (aus schweren Gedanken aufschreckend): Ja! (Sie besinnt sich.) Ich bin hier.

Marik (vorwurfsvoll): In Dustern!

Pastorin: Ich hörte auf den Wind. Aber du kannst Licht bringen.

Marik (geht in die Küche).

Pastorin (bleibt sitzen, murmelt): Dunkel, so dunkel.

Marik (bringt die Lampe, stellt sie auf den Nähtisch).

Pastorin: Es blendet. (Sie bedeckt die Augen.)

Marik (barsch): Wann gibt's denn an dem heiligen Sonntag eigentlich Abendbrot!

Pastorin: Ist's schon so spät? (Sie nimmt die Hand von den Augen.)

Marik: Bald Klock nägen. (Tendenziös:) Essen hält Leib und Seel zusammen. (Pause; im frischen und hoffnungsvollen Ton:) Vielleicht dat unse rode Grütt em doch wedder smeckt.

Pastorin (gedankenlos): Vielleicht.

Pause.

Marik (macht sich zu tun; im heitersten und harmlosesten Ton): Wat ik seggen wollt — Hüt morrn hebb ik rode Bohnen steckt; damit hei doch en bäten wat Gräunes vörs Hus kriegt, wie dazumaln, as hei noch ein dummer Junge war. (Sehr vergnügt:) In de Bohnenlaub können Sei un de Herr Paster denn hübsch mollig mit unsn Kannedaten sitten.

Pastorin: Gute Marik.

Marik (böse): Gut hin, gut her! Ein is doch grad kein Unminsch nich, wenn man ok sunsten — (Sie bricht mit Emphase ab. Pause; dann weinerlich:) Sei sünd nu ok so! (Aufgebracht:) Wat hadd mien Hänekken denn eigentlich dhan, dat Sei ok so sünd?

Pastorin (steht mit Anstrengung auf): Wo ist mein Mann?

Marik: J der! (Scheinbar gleichgültig:) Woll noch immer da drinnen. (Sie zeigt mit dem Kopf nach der Kammer rechts vorn.)

Pastorin: Immer noch eingeschlossen? (Sie kommt langsam vor.)

Marik (ärgerlich): Un is mich auch völlig eingal! (Sehr aufgebracht:) Du leiw Herrgott! De Mann tut ja akkrat, as wenn sien einziger Sähn wen umbracht hadd! Dat unschüllig Kind, mien oll gode Jung.

Pastorin: Gut ist er.

Marik (beleidigt): O de, mien Hänsken? Ui je! — Un von wegen siene Predigt hüt Middag —

Pastorin (macht eine ängstliche abwehrende Bewegung).

Marik (ohne sich im mindesten daran zu kehren, voll leidenschaftlicher Überzeugung): So 'ne Predigt! — Ik bün man ein niedrigen Deinstboten, un ik segg man: mi hadd dat ganz utverschamten gefallen. (Pathetisch:) So wunnerschön studiert un geliehrt! (Entzückt:) Kein Wurd hebb ik begripen! Ein hadd dat de oll Red ordentlich anrüken können, wie veel wi uns dat hebben kosten laten. (Sehr scharf, mit entschiedener Kopfbewegung:) Wenn em so 'ne Red nich god gnaug is, sall hei sik Sünndags sülben was vördunnern; un wenn hei so 'ne Red tau Stand bringt, will ik as öllerhaftes, unverfrigtes, äwer anständiges Fruentimmer up miene oll'n Dag noch Mops heiten. (Pause.) Wo wolln Sei nu allwedder hin?

Pastorin: Zu meinem alten Mann.

Marik (unruhig): Den laten's man ruhig sitten; de begiwt sik schon ganz von sülbn.

Pastorin (abweisend): Du kannst nach dem Essen sehen.

Marik (bleibt ruhig stehen): Wat ik seggen wollt — De oll Heid von Köster — Makt de Racker hier ja woll eine reine Rebelljon.

Pastorin: Gegen meinen Mann?

Marik: Wat weit ik? Dat ganze dämliche Mannsvolk hockt bi em; un was die Frauenzimmers sind auch; alle olln Wiwer! Da reden un reden sie nun.

Pastorin (stärker im Ton): Gegen meinen Mann? (Sie setzt sich vorn auf einen Stuhl.)

Marik (sehr unruhig): Un Köster Boschen siene Elke — seit hüt Middag ümmer draußen herum! (Aufgeregt:) Wat de lütt Dirn woll wedder hat?

Pastorin: Das Kind muß auch schwer tragen.

Marik (seufzt stöhnend auf, dann feierlich, in ihrem besten Hochdeutsch): Wissen Sie, was ich bin, Frau Pastorin? (Mit plötzlicher Wut:) En oll Ekel bün ik! (Sie schlägt sich mit beiden Fäusten an den Kopf.)

Pastorin (sanft): O Marik. — — Geh jetzt.

Marik (nähert sich ihr langsam und scheu): J Fru Pastern, laten

Sei ehre olle dumme Marik man bliwen. (Sie wirft sich plötzlich vor ihr nieder, leidenschaftlich:) Und wenn auch nichts nich an ihr ist; und wenn sie auch von Mutterleib an eine miserabligte, sündhafte, eklige Kretur is — (Sie schlingt sanft beide Arme um ihren Nacken; mit erstickter Stimme:) Vör ehre Fru Pastern un ehr Hänsken — (Sie weint bitterlich.)

Pastorin: Sei nur still.

Marik (schluchzt immer heftiger): O Fru Pastern, Fru Pastern! (Plötzlich im hellen Zorn gegen sich selbst:) Heul du un heul! (Sie steht auf, trocknet sich die Augen, lacht schrill auf:) Dumme Gans! (Sie streichelt an der Pastorin voll innigster Zärtlichkeit, wie an einem kranken Kinde herum.) Laten's man sinning, Fru Pastern; sein's man ganz stilling, miene olle, lütte, leiwe Fru! Wat ik un Sei sünd, wi twei weiten — (Mit Energie:) God is hei, un god bliwt hei! (Wieder weich:) So, und nun gehen Sie zu dem alten, einsamen Wurm von Paster; das tut Ihnen am wohlsten. (Sie geht in die Küche, schließt leise die Tür.)

Zweite Szene

Pastorin. Pastor in der Kammer rechts vorn.

Pastorin (geht langsam zur Kammertür, klopft leise. Pause): Gotthold!

Pastor (antwortet nicht).

Pastorin: Mach auf, Gotthold. Laß mich zu dir, deine alte Frau.

Pastor (antwortet nicht).

Pastorin: Wir wollen auch diese Prüfung zusammen tragen.

Pastor (in der Kammer): Geh.

Pastorin: Ich bleibe vor deiner Tür, bis du mir öffnest.

Pastor (wie oben): Laß mich allein mit meinem Gott.

Pastorin: Ich will dir ringen helfen.

Pastor (wie oben, dumpf): Allein mit Gott —

Pastorin: Dir ringen helfen für uns und unseren unglücklichen Sohn.

Pastor (wie oben): Du glaubst an ihn?

Pastorin: Mutterliebe glaubt immer.

Pastor (wie oben): So baue ihm mit deinem Segen Häuser! Ich —

Pastorin: Mann, Mann! Um Gottes willen —

Pastor (wie oben, fanatisch): Mein Vaterfluch reißt sie nieder!

Pastorin: Hör ihn nicht, Vater im Himmel!

Pastor (wie oben, machtvoll): Höre mich!

Pastorin: Gotthold! (Sie lauscht angstvoll.)

Tiefe Stille.

Pastorin (sinkt mit einem Schmerzenslaut gegen die Tür).

Elke (erscheint im Flur).

Pause.

Dritte Szene

Pastorin. Elke.

Elke (steht im Flur): Frau Pastorin.

Pastorin (rafft sich auf): Du bist's. Komm doch herein.

Elke (kommt langsam und scheu herein).

Pastorin: Wo warst du?

Elke: Draußen. Es war so dunkel, so wild. (Sie sieht sich um.) Wie friedlich und hell es hier ist.

Pastorin (nimmt ihre Hand, gütig): So bleibe bei mir.

Elke (sehr leise): Wenn ich dürfte. (Sie schmiegt sich an sie.) Immer bei Ihnen bleiben. Aber ich darf nicht! (Sie löst sich von ihr.) Wo ist Johannes? (Sie geht ruhelos auf und ab.)

Pastorin: Er ging noch einmal aus.

Elke: Zu mir kam er nicht.

Pastorin: Er mußte wohl allein mit sich sein. (Sie setzt sich, nimmt mechanisch eine Handarbeit.)

Elke (immerfort hin und her): Zu mir hätte er doch kommen können.

Pastorin (läßt die Hände sinken): Mein Sohn sprach heute mit dir?

Elke (nickt).

Pastorin: Armes Kind!

Elke (geht zu ihr): Sie wollen nicht, daß er mich zur Frau nimmt?

Pastorin: Könnte er's!

Elke (tonlos): Er kann nicht?

Pastorin: Er darf dich keinesfalls an sich binden — ohne jede Aussicht auf eine sichere Zukunft, wie er jetzt ist.

Elke (verzweiflungsvoll): Was soll ich tun, wenn er mich verläßt?

Pastorin: Er verläßt dich nicht; aber als ehrlicher Mann darf er dir keine Versprechungen machen. Denn — (sehr leise:) Prediger kann er nicht werden.

Elke (sieht sie starr an): Ganz unmöglich?

Pastorin: Nach allem, was heute vorgefallen ist, mußt du das doch selbst einsehen.

Elke: Ich sehe es ein. (Sie sinkt hinten auf einen Stuhl, läßt die Arme herabhängen.) Mir ist eben nicht zu helfen. (Sie starrt vor sich hin.)

Pastorin (steht auf): Du kannst ja warten, bis er sich ein neues Leben gegründet hat. (Sie geht zu ihr.)

Elke (sieht auf): Dauert das lange?

Pastorin: Was nennst du lange, wenn du ihn liebst?

Elke: Viele Jahre lang. Viele Jahre lang immerfort in der Einsamkeit. Und immerfort warten und warten.

Pastorin: Auf dein Glück.

Elke (mit eigentümlichem Ausdruck): Mein Glück —

Pastorin (herb): Aber vielleicht liebst du meinen Sohn gar nicht?

Elke (apathisch): Was hülfe mir's auch? Der Herr Pastor gibt's ja doch nicht zu. Selbst wenn ich warten und warten wollte.

Pastorin (geht zu ihr): Auch der Mann soll Vater und Mutter verlassen und dem Weibe anhangen.

Elke: Das sagen Sie?

Pastorin: Wenn du ihn also wirklich liebst — (Erglühend:) Liebe ist das höchste auf Erden. (Pause.) Woran denkst du?

Elke: Daß ich sein muß, wie meine Natur ist.

Pastorin: Das muß jeder. Jeder muß sich selber getreu bleiben.

Elke: Denn niemand kann aus sich heraus. (Sie steht auf.) Mir ist so bang! (Sie geht am Fenster vorüber, bleibt stehen, stößt einen leisen Schrei aus.)

Pastorin: Was ist dir?

Elke: Drüben auf der Düne —

Pastorin: So sprich doch!

Elke: Lauert dort nicht jemand auf mich?

Pastorin: Kein Mensch läßt sich mehr sehen.

Elke: Hören Sie!

Pause.

Pastorin: Nur der Wind.

Elke: Gesang —

Pastorin: Die Wellen.

Elke: Das Lied von dem armen jungen Ding, welches auch nicht an den Strand kommen will. Und es kommt doch.

Pastorin: Du bist krank.

Elke: Schlecht bin ich! (Sie wirft sich leidenschaftlich vor ihr nieder.) Es ist etwas in mir, das mich schlecht macht. O Mutter, Mutter!

Pastorin: Wie eine Mutter will ich dir beistehen. (Sie beugt sich zu ihr herab.)

Elke (kriecht in sich zusammen): Rühren Sie mich nicht an! Sie wissen ja nicht — O Gott im Himmel! (Sie bricht in lautloses, krampfhaftes Schluchzen aus.)

Pastorin: Er helfe dir, die Prüfung zu bestehen.

Elke (richtet sich auf): Beten Sie für mich. (Vollkommen verwandelt, ruhig und ernst:) Wenn Sie Johannes sehen, sagen Sie ihm, es sei besser so — für ihn sei's so am allerbesten. Denn er soll einmal eine Frau haben, um derentwillen er nicht Vater und Mutter verlassen, eine Frau, an welcher keine Missetat heimgesucht werden muß, für welche die Liebe das Höchste auf Erden ist, die auf ihn warten kann, jahrelang warten, in Einsamkeiten und Öden. Sagen Sie Johannes von mir, es wäre für ihn das größte Unglück gewesen, wenn es anders gekommen, als wie es gekommen ist.

Pastorin: Du verlässest ihn?

Elke: Ja. (Sie geht langsam zur Tür.)

Pastorin: Also hast du ihn doch niemals geliebt?

Elke: Niemals.

Pastorin (heftig): Das glaub' ich dir nicht. — Was willst du tun?

Elke: Meiner Natur folgen. (Sie wendet sich auf der Schwelle zurück:) So friedlich und hell — (Sie geht.)

Vierte Szene

Pastorin. Elke draußen.

Pastorin (nach einer Pause): Was meinte sie nur? (Sie eilt zum Fenster, reißt es auf, ruft:) Elke!

Elke (geht vorbei, wird vom Schein der Lampe beleuchtet).

Pastorin: So höre doch —

Elke (ohne stehen zu bleiben): Gute Nacht.

Pastorin: Bleibe noch!

Elke (bereits entfernter): Ich darf nicht.

Pastorin (sich weit hinausbeugend): Der Herr segne und behüte dich, Kind.

Elke (aus der Entfernung): Und sei mir gnädig.

Pastorin (am Fenster): Sie geht nach Haus. (Mit ausbrechendem Jammer:) Prediger kann er nicht werden. (Pause.) Vermag ich ihm denn gar nichts zuliebe zu tun? In seiner großen Not? (Pause.) Ich will ihm sein Bild aus der Kinderzeit in sein Zimmer stellen. Das soll zu ihm reden. (Sie geht nach rechts hinten ins Zimmer von Johannes.)

Fünfte Szene

Das Folgende mit möglichst gedämpfter Stimme. Männer und Frauen der Insel, denen man ihre Armseligkeit und Dürftigkeit ansehen muß, kommen unter Anführung des Küsters, der ein verwandelter Mensch ist, hoch aufgerichtet, voll leidenschaftlichen Lebens. Eine besondere, von den andern stark abstechende Abteilung bilden die Leute von Holms. Sie sind von allen die Armseligsten und Dürftigsten, von allen die Undankbarsten und Rohsten. Unter den Leuten befinden sich Heine und Knut. Letzterer ist scheu und ängstlich; es ist, als schäme er sich. Zuerst wagt sich nur ein Teil der Leute ins Zimmer; später drängen, von dem Küster und Heine gereizt, die übrigen nach. Der ganze Flur steht voll Volks. Marik stürzt wütend aus der Küche, wird im Flur aufgehalten und von heftig gestikulierenden Weibern umringt. Pastor in der Kammer. Dann Ahne Jürgens. Das Zimmer ist nur schwach erleuchtet

Küster (allen vorauseilend): Nicht hier? Wartet! Ich hole ihn! (Er eilt zur Kammertür rechts vorn, pocht:) Herr Pastor! Ich bin's, der Küster. Männer der Gemeinde sind da. Sie kommen in einer Sache der Gemeinde zu Ihnen.

Pastor (in der Kammer, mit matter Stimme): Morgen.

Küster: Die Leute wollen noch heute mit Ihnen reden, in einer Angelegenheit, welche die Kirche betrifft.

Pastor (stark): Ich werde kommen.

Küster (lacht): Denn es gilt seine Pflicht zu tun. (Er geht hastig zu den Leuten:) Nun sagt's ihm aber auch gehörig! Besonders ihr Leute von Holms. Ihr Holmser müßt es ihm ganz besonders gehörig sagen.

Ahne Jürgens (wird gebracht).

Bei ihrem Anblick entsteht starke Bewegung.

Küster: Ahne Jürgens! Dann muß heute der jüngste Tag bei uns sein, weil sich das alte Gerippe aus seiner Gruft heben ließ.

Die Stimme (tief aus dem Hintergrund): Nu holt dem Düwel siene Grotmoder den Preester!

Unruhe.

Ahne Jürgens (wird auf einem hochlehnigen Binsensessel von ihren vier blondlockigen, elend gekleideten Urenkeln hereingetragen. Sie ist eine uralte, kontrakte Frau mit blinden, festgeschlossenen Augen; die vollkommen regungslose, hohe und hagere Gestalt sitzt steif wie ein hölzernes Bildnis auf dem Sessel; ihre Kleidung besteht aus dunkeln Lumpen. Das schwarze Kopftuch ist auf die Schultern herabgefallen, weiße Haarsträhne umwirren das fahle Gesicht, das große, harte Züge hat. Sie macht einen unheimlichen, beinahe diabolischen Eindruck, was das Volk empfindet).

Der älteste Urenkel: Urgrotmoder will ok mit dobi sien.

Die Knaben (setzen den Stuhl hinten bei der Treppe nieder und bleiben bei ihm stehen).

Küster: Das ist ja hübsch, daß eure gute Urgroßmutter auch dabei sein will, wenn wir munter sind. (Er geht zu ihr, ruft ihr zu:) Noch ümmer nüdlich alert, Mudding? (Er beugt sich über sie:) Nu seggt dat dem Preester ok, dat wi em hier nich länger lieden wulln. (Er tritt zurück.) Aber besonders ihr Leute von Holms! Ihr seid die Allerärmsten, ihr müßt es ihm daher am allereindringlichsten sagen.

Ahne Jürgens (mühsam lallend): Is dat de Kirl, de den Preester will runner hebben?

Heine: Runner möt de Preester!

Knut (scheu und erregt): Ne, ne! Ji ward doch nich! Den olln Mann!

Ahne Jürgens: Möten wi den Preester — (sie stößt das Wort immer scharf und schrill wie im Zorne hervor) betahl'n, davör dat hei Preester is?

Knut: J ne, Mudding, wi nich.

Die Stimme: Wi ok!

Bewegung.

Ahne Jürgens: Wovör möten wi ok den Preester — betahl'n?

Knut: Doch woll, dat hei uns Gottes Wurd liehrt.

Ahne Jürgens (allmählich zusammenhängender, deutlicher und stärker redend): Tau eten sall hei uns gewen! Wenn wi em vör Gottes Wurd — betahl'n möten, sall hei uns leiwer tau eten gewen.

Die Stimme: Dat makt satt.

Knut: O Mudding —

Ahne Jürgens (zornig): Tau eten, tau eten! Kiekt mi an! Ik bün de Alleröllst un (sie wimmert) — mi hungert.

Das schreckliche Wort macht starken Eindruck.

Küster: Kriegt ihr die Badeinsel, könnt ihr alle Tage Kuchen essen.

Ahne Jürgens (leise): Un mi hungert — —

Küster: Aber er will ja nicht, daß ihr Kuchen eßt.

Bewegung.

Küster: Und Hunger tut weh. Seht Ahne Jürgens an! So könnt ihr einmal alle hungern, solltet ihr auch so alt werden.

Starke Bewegung.

Ahne Jürgens (mit heller, scharfer Stimme, jedes Wort stark akzentuierend): Wenn wi den Preester — betahl'n möten; un wenn hei uns mit Gottes Wurd nich satt maken kann, sall de Preester runner.

Die Stimme (wie ein Echo): Runner!

Bewegung aller.

Knut: Ne, ne! Up siene olln Dag!

Heine: Köster, seggt dem Preester dat.

Küster (mit dem Ausdruck unversöhnlichen Hasses): Ja, ja! Ich werde mit dem Manne schon sprechen.

Knut: J ne, Köster, ne! Kinnings, ne!

Heine: Worüm will hei nich, as wi wull'n.

Ahne Jürgens: Wenn ik ok up miene beidn Ogen blind bün; un wenn ik ok miene beidn Hänn un Fäut nich mehr rührn kann. Dat ein weit ik, un dat ein segg ik: Möten wi den Preester — betahl'n, möt hei wulln, as wi wull'n.

Knut: De oll, true, gode Mann.

Küster: Gut! Weil er euch den schönen Verdienst nicht lassen will? Treu! Weil er euch lieber dem Satan überliefert, als euch einen fetten Bissen gönnen? Alt! — Jawohl! So lange er brauchte, um aus einem jungen Manne ein alter Mann zu werden, hat er euch geduckt, geduckt, geduckt! Bis auf den Grund aller Gottes- und Teufelsfurcht — bis auf den Grund alles Elends hinunter.

Anwachsende Bewegung.

Knut (läuft von einem zum andern): Blot nich, blot nich! Nich so wat! O ne, ne, ne!

Küster (hat bei der Kammertür gelauscht, kommt eilig in die Mitte): Alle Leute heran! Vor, ihr Holmser! — Mehr vor! — Noch mehr! Er kommt.

Allgemeine heftige, aber nicht laute Bewegung.

Heine (pflanzt sich breitspurig auf, zündet sich eine Pfeife an): Dat schert mi den Düwel wat!

Knut (tritt vor ihn, mißt ihn mit einem feindseligen Blick, schüttelt gegen ihn seine Faust): Halunk! (Leise zu den andern:) Sine olle Fru!

Es wird lautlos still.

Pastorin (kommt aus der Kammer rechts hinten mit einem Licht).

Pastor (tritt mit ihr zugleich aus der Kammer; er erscheint greisenhaft alt, hält sich aber mit mächtigem Willen aufrecht).

Es wird hell.

Sechste Szene

Die Vorigen. Pastor. Pastorin. Marik.

Pastorin (eilt auf den Küster zu): Ach, Ole, was wollen alle diese Leute?

Pastor (winkt ihr befehlend zu schweigen, kommt langsam und schwerfällig vor): Ihr kommt in einer Angelegenheit der Kirche zu mir? (Mit einem Schimmer von Freude:) Da sind ja auch meine lieben Holmser! Sieh da. Und sogar unser ehrwürdiges Jahrhundert ließ sich zu mir tragen.

Ahne Jürgens: Mien Sähn, wat seggt de Kirl?

Knut: Äwer Mudding, dat is ja de Herr Pastur.

Ahne Jürgens: Seggt de Kirl, dat hei mi allwedder mit Gottes Wurd füttern will? (Wild:) Tau eten! Tau eten!

Marik (drängt sich in höchster Aufregung herein, stürzt zur Pastorin, an deren Seite sie bleibt).

Küster (tritt vor): Jawohl. Wir kamen in einer Angelegenheit Ihres Amtes zu Ihnen.

Pastor: Was habt Ihr mit der Sache zu tun?

Küster: Sie ist zwar nicht meines Amtes, indessen rede ich doch in der Sache: im Namen der Gemeinde.

Pastor: Ihr wähltet den Küster zu eurem Sprecher? (Nach einer Pause:) Mir wäre lieber gewesen, ihr sprächet selbst für euch. Denn zwischen einem aufrichtigen Geistlichen und seiner treuen Gemeinde bedarf es keines Dritten. Da ihr es jedoch anders beschlosset, so —

Küster: Rede ich. (Er sieht den Pastor an.)

Pause.

Pastor (erwidert den haßsprühenden Blick mit einem tieftraurigen; leise): Mein ärgster Feind; das erkenne ich in dieser Stunde.

Küster (langsam und stark): Da wir unsere Feinde lieben sollen, segnen, die uns fluchen, wohltun denen, so uns hassen und verfolgen — Und da Sie Gottes Wort ja wohl Buchstabe für Buchstabe erfüllen — auch dort, wo es Gottes Wort nicht ist, so — (Jäh abbrechend, voll dämonischen Triumphs:) Übrigens sind alle diese Ihre Feinde.

Pastor: Meine Gemeinde?

Pastorin (will wie schützend auf ihren Mann zu).

Pastor (weist sie von sich hinweg).

Küster: Über deren Seelen Sie Gottes Wort länger als dreißig Jahre wie eine Geißel geschwungen, immer nur verdonnernd

und verdonnernd — verdammend und verdammend, sobald eine Seele nicht auf Ihrem Wege und in Ihrer Weise nach dem Himmelreich trachtete. Davon wollen wir uns jetzt befreien; das wollen wir von uns abschütteln, wie man in einem Hause, darin man jahrelang geknechtet ward, von seinen Schuhen den Staub schüttelt, ehe man es mit einer Verwünschung verläßt. Denn, mein orthodoxer und hyperorthodoxer Herr Pastor, eine neue Zeit ist gekommen und diese —

Pastor (mit einer gebietenden Gebärde): Bevor Ihr im Namen der Gemeinde weiter redet — (Er wendet sich zu den Leuten:) Noch weiß ich nicht, was ihr mir durch diesen Mann mitteilen lassen wollt. Aber wenn dieser Mann euch gesagt hat, daß jetzt eine Zeit kam, darin das Christentum nicht mehr das Christentum ist, der Glaube nicht mehr der Glaube; eine Zeit, die dem Geistlichen gestattet, lau und lässig seines Amtes zu walten, nicht fest zu stehen auf seinem ihm anvertrauten Posten, wohl gar mit eigenmächtigen, freien Gedanken zu rütteln an dem Felsen von Gottes unumstößlichem Wort — Wurde dir, du armseliges und unwissendes Volk von Fischern, solche Botschaft verkündet, so wisse: das neue Evangelium ist Lüge — der Himmel weiß nichts davon.

Pause.

Ahne Jürgens (kläglich wimmernd): Mi hungert — Mi hadd hungert, as ik noch en lütt Jör was; mi hungert as Allerölllst. Un hungern ward mi, wenn ik mal von de Doden uperstah. (Mit Haß und Grimm:) Un denn will mi de Preester mit Wurden satt maken?! Stein in Brot sall hei vör mi wandeln, wenn hei en richtigen Preester is mit'n richtigen Glöwen.

Das Volk (wie in einem gellenden Aufschrei): Stein in Brot —

Alle (gellend): Stein in Brot —

Küster: In der neuen Zeit geschehen keine Wunder mehr. Aber solche, welche wähnen, mit ihrem Glauben Berge versetzen zu können, werden von ihr fortgeweht wie Spreu im Wind.

Pastor (hochaufgerichtet): Und käme die neue Zeit als Sturmflut dahergebraust über die winzige Scholle, sie in den Ab-

grund des Meeres zu reißen mit Haus und Hof, Weib und Kind — ich bleibe in diesem Amte, bis meine Zeit kommt.

Küster: Wenn aber die Gemeinde Sie nicht länger als Pastor haben will?

Pastor: Die Gemeinde — meine Gemeinde? Meine Gemeinde will mich nicht länger haben — will nicht?! — Das muß ich aus dem Munde meiner Gemeinde hören. Und auch dann — (Er tritt mitten unter die Leute:) Ihr Leute, auch dann glaube ich euch nicht!

Küster: Wer Ohren hat, der höre! Mich, der ich das Wort für euch führe, nennt er einen Lügner, und gleich wird er auch euch so heißen.

Pastor (mitten unter dem Volke): Ihr wollt mich nicht länger als euren Geistlichen haben? — Knut Enke!

Knut (erschrickt heftig, tritt vor, zittert, will reden, kann nicht, kämpft gewaltig mit sich, wendet sich plötzlich zum Volk, schreit auf): Judas! Judas! (Er bricht sich Bahn, stürzt hinaus.)

Pause.

Pastor: Ein Getreuer. Aber der eine zählt für eine ganze Schar, liebe Katharina. — Also sage du mir's, Heine Manz.

Heine (seine Pfeife dampfend und die Hände in den Hosen): Dat will ik Sei woll seggn. Wi wull'n Sei nich länger as Preester, denn Sei sünd uns tau streng un tau sturr.

Junger Holmser (drängt sich vor, schreit): Un Sei sünd uns tau old!

Die Stimme: Tau old!

Pastor (zeigt den jungen Mann seiner Frau): Dieser junge Mann ist aus Holms, meine liebe Katharina, aus Holms.

Küster (lacht auf).

Mehrere Weiber (voller Entsetzen): Je, Ahne Jürgens! Kiekt blot, Ahne Jürgens! Ne, kiekt blot!

Alle (drängen vor).

Ahne Jürgens (hebt langsam, langsam ihren rechten, steifen Arm in die Höhe; er starrt fleischlos und leichenhaft aus den Lumpen hervor; mit gellender Stimme): Runner, Preester! Runner! Runner!

Die Stimme (wild): Runner! Runner!

Das ganze Volk: Runner! Runner!

Ahne Jürgens (läßt den Arm fallen, ihr Kopf sinkt auf die Brust herab).

Starke Bewegung, einzelne drohende Rufe.

Ahne Jürgens (wird auf ein Zeichen des Küsters hinausgetragen).

Pastor: O mein Herr Jesus!

Pastorin: Gott, warum hast du ihn verlassen?

Pause.

Pastor (ermannt sich): Ihr wünscht an meiner Stelle einen andern Prediger —

Küster (überlaut): Einen jungen, frischen — den!

Pastor: Meinen Sohn!

Johannes (ist eingetreten; er ist sehr bleich).

Alle (blicken auf ihn).

Siebente Szene

Die Vorigen ohne Knut und Ahne Jürgens.

Pastorin und Marik (reden während dieses folgenden Auftritts eindringlich in die Leute hinein, die sich darauf hin allmählich in den Flur zurückziehen).

Johannes: Was ist's mit mir?

Küster: Ja, Herr Kandidat, Sie sollen —

Pastor: Zu diesem rede ich! (Nach einer Pause, ohne seinen Sohn eines Blickes zu würdigen:) Die Leute kamen zu mir, um mich einmütig zu bitten, mein Amt in ihrer Gemeinde niederzulegen, was zu tun ich entschlossen bin.

Johannes: Infolge ihrer Bitte?

Pastor (mit möglichster Ruhe und Einfachheit): Sie wünschen nämlich einmütig eine junge und frische Kraft für meinen Nachfolger im Amt.

Johannes: Haben sie dich ausgenutzt, daß sie dich jetzt abtun?

Pastor: Einmütig wünschen sie dich als Geistlichen. (Er sieht ihn zum ersten Male an.)

Johannes (mit jähem Schreck): Mich —

Heine (tritt bescheiden vor, zieht die Hände aus den Hosentaschen und

die Pfeife aus dem Munde; mit tiefem Respekt): Sei, jung Herr, un keinen annern — indem Sei ok vör de Badeinsel sünd.

Die Stimme: Uns tau eten gewen.

Küster (schnell einfallend): Ein Mann, der die neue Zeit versteht, mit der neuen Zeit geht.

Heine (ehrerbietig): De uns giwt, wat wi hebben möten.

Die Stimme: All Dag Kauken.

Bewegung, Drängen, Rufe.

Küster (plötzlich eine heiße, edle Empfindung enthüllend): Ach ja, Johannes! Und du wirst niemals auf einen Unglücklichen noch im Tode den Stein werfen. (Er hat in heftigster Bewegung seine beiden Hände ergriffen, hält sie fest in den seinen.)

Eine junge Frau (tritt schüchtern vor): Jung Herr, wi bittn Sei recht schön: — Bliewen Sei bi uns.

Die Stimme: Hei bliwt schon. Wi bethal'n em ja!

Junge Frau: Indem Sei doch von unsn olln Paster de Sähn sünd.

Die Stimme (lacht grell auf).

Pastorin: Ich bitte euch, Leute, geht hinaus. Laßt Vater und Sohn sich allein bereden.

Die Stimme: De Pastersfru smiet uns rut.

Marik (in heller Wut): Rut! Rut! Wollt ji woll, ji — Gesindel! (Sie treibt die Frauen hinaus und folgt.)

Küster (bleibt, verbirgt sich hinter der Treppe).

Achte Szene

Pastor. Pastorin. Johannes. Küster; zum Schluß Marik und sämtliche Leute.

Pastorin (steht beim Fenster, beobachtet Johannes in atemloser banger Erwartung).

Pause.

Pastor: Du hast gehört, was die Gemeinde von dir erwartet und hofft. Wie steht es also mit deiner Kandidatur um das betreffende Amt?

Johannes: Um ein Amt, aus dem man dich vertrieb? Niemals! Wie kannst du glauben —

Pastor (immerfort ohne ihn anzusehen): Also denkst du doch daran, dich um ein anderes zu bewerben? (Pause.) Antworte — verantworte dich!

Johannes: Unduldsam gegen jede andere Richtung und Meinung wie du bist, würdest du mich doch nicht verstehen.

Pastorin: Sohn — Mann —

Pastor (möglichst ruhig): Was nennst du unduldsam? Daß es für mich in göttlichen Dingen nur ein Gebot gibt: deine Rede sei ja, ja — nein, nein. Was darüber ist, das ist vom Übel; nur ein Gesetz: Erfüllung der Pflicht.

Pastorin: Seid einig und liebet euch untereinander.

Pastor: Und meine Pflicht als Vater und Geistlicher fordert von mir, dir zu gebieten, dich auszuscheiden aus der Gemeinschaft der Gläubigen. Gott läßt sich nicht spotten. Und du, seinen heiligen Namen in deinem unheiligen Munde führend, lästerst ihn.

Pastorin (kommt langsam vor): Gedenket der Liebe, der alles erduldenden, alles verzeihenden Liebe, die am Kreuz für uns starb.

Johannes (wendet sich in leidenschaftlicher Bewegung seiner Mutter zu): Und die jeden Tag von neuem gekreuzigt werden müßte, um in dem wilden Streit der Parteien Frieden zu stiften.

Pastorin: Wenn du das sagst, wirst du gewiß deinem Vater nachgeben.

Johannes (verzweiflungsvoll): Ach Mutter! Er hört mich ja nicht.

Pastor (leidenschaftlich): Höre ihn! Höre ihn, wie er Vater und Mutter verleugnet, um einem Amte nachzujagen, das seinen Mann nährt, seinen Mann und — die Frau. Denn nur um der Tochter der Dirne und Selbstmörderin willen wurde er der Mensch, als welcher er dort vor dir steht: Renegat an uns, Renegat an Gott, Renegat an sich selbst.

Küster (schleicht zur Flurtür).

Johannes (verliert die Selbstbeherrschung): Nimm diese Beschuldigung zurück, oder — Vater, um Himmels willen, Vater! Widerrufe dieses ungeheuerliche Wort, mit dem du mich unter die Heuchler und Lügner wirfst, oder — du zerreißest das Band, mit dem der Himmel selber unsere Seelen verbunden hat.

Pastor: Da liegt es zu deinen Füßen, zerrissen in Fetzen für diese und jene Welt.

Johannes (stößt einen Schrei aus).

Küster (reißt die Tür auf, ruft wild frohlockend in den Flur): Er wird bleiben! Wir kriegen ihn! Wir machen beim Konsistorium eine Eingabe, daß wir ihn haben wollen, ihn, und keinen anderen, einen freisinnigen Geistlichen!

Die Leute (dringen tumultuarisch herein, schreien dem Küster nach): „Einen freisinnigen Geistlichen!"

Die Holmser (die Johannes umringen, schreien am lautesten).

Johannes (außer sich): Ja, ich bleibe!

Begeisterte Zurufe.

Und sei es nur, um euch und jenem alten Mann zu beweisen, daß ich der Gottlose nicht bin, zu dem ich vor euren Augen verzerrt wurde, daß auch meine frevelhaften Hände die Saat des Guten ausstreuen können. (Er tritt mitten unter sie.) Ich will der eure sein! Denn ihr vertraut mir. Mit allen Kräften meiner Jugend, meiner Überzeugung will ich versuchen, euch dem Himmel entgegenzuführen, ohne euch die Erde zu einem bloßen Jammertal zu machen. Ich will mit euch wirken und nützen — arbeiten, vorwärts schreiten hinein in die neue Zeit — in die neue Welt. Hier nehmt meine Hand.

Alle (drängen zu ihm).

Johannes: Jeder Händedruck ist ein Eidschwur, daß ich zu euch halte mit Felsentreue; denn ihr liebt mich, indessen mein Vater — (Er erstickt ein Schluchzen, will hinausstürzen.)

Pastor (wirft sich ihnen entgegen): Und so gelobe ich: ehe ich dulde, daß ein Unwürdiger an meine Stelle tritt, eher stelle ich diesen jungen Menschen vor ein geistliches Gericht und lasse mein zermalmtes Vaterherz wider ihn zeugen.

Gewaltige Bewegung.

Pastorin (ganz vorn): Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!

Fünfter Akt

Dasselbe Zimmer. Es ist eine Stunde später. Über der Düne geht der Vollmond auf; das Fenster ist offen geblieben, ebenso die Tür zur Kammer der Eltern; die Lampe steht auf dem Tisch vor dem Sofa.

Erste Szene

Pastorin sitzt am Tisch vor dem Sofa und liest in der Bibel. Dann draußen der Badegast.

Pastorin (mit fester Stimme): „Und er machte sich auf und kam zu seinem Vater. Da er aber noch ferne von dannen war, sahe ihn sein Vater, und jammerte ihn, lief und fiel ihm um seinen Hals und küssete ihn."

Pause.

(Sie steht leise auf, geht auf den Zehen zur Kammer rechts vorn, sieht vorsichtig hinein, schließt behutsam die Tür.)

Badegast (singt unten am Strand):

„Leg' an mein Herz dein Köpfchen —"

Pastorin: So spät noch ein Fremder! (Sie eilt ans Fenster.)

Badegast: „Und fürchte dich nicht so sehr —"

Pastorin: Er muß unten am Strande sein.

Badegast (schon entfernter):

„Vertraust du dich doch sorglos,
Täglich dem wilden Meer."

Pastorin: Jetzt fährt er fort — (Sie kommt vor.)

Badegast (singt den letzten Vers).

Pastorin (unruhig): Ich hätte selbst hinüber sollen und nach dem Kinde sehen.

Marik (kommt, ein Tuch über dem Kopf).

Zweite Szene

Pastorin. Marik.

Pastorin (ihr entgegen): Elke war doch zu Haus?

Marik: O miene Fru Pastern! (Sie sinkt in tiefster Niedergeschlagenheit auf einen Stuhl.)

Pastorin: Ist mit Elke etwas geschehen?

Marik (böse): De liegt längstens in den Federn. Äwerst — (Sie springt auf.) Dat is ja ein wahrhaftigen Schäul und Gräul von Minsch! Na, täuw! Hadd ik di blot, du Karnickel! Ik wullt di ja woll — (Grimmig:) Sei all wullt ick, Urgroßmudding Jürgens tauirst — De Ollsch wullt ick schütteln — Mien Hänsken tau verführn — (Sie setzt sich wieder ganz schwach.)

Pastorin: Was tut der Küster?

Marik: Wat sall de Ekel veel dahn? Hei makt da ja woll blot de oll dämlich Schriwt.

Pastorin: Schrift?

Marik: J man blot den Breif an den sakermentschen Kirl von Kunsetorjum; oder wie de Minsch sik schriwt.

Pastorin (fassungslos): Also offener Krieg gegen den alten Mann!

Marik (springt auf): Dat Rackertüg!

Pastorin (wiederum ruhig): Ole Bosch macht selbst die Eingabe?

Marik: Un dat däsige Veih von „Gemeinde" hadd sick igenhännig unnerteikent. (Sie lacht grell auf.) Indem sei äwersten schreewen Schriwt alltausamm nich tau Stand bringn, hadd dat ganze grotmul'ge Gesindel — Fru Pastern; was ein Ochs und ein Hammel is, die sind von Natur klüger, as de — un alltausamm hebben sei en Krüz drunner makt. (Wild:) Ik wullt ji en Krüz maken! Mit deef' miene twei beidn ihrlichen Hänn up ju entfamigten Buckels.

Pastorin (ging zur Flurtür, stand und lauschte; sie erschrickt; mit schwacher Stimme): Ach, Marik, ich glaube, mein Sohn kommt. (Sie muß sich anlehnen.)

Marik (läuft zu ihr): Man stilling, man blot stilling. Sall ik mi em vörnahmen? Ik wullt em schon den Text lesen, unsn Kannedaten. Ui je! (Sie stemmt die Arme in die Seiten.)

Pastorin (matt): Ich bitte dich —

Marik: De Jung sall mi blot vör't Brett kamen! Wat? Gegen siene eingeburnen Herrn Öllers Rebelljon tau maken?

Pastorin: Wenn du so gut sein wolltest —

Marik (mit zornigen Tränen): Morgen reiß' ich alle Bohnen wedder ruf. Wat brukt de Schlüngel bi uns hübsch mollig im

Grünen tau sittn, wenn mien Hänsken so 'n — Hans is. (Sie geht bitterböse in die Küche, schließt die Tür.)

Pastorin (hebt beide Hände; machtvoll): Jetzt hilf mir! Denn jetzt muß ich meinem alten Mann seinen Sohn wiedergeben. (Sie setzt sich vorn an den Sofatisch.)

Johannes (kommt).

Dritte Szene

Pastorin. Johannes. Dann die Stimme des Pastors.

Johannes (schließt leise die Flurtür, geht hastig, ohne aufzusehen, durch das Zimmer, will in seine Stube).

Pastorin (als ob nichts vorgefallen wäre): Guten Abend, Johannes.

Johannes (bleibt in der Nähe seines Zimmers stehen): Du bist noch auf?

Pastorin: Es ist ja eben erst Zehn. Auch dein Vater wollte dich gern noch sehen, schlief aber drinnen ein, in seinen Kleidern, auf einem harten Stuhl. Er ist eben doch schon recht alt, dreiundsiebzig Jahr. (Pause.)

Johannes (an der Tür): Gute Nacht. (Er will die Tür öffnen.)

Pastorin (freundlich): Wo bleibt mein Gutenachtkuß?

Johannes (läßt die Klinke fahren, kommt ein paar Schritte vor: Pause).

Pastorin: Ich will meinen Kuß haben.

Johannes: Mutter! Ich kam ja überhaupt nur deinetwillen noch einmal zurück.

Pastorin: Übrigens geh' ich noch nicht zu Bett. (Sie geht zum Ofen.) Den ganzen Tag über kam ich zu nichts. (Sie holt ihr Spinnrad.)

Johannes (geht langsam zum Tisch): Du willst heut abend noch spinnen?

Pastorin (heiter): Das tu' ich ja jeden Abend. Weißt du denn das nicht mehr? Alle deine Kinder- und Knabenjahre über saßen wir zusammen an diesem Tisch. Dein Vater schmauchte seine Pfeife, Marik und ich spannen, und vor dem Schlafengehen lasest du uns ein Kapitel aus der Bibel vor.

Johannes (vor sich hin): Die gute alte Zeit.

Pastorin (freundlich-ernst): Ist die neue nicht besser?

Pause.

Johannes (weich): Heut abend solltest du dir Ruhe gönnen.

Pastorin (hat sich gesetzt): Das Leben geht seinen unaufhaltsamen Gang, und mein Rad darf keinen Abend stille stehen. Viel Flachs muß ich noch zu Fäden verspinnen; und ich weiß nicht, wie viele Abende mir noch geschenkt werden. (Sie sucht den Faden.)

Johannes (steht in einiger Entfernung von ihrem Stuhl; mit Anstrengung): Wofür soll das Garn?

Pastorin (sieht ihn an): Für mein Sterbehemd. (Sie knüpft den Faden. Sie spinnt; Pause.) Da liegt die Bibel aufgeschlagen. Setz dich und lies mir daraus vor. Es wird dann sein wie sonst; nur, daß deines Vaters Platz leer ist.

Johannes (schweigt).

Pastorin: Gottes Verkündiger willst du werden, und aus Gottes Wort willst du deiner Mutter nicht vorlesen? (Gebieterisch:) Setz dich!

Johannes (gehorcht).

Pastorin: Evangelium St. Lucä, 15. Kapitel. Beim 21. Vers blieb ich stehen. Fahre da fort.

Johannes (liest): „Der Sohn aber sprach zu ihm: Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir; ich bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße. — Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: Bringet das beste Kleid hervor, und tut ihn an, und gebt ihm einen Fingerreif an seine Hand und Schuhe an seine Füße. — Und bringet ein gemästet Kalb her, und schlachtet es. Lasset uns essen und fröhlich sein — Denn dieser mein Sohn war tot und ist —" Laß mich, laß mich! (Er springt auf, eilt ans Fenster.)

Pastorin (mit starker Stimme): Und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist gefunden worden. (Lange Pause; zärtlich:) Johannes, mein verlorener Sohn. (Sie steht auf.)

Johannes (kommt vor): Ich soll nicht Prediger werden?

Pastorin: Nein! Denke an meine Gebetstränen, die ich um dich vergossen habe.

Johannes: Würdest du lieber Schmerzenstränen um mich weinen?

Pastorin: Als das hohe Amt, welches du ohne wahren inneren Beruf an dich reißen willst, von dir schänden zu lassen? Lieber weinte ich an deinem Grabe!

Johannes: Wenn ich aber doch den wahren Beruf dazu in mir fühle, auf eine ganze große Gemeinschaft veredelnd und erhebend zu wirken?

Pastorin: Durch Gottes Wort oder durch menschliche Rede?

Johannes: Von der Kanzel herab werde ich die Gemüter stärker beeinflussen und lenken können.

Pastorin: Darum also, den geweihten Beruf zum profanen Zweck!

Johannes: Wollte ich wirklich alle die vielen qualvollen Jahre meiner Arbeit verloren geben und morgen das Leben von neuem anfangen, was sollte ich tun?

Pastorin: Meinethalben im Elend sterben und verderben, kannst du nicht im Schweiß deines Angesichts um dein tägliches Brot arbeiten.

Johannes: Das will ich!

Pastorin (hoffnungsvoll, freudig): Johannes!

Johannes: Im Schweiße meines Angesichts will ich daran arbeiten, für alle, die mühselig und beladen sind, eine bessere Zeit herbeizuführen. (Er will fort.)

Pastorin (tritt ihm in den Weg): Denke an meinen Mutterglauben, den ich behalten muß.

Johannes (zärtlich): Gute Mutter, laß das doch. Im Herzen stehst du ja doch auf meiner Seite: auf der Seite einer freien und großen Weltanschauung, die mein Vater nun einmal nicht zu fassen vermag. (Er will sie umschlingen.)

Pastorin (stößt ihn leidenschaftlich von sich): Und wenn dem so wäre —— Es ist nicht so! Aber sollte ich wirklich mehr an dich, als an deinen Vater glauben — Verworfen vor Gott und vor mir selbst müßte ich sein, stünd' ich jetzt anders vor dir, als dich zurückweisend von der Schwelle des Tempels, die du als Volksbeglücker überschreiten willst.

Johannes: Ich kann nicht anders!

Pastorin: Wenn du nicht anders kannst — — Aber auch dann sollst du nicht Geistlicher werden.

Lange Pause.

Pastorin (ist langsam vorgekommen): Erinnerst du dich des jungen Detlef?

Johannes (bleibt hinten stehen): Des Fischers Detlef?

Pastorin: Der alten Anne Pahlen ihr einziger. Seine Mutter war eine arme Witwe, und Detlef ein armer Knecht — der ärmsten einer. Aber der beste Sohn! Für seine Mutter sparte er sich den Bissen vom Munde ab. Drum wollte er auch von keiner Frau für sich wissen; und hatte doch ein Mädchen gern — ein armseliges Ding. Eines Sonntags indessen ging das Herz mit ihm durch, und er schenkte seinem Schatz, was er über die Woche für seine Mutter gespart hatte. So kam's, daß die alte einsame Frau einen Tag Mangel litt — nur einen einzigen Tag! Gerade an dem Tage starb sie. Dein Vater hielt die Leichenrede und ich stand am Grabe neben dem Detlef. Der weinte keine Träne. Aber als der Sarg unten war, warf sich der Sohn ihm nach in die Grube, breitete beide Arme darüber und schrie: „Jetzt verklagt mich meine Mutter bei Gott; jetzt verklagt mich meine Mutter bei Gott!" (Pause; sie geht auf ihn zu, hebt ihre Hand.) Laß ab von deinem Vorhaben, oder bald steh' ich da oben und verklage dich.

Johannes (außer sich): Vater und Mutter gegen mich. So möge denn Gott für mich sein. (Er stürzt nach rechts hinten in seine Kammer.)

Pastor (ruft angstvoll aus der Kammer rechts vorn): Katharina!

Pastorin: Ich komme! (Sie will zu ihm hinein.)

Pastor (tritt ihr entgegen).

Vierte Szene

Pastor. Pastorin.

Pastor (noch ganz unter dem Eindruck eines furchtbaren Traumes): Ach, Katharina, ich hatte einen entsetzlichen Traum.

Pastorin: Es war ja nur ein Traum, Gotthold.

Pastor: Höre. (Er setzt sich.) Die Regen fielen und es war wie

die Sündflut. Ozeane quollen aus den Tiefen, bäumten sich bergeshoch auf, wälzten sich über die Länder, stiegen und stiegen, hoben auf ihren Wogengipfeln das Leben der Erde gen Himmel.

Pastorin: Grausig!

Pastor: Die Geschlechter retteten sich, ein gräßliches Gewimmel ringender Leiber. Hinauf, hinauf! Wo sie mit Füßen haften, mit Händen sich anklammern, mit den Zähnen sich festbeißen konnten — — Und über den wütenden Wassern, hoch droben, standen die Geborgenen, die Jungen und Starken, und jeden, der mit kraftlosen Armen zu ihnen hinauf drängte, stießen sie mit Faustschlägen hinunter. (Er steht auf.) Und die da vergebens emporstrebten, das waren die Väter, die Mütter; und die da droben gerettet weilten, waren die Söhne, die Töchter, die Enkel. Und während die Alten zerschmetternd stürzten, hörten sie über sich die Jungen jubeln und jauchzen: „Sturmflut! Sturmflut! Sie bringt die neue Zeit, gründet das neue Geschlecht!" (Pause.) Und über dem Grabe der Väter, der Mütter — siehe, da wuchs auf ein üppiger Garten, und eine triumphierende Stimme rief: „Lebensfreude! Das ist die Welt, die wir selber geschaffen! Und sind keine Götter mehr" —

Pastorin (ist an das offene Klavier getreten, hat sich gesetzt, fällt machtvoll ein mit dem Choral: „Ein feste Burg ist unser Gott").

Lange Pause.

Pastorin (bleibt sitzen, die Hände auf den Tasten).

Pastor (hat mit gefalteten Händen, gesenkten Hauptes zugehört): Du hast mich wunderbar gestärkt, liebe Katharina. Schenke Gott auch dir die nötige Kraft.

Pastorin (spielt Beethoven).

Pastor: Katharina, hörtest du nicht? (Er geht zu ihr.)

Pastorin (spielt ergriffen immer begeisterter).

Pastor: Still mit der Heidenmusik!

Pastorin (spielt erhobenen leuchtenden Gesichts wie in stiller Verzückung).

Pastor (steht hinter ihr): Ich bat den Herrn für dich um Kraft zu dem Opfer, welches er von dir fordert.

Pastorin: Welches Opfer soll ich noch bringen? (Sie endigt das Spiel mit einer Dissonanz.)

Pastor (asketisch): Auf Gottes Befehl nahm Abraham seinen geliebten Sohn und —

Pastorin (erhebt sich): Das war kein Gott, der seinen Geschöpfen solchen Befehl geben konnte.

Pastor: Bedachtest du, was du sagtest?

Pastorin: Ja, Gotthold. (Sie sieht ihn an; Pause.)

Pastor: Würde dir nun durch meinen Mund geboten, dich von deinem Sohn zu trennen, so —

Pastorin (immer ruhiger, größer): Gehorche ich nicht.

Pastor: Jetzt hast du nicht bedacht, was du sagtest.

Pastorin: Ich sage dir: erteile mir den Befehl deines Gottes nicht; denn ich müßte ihm ungehorsam sein.

Pastor: Meines Gottes? Demnach ist mein Gott nicht auch der deine?

Pastorin: Sobald er mich versuchen will, wie er Abraham versuchte, ist dein Gott für mich nicht Gott.

Pastor: Katharina!

Pastorin: Ich bringe kein Menschenopfer dar, auch nicht im Geiste.

Pastor (im wachsenden Fanatismus): Wenn du dich heute gegen diese Prüfung deines Gehorsams empörst, so ist mein Gott niemals der deine gewesen.

Pastorin (sieht ihn unverwandt an): Es wird wohl so sein. Ja, ja, es wird wohl so sein. Heute erkenn' ich's.

Pastor: Heute?

Pastorin: Schon vorhin bei der Heidenmusik —

Pastor: Unter diesen Heidenbildern. (Er schüttelt die Hand gegen sie.) Ich habe sie lange genug in meinem Hause geduldet.

Pastorin (starr vor sich hin): Lange genug —

Pastor (nähert sich ihr): Scheide dich von deinem Sohn.

Pastorin: Wie kann ich das, da ich ihn ja doch geboren habe?

Pastor: Dann lösest du dich von mir?

Pastorin (erbebt): Von dir, Gotthold? Ich mich von dir lösen?

Pastor: Entweder von ihm oder von mir.

Pastorin: Was verlangst du von mir? Etwas Unmenschliches!

Pastor: Heute noch mußt du dich entschließen, jetzt gleich. Denn deine Rede sei: Ja, ja; nein, nein.

Pastorin: Jetzt gleich soll ich wählen zwischen Mann und Sohn? Das ist ja Wahnsinn!

Pastor: Entscheide dich!

Pastorin: Sieh doch meine Qual!

Pastor: Er oder ich.

Pastorin (nähert sich ihm bebend): Ach, Gotthold, lieber Gotthold — — Sieh, Gotthold, wenn ich gestorben wäre — denke, ich wär's — Johannes würde dann, wenn es meine letzte Bitte gewesen, von seinem sündhaften Vorhaben gewiß abstehen, du würdest ihm gewiß deine Hand entgegenstrecken — über meinem Grabe, mein Gotthold.

Pastor: Du bist nicht gestorben.

Pastorin (aufstöhnend): Wär' ich's! (Sie sinkt auf einen Stuhl beim Tisch.)

Pastor: Du lebst und mußt wählen zwischen ihm und mir.

Pastorin: Wenn ich aber doch den einen nicht hergeben und auch den anderen nicht lassen kann?

Pastor: Du mußt — mußt.

Pastorin: Dann, Herr, erbarme dich meiner. (Sie gleitet am Tisch nieder.)

Pastor: Ich will beiseite treten, damit du beten kannst. (Er tut es.)

Pastorin: Den einen hingeben und dann auch den anderen nicht mehr besitzen. — — Und welchen hingeben — darüber zu entscheiden bin ich zu schwach, eine zu kleine Seele, ein zu verzweifeltes Weib.

Pastor (hinten): Bete, Katharina!

Pastorin (mit starrem Blick): Wenn ich tot wäre — — Herr, führe mich nicht in Versuchung! Aber wäre ich tot, dann nicht nur Frieden für mich, dann auch Frieden für sie. Herr, schenke uns Frieden. (Wild:) Ich will nicht beten. Selbst mein Gebet wird Sünde und Schuld.

Pastor (kommt langsam vor): Wähle, Katharina.

Pastorin (auf den Knien, in Todesangst): Gleich, gleich! Laß mich nur bis morgen — nur diese Nacht — nur eine Stunde noch — nur bis ich ein Mittel gefunden — (Sie greift tastend an sich herum, faßt die Kapsel mit Gift, schaudert zusammen, ringt mit

fürchterlichen Entschluß.) Ein Mittel, welches — — gräßlich, gräßlich! (Sie zieht die Hand zurück.)

Pastor (steht neben ihr): Katharina, hast du gewählt?

Pastorin: Ich kann nicht! (Sie schreit auf.) Ich muß, muß! (Sie faßt das Gift, richtet sich mühsam auf.) Da ich mir nicht zu helfen vermag, da ich nicht aus noch ein weiß in meiner Not, da ich vor Jammer fast von Sinnen bin — (Pause.) Ja, Gotthold, ich habe gewählt.

Pastor: Und scheidest dich von deinem ungläubigen Sohn?

Pastorin: Versöhne dich mit ihm. Es ist meine letzte Bitte an dich.

Pastor: Also wirfst du mich hin?!

Pastorin: Weder dich noch ihn. (Sie nähert sich der Kammer.)

Pastor: Genug. So trenne ich mich von dir.

Pastorin: Wir werden uns wiederfinden.

Pastor: Abtrünnige!

Pastorin (in der Tür): Lebewohl, Gotthold! Mein heißgeliebter unglückseliger Mann — (Sie geht in die Kammer rechts vorn, läßt die Tür offen.)

Fünfte Szene

Pastor allein.

Pastor (außer sich): Verlassen von Weib und Sohn, verraten von Weib und Sohn, ganz allein! (Pause.) Kleinmütiger! Wie stehet geschrieben? „Fürchte dich nicht, ich bin bei dir, weiche nicht" — Herr, laß mich deine Stimme vernehmen in dieser Stunde der Prüfung. Sprich zu deinem Knecht. Sage, daß dein Knecht wohlgetan, als er dir in seinem Herzen Weib und Sohn als Brandopfer dargebracht. (Er steht mit geschlossenen Augen.) Deine Stimme! (Er wirft sich nieder. Pause.) Ich höre sie nicht. (Tonlos:) Ich höre nichts. Alles in mir starr — stumm. (Er reißt sich auf.) Auch von Gott verlassen in der Stunde der Prüfung —. Fort! Fort! Auch Gott treibt mich aus meinem Amt, jagt mich aus diesem Hause. (Er wankt hin, nimmt seinen Mantel.) So will ich denn diese Nacht noch übers Meer — ich selbst mit meinen schwachen Armen, die nirgends mehr sich

anklammern können — (Er schlägt mit zitternden Händen den Mantel um sich, schwankt zur Tür, bleibt stehen, blickt zurück.) Wenn das die neue, große Zeit ist, ein Ungetüm, welches Vater von Sohn reißt, Mann von Weib, Priester von Gott — so soll sie verflucht sein, verflucht — (Er schüttelt die erhobene geballte Hand, will hinausstürzen.)

Küster (eilt herein).

Sechste Szene

Pastor. Küster.

Küster (mit den Gebärden eines Wahnwitzigen, schwingt einen offenen Brief): Fort, meine kleine Elke, davon geflattert meine weiße Möwe. (Ausbrechend:) Wo ist der alte orthodoxe Mann? Er soll kommen, jubeln und jubilieren; denn seine Lehre hat sich erfüllt: die Missetaten der Eltern sind heimgesucht worden. Wo ist der junge freisinnige Herr? Er muß auch dabei sein, seine Freude daran zu haben, denn seine Theorie hat sich bewahrheitet: die Tochter ist geworden, was die Mutter gewesen. (Er wirft den Brief vor dem Pastor auf den Tisch.)

Pastorin (erscheint in der Tür rechts vorn).

Siebente Szene

Die Vorigen. Pastorin.

Küster: Läge sie nur auch schon auf dem Grund des Meeres, daß ich sie da unten suchen könnte, daß der Herr Pastor sie könnte einscharren lassen wie einen krepierten Hund. (Rasend:) Ich will die beiden hinschleppen vor die Grube, sie davor auf die Knie reißen, es ihnen mit Donnerkeilen ins Gesicht schmettern, mit glühenden Eisen ins Herz brennen, was daraus werden kann.

Pastor (las den Brief): Dirnen und —

Küster (will sich mit geballten Händen auf den Pastor stürzen).

Pastorin (lehnt totenbleich am Türpfosten): „Und vergib uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.“ (Sie streckt beide Arme aus:) Vergebung, Ole, Frieden.

Küster: Ihre Botschaft kenn' ich, aber ich höre sie nicht.

Pastorin (tastet und schiebt sich mühsam einen Schritt ins Zimmer vor): Das arme betörte Kind.

Küster (von dem Wort ins Herz getroffen): Wie nannten Sie meine kleine Elke auch jetzt noch. Auch jetzt noch nur Milde, Entschuldigung, Güte — —

Pastorin: Ich habe sie ja auch geliebt. (Sie sinkt mit dem Kopf an die Wand.)

Küster (erbebt, kämpft gewaltig mit sich, stürzt plötzlich zur Pastorin und vor ihr nieder, küßt ihre beiden herabhängenden Hände, sieht ihr ins Gesicht, schreit auf): Sie stirbt! — Johannes! Johannes! Deine Mutter stirbt.

Johannes (kommt von rechts hinten aus seiner Kammer).

Achte Szene

Die Vorigen. Johannes Dann Marik.

Johannes: Mutter!

Pastorin (sinkt, wird vom Küster aufgefangen).

Johannes: Vater! Sieh doch nur, Vater! Dahin haben wir's gebracht — dahin habe ich's gebracht! Durch meinen Unglauben —

Marik (kommt gestürzt).

Pastor (tastet nach einem Halt, schließt die Augen).

Küster und Johannes (halten die Pastorin aufrecht, lassen sie dann auf einen Stuhl nieder).

Marik (hält ihr den Kopf).

Pastorin: Nicht wahr, Johannes, jetzt fängst du dein Leben von neuem an?

Johannes: Ja, ja. (Er stürzt vor ihr nieder.) Sühnen will ich, sühnen —

Pastorin: Und, nicht wahr, Ole, jetzt laßt ihr meinen alten Mann bei seiner alten Gemeinde?

Küster: Vergebung! Es war ja nur meine Schuld, mein Haß — (Die Stimme versagt ihm.)

Pastorin: Und du, Gotthold —

Pastor (regt sich nicht).

Pastorin: Ich muß dir noch etwas sagen, Gotthold, da du mich meinen letzten Weg mit keiner Lüge führen darfst. Du mußt mich neben der armen Wieke begraben lassen.

Johannes: Gift! — — Jetzt verklagt mich meine Mutter bei Gott! Jetzt verklagt mich meine Mutter bei Gott!

Pastorin: Segen über euch. (Sie schließt die Augen.)

Pastor: Selbstmörderin — meine Frau.

Johannes: Um unsertwillen! Wir haben sie in den Tod gejagt — in den Opfertod.

Küster: Selbstmörderin — Das ist ja nicht möglich. Ich werde schweigen, werde lügen, nur das nicht! Nicht neben meine Tochter, diese Dulderin, diese Mittlerin. (Er erhebt die Hände.) Herr Pastor, Herr Pastor!

Pastor (ringt nach Worten): Diese Frau stirbt nicht als Christin.

Johannes (aufschreiend): Vater! Wenn wir beide jetzt nicht erkennen, jetzt beide nicht sühnen; dann — — Bei dem lebendigen Gott, der sich mir in dieser fürchterlichen Stunde offenbart — Vater —

Küster (hochaufgerichtet): Sühne, Pastor, für jene Tote und diese Sterbende.

Pastor (stammelnd): So lang ich noch im Amt bin, muß ich meine Pflicht erfüllen. Das ist für mich nun einmal das Gesetz.

Pastorin (öffnet die Augen, richtet sich in Johannes und Mariks Armen hoch auf): Die Liebe ist das Gesetz. (Sie bricht tot zusammen.)

Pastor (lallend): Die Liebe ist — — (Er geht schwankend auf sie zu, sieht ihr ins Gesicht, schreit auf:) Tot! — — Herr, sei mir Sünder gnädig. (Er wirft sich über sie, umfängt sie mit beiden Armen.)

Marik (mit erstickter Stimme und der ganzen Macht ihrer treuen Liebe): Miene Fru Paslern! (Sie drückt ihr die Augen zu.)

Maria Botti

* I *

Im Meer ging die Sonne unter. Über der lateinischen Küste war der ganze Horizont Glut und Glorie. Von unserer Albergo-Terrasse blickten wir weit und frei über Land und Strand: vom Kap der Circe bis zur Tibermündung beim untergegangenen Ostia. Das lichte Meer umsäumten die dunklen Macchien. Wir erspähten Porto d'Anzio und Nettuno — auch den Turm von Astura! Dann dehnte es sich aus: weite, grüne Campagnasteppe, darüber sich der tiefblaue Himmel spannte, ganz überstreut mit leichten, rosigen Wolkenflecken. Abglanz des Scheins fiel auf Genzano, das uns gerade gegenüber an schwarzer Tuffelswand hing, hoch über dem köstlichen See.

Wir, der Freund und ich, sahen schweigend zu, wie am Himmel die Gluten langsam, langsam verblaßten, wie es unter uns im durchfluteten Kratergrund dunkler und dunkler ward. Auf der Bergstraße, die nur eine Brüstung vom Abgrund trennt, ging es lebhaft zu. Nemis Weiber, die kupferne Conca auf dem Kopf, wandelten wasserschöpfend zum Brunnen; auf der kleinen, von mächtigen Wänden des Orsinipalastes eingeengten Piazza stand dichtgedrängt Nemis braunes Volk. Mit Grün beladene Maultiere wurden vorbeigetrieben, Ziegen- und Schafherden. In Scharen kehrten Männer, Weiber und Kinder aus den Erdbeerfeldern zur Stadt zurück, jede Familie von ihrem schwarzen, grunzenden Haustier begleitet. Auch die Söhne unseres Wirtes, einer immer stattlicher als der andere, kamen aus den Vignen und Oliveten nach Haus; in der Küche hörten wir das Feuer prasseln und den Alten schelten. Auf Straße und Platz aber war ein Geschrei, ein Gekreisch, ein Gejohle, als hätten sie einen erstochen. Größere Gegensätze, als wie sie hier beisammenlagen, waren nicht zu denken: die in Finsternis und erhabenes Schweigen sinkende Natur und das närrische Menschengeschlecht, das, von Arbeit ausruhend, sein Dasein vor der Ruhe der Nacht noch einmal in Tönen austoben wollte.

„Es bleibt also wirklich dabei, daß Sie mich morgen nicht auf den Monte Cavo und nach Rocca di Papa begleiten?"

Mein lieber Reisegefährte stand an einen der umrankten Loggiapfeiler gelehnt und blickte hinunter in den Abgrund, der sich dicht unter uns auftat, den Nemisee in seiner Tiefe. Gerade zog ein Trupp singender, brüllender Burschen vorüber; der Freund mußte bei dem tollen Lärm meine Frage nicht gehört haben. Ich wiederholte sie und erhielt entgegnet: „Nein! Ich muß nach Rom zurück. Mein Bild muß fertig werden. Übrigens sagte ich es Ihnen gleich, daß ich nur bis Nemi würde mitgehen können."

„Aber," versuchte ich ihn umzustimmen, „die Wanderung über den Berg ist kaum ein Umweg. Über Rocca di Papa und Frascati kommen Sie fast ebenso schnell wieder nach Rom, als wenn Sie über Albano und Marino gehen. Sie sollten sich den köstlichen Gang wirklich gönnen; wir bekommen morgen wieder einen strahlenden Tag."

„Ich gehe nicht auf den Monte Cavo und nach Rocca di Papa," ward ich auffallend herb zurückgewiesen, so daß ich nichts mehr sagte.

Der Mann, den ich mir zum weiteren Begleiter auf meiner Latiumwanderung wünschte, war ein in Rom ansässiger deutscher Künstler, den ich seit längerem kannte, und der mich gleich bei unserer ersten Begegnung ungemein angezogen hatte. Er war einer der vortrefflichsten römischen Figurenmaler, als Mensch wie als Künstler gleich hoch geschätzt. Nicht mehr jung und unverheiratet, lebte er sehr zurückgezogen. Irgendwo hatte ich einmal von irgend einem wilden Ereignis gehört, das mit ihm in Zusammenhang stand. Die Sache regte mich damals sehr auf; sie war ganz novellistisch.

Er war ein ernster Mann von tiefem Wesen, ein Mensch, auf den „man sich verlassen konnte", überaus Zutrauen erweckend, sobald man eine gewisse Scheu überwunden, die seine zuzeiten ganz verdüsterte Zurückhaltung unwillkürlich einflößte. Mir erschien er zuweilen etwas schwerfällig, trotz seines zwanzigjährigen römischen Aufenthalts noch immer etwas gar zu sehr deutsch. Dieses geistige, echte Germanentum war auch in seiner Erscheinung ausgedrückt: eine mächtige Gestalt, die sich mehr

als gelassen bewegte; der Kopf sehr bedeutend, mit ruhigen, klaren, leuchtenden Augen; obgleich Haar und Bart bereits ergraut waren, blieb er noch immer ein auffallend stattlicher Mann. Trotzdem er über die schönsten Modelle verfügte und — wie man sich zuraunte — nicht bloß über solche aus der Via Sistina, sollte er von einer geradezu philisterhaften Solidität sein.

Er hatte einige Eigenheiten, zum Beispiel die Angewohnheit, wie in fortwährenden stillen Monologen die Lippen zu bewegen; dabei machte seine rechte Hand, wenn sie gerade unbeschäftigt war, auf dem Tisch oder gar in der Luft ruhelos Pinselstriche. Mit tiefer, volltönender Stimme sprach er langsam und überlegt; von einem Gegenstand hingerissen, konnte er darüber sehr warm werden. Dann war es, als verjünge er sich; dann war er Zoll für Zoll ein Künstler, ein Mensch, der lebhaft fühlt, sich leicht allen Eindrücken hingibt, wohl auch sich von ihnen überwältigen läßt. Mir, dem Schriftsteller, fiel auf, in welch merkwürdig novellistischer Weise er erzählte; das geschah freilich selten genug. Interessant war, wie man bei seinen Schilderungen den Maler merkte. Er sah alles malerisch. Was er erzählte, hätte er zugleich zeichnen können. Dabei war seine Darstellungsweise oft seltsam phantastisch, voll glühender Farben. Wer nur den Menschen kannte, diesen tiefernsten, gemessenen Mann, durfte dann wohl erstaunt sein. Erst wenn man vor seine Bilder trat und diese lebensvollen, leidenschaftlichen Gestalten sah, fand man darin jenen Erzähler wieder, der zuweilen neben nächtige Schatten die grellsten Lichter setzte.

Mit diesem Mann war ich eines sonnigen Septembertags aus Rom fortgewandert, die Via Appia dahin und weiter, bis zum schönen Albano hinauf. Morgen wollte mich nun mein lieber Gefährte treulos verlassen.

Was hatte er nur gegen Rocca di Papa? Auf unserer Wanderung hatte es immer vor uns gelegen, hoch über uns, der eigentümlichste Menschenbau auf starrem Felsen. Und jedesmal wenn ich darüber in Entzücken geriet, ward er verdüstert. Wirklich seltsam.

Wir hatten in dem Gastzimmer unserer wackeren Locanda der Kochkunst des biederen Padrone de Santis alle Ehre angetan

und saßen wieder auf Latiums herrlichster Albergo-Terrasse. Der wüste Lärm war verstummt. Durch die Ranken der Reben funkelten die Sterne; von der Brüstung dufteten die roten Nelken zu uns herüber. Die italienische Sommernacht versetzte das wehmütige und sehnsüchtige Menschengemüt in jene unbeschreibliche Stimmung des Südens.

Mein Gefährte füllte sich das Glas von neuem voll rötlichen Weines, schlürfte es langsam aus, sagte dann: „Ich sehe nicht ein, warum ich Ihnen nicht erzählen soll, weshalb ich Sie morgen nicht auf den Monte Cavo und nach Rocca di Papa begleite. Wenn wir es auch noch nicht, trotz unseres besten Willens, bis zu dem bewußten Scheffel Salz bringen konnten, so haben wir doch manches Fäßlein süßen Orvietos zusammen geleert; statt des Scheffels gelte das Faß. So mögen Sie denn die Geschichte hören, die überdies kein Geheimnis ist. Ihr Schriftsteller könnt dergleichen Stoffe aus dem Leben gebrauchen, es ist gutes Material. Hören Sie denn zu, und sollten Sie es der Mühe wert halten, das Trauerspiel ‚Maria Botti‘ gelegentlich aufzuschreiben, so können Sie getrost unter den Titel setzen: Eine wahre Geschichte.“

Weshalb ich mit Ihnen nicht nach Rocca di Papa will? Wegen der Erinnerung! Zwanzig Jahre ist es her, eine lange Zeit, lang genug, sollte man meinen, um vergessen zu können. Schließlich käme es auch nur darauf an, eine kleine Schwäche, oder richtiger gesagt, eine feige Furcht zu überwinden, um die alten Plätze wiederzusehen. Aber Orte, wo ein Mensch einst sehr glücklich oder sehr unglücklich war, haben für ihn ihre eigentümlichen Schauer. Besonders mir steckt es im Blut. Ich konnte auch niemals Leichen sehen. Nun, die eine — die freilich sah ich. Seitdem ist mir das Entsetzen vor allem Stummen, Kalten, Toten im Herzen geblieben.

Aber als ob ich mich dem Anblick des Ortes, den ich mit Ihnen nicht betreten will, entziehen könnte! Wie kann ich in Rom leben, ohne Rocca di Papa zu sehen? Da hängt es an dem schwarzen Tuffelsen, einer Kolonie großer Schwalbennester gleich. Wenn man in der Campagna ist, wo es auch sei; ja, in Rom selbst, auf dem Kapitol, dem Palatin, dem Lateranplatz, überall

hat man die graue Bergstadt vor Augen, und das so nahe, als ob man in einer Stunde drüben sein könnte. Ich gestehe Ihnen, daß ich bloß dieses Anblicks wegen Rom beinahe aufgegeben hätte. Dann aber hat es wieder seinen eigentümlichen dämonischen Reiz, sich solchen selig-unseligen Erinnerungsstätten nahe zu befinden. Es packt einen, hält einen fest, man ist wie gebannt, man steht wie unter einem Zauber, kann nicht fort — nein, kann nicht! Nur die allernächste Nähe verträgt sich nicht. In denselben Straßen zu gehen, an demselben Hause vorbei, wo es geschah, was ein Menschenleben ins Grab brachte und ein anderes auf lange Zeit zerstörte, das kann ich nicht über mich bekommen.

Maria Botti. Hat der Name nur für mein Ohr einen so eigentümlichen Klang? Sie werden morgen an ihrem Grabe stehen, wenn es noch zu finden ist. Verwahrlost genug mag es aussehen. Nicht einmal einen Namen trägt es. Oder doch? Ich hab' es vergessen. Es liegt dicht an der Mauer. Das schwarze Kreuz darauf wird wohl längst vermodert sein. Sehen Sie nur nach der einsamen Zypresse, die den verdorrten Gipfel hat, darunter liegt es. Den verdorrten Gipfel hatte der Baum schon vor zwanzig Jahren; aber ich habe mir sagen lassen, daß er immer noch fortgrüne. Ein Herz schlägt gleichfalls immer noch fort, ist auch sonst in der Brust vieles schon tot. Sprechen Sie an ihrem Grab ihren Namen. Dann werden Sie selbst hören, wie eigentümlich es klingt: Maria Botti.

Jawohl, länger als zwanzig Jahre ist es her.

Ein blutjunger Bursch war ich damals nach Rom gekommen, um in Rom unsterblich zu werden.

Wenn der büßende Katholik gen Rom zieht, im festen Glauben, in Sankt Peter nach einer Kleinigkeit Gebet aller seiner Sünden los und ledig zu werden, so kommt unsereins gewallfahrtet, ganz und gar überzeugt, es müßten in der Ewigen Stadt die Wunder mir nichts dir nichts selbst an uns Ketzern sich vollziehen: in den Stanzen nach einer Kleinigkeit Studium die Metamorphose zum Raffael und in der Sistina — — Ach nein! Gigantisch macht uns, das erbärmliche Geschlecht von Epigonen, selbst unser Riesenselbstbewußtsein nicht; in der Sistina vollzieht sich nur ein Wunder, das der Selbsterkenntnis.

„Du gleichst dem Geist, den du begreifst — nicht mir."

Ich kam in Rom an, genau so, wie man in Rom ankommen muß: „An Hoffnung reich, an Glauben fest." Auch was mich nach Rom fortgetrieben, war durchaus typisch. Im deutschen Vaterland wurde der Prophet verkannt, im deutschen Vaterland ging die Kunst nicht nur nach Brot, sondern sogar nach Brosamen.

Also vor dem letzten das letzte zusammengerafft, den Staub des deutschen Vaterlandes von den Schuhen geschüttelt und: auf gen Rom!

Von den Alpen stieg ich hernieder, als ginge es erst jetzt in das Leben hinein, und dieses war so schön, wie um mich die Welt. Doch nirgends duldete es mich, bis ich die Kuppel Sankt Peters vor mir aufsteigen sah. Das war ein Augenblick! Als ich durch die Porta del Popolo einzog, war auch mir Kleinem zumute, als hätte ich erst jetzt meinen köstlichen Rombesitz sicher. Noch am selben Tag stand ich in der Sistina und noch am selben Tag wurden mir vor dem sistinischen Gott alle meine Götter gestürzt. Mit dem Wahn war es aus, und das für immer. Seit jener Stunde habe ich auf Raffaels flüchtigsten Pinselstrich wie auf eine platonische Idee geblickt.

Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß ich damals mit Rom ebenso feige war, wie ich es jetzt nach zwanzig Jahren mit Rocca di Papa bin. Bald nach jener Erkenntnis in der Sistina schlich ich mich aus Rom hinaus, in die Campagna.

Da war's fast, als käme ich aus dem Regen in die Traufe. Römische Natur. Das war auch solch eine Titanide. Wer kann dem Riesenweib beikommen! Wer aus der Sistina in die Campagna tritt, kann annehmen, er trete in die Schöpfung jenes Gottes, der an der Decke der Kapelle das Düster auseinanderreißt, der dahergebraust kommt, die Gestirne erschaffend. Die Welt um Rom ist so groß, wie der höchste Menschengeist selbst, der seine gewaltige Spur in Rom zurückließ. Auch mit der römischen Natur ging es nicht.

Ich mußte mich also an die Menschen halten, mit denen würde es meine armselige Künstlerschaft hoffentlich aufnehmen können. Es war ein prächtiges Geschlecht, von den Jahrhunderten un-

berührt gelassen, schier dasselbe, das es zu den Zeiten römischer Urkraft gewesen. Ich schlug damals mein Künstlerquartier an demselben schönen Ort auf, an dem wir uns heute befinden, und zwar in derselben biederen Trattoria, wo wir heute diesen herben »Nemi rosso« schlürfen. Damals war er übrigens nicht milder. Dort droben, just über uns, lag mein Zimmer. Auch damals umkletterten es Reben, die rote Nelken durchwebten — ganz so wie heute. Unser Padrone war damals noch ein für Italien ganz erstaunlich ehrenwerter Gastwirt — nicht wie heute, wo Sie ihm morgen beim Konto genau auf die Ziffen sehen müssen. Er war damals gerade junger, glücklicher Ehemann geworden, und ein hübscher Bursche, wie seine vortreffliche Hausfrau, die leider etwas verfettete Madonna de Santis, einst das schönste Mädchen von Nemi gewesen. Sie, die Gute und Brave, die jetzt ihre Tage unter Haufen gelblicher Wäsche verbringt und keine andere Lebensbeschäftigung zu haben scheint, als bis an ihr seliges Ende gelbliche Wäsche zu flicken, hatte, als ich ihr schwarzbraunes Köpfchen abkonterfeite, ihrem Gatten eben den ersten Sprößling geschenkt. Der Bengel kam mit einer Kehle auf die Welt und machte sein Dasein mit einem solchen Aufwand von Stimmmaterial bemerkbar, daß ich seiner Mutter ohne weiteres prophezeite: sie habe Nemis größten Tenor oder Bariton geboren. Wenn es Ihnen bemerkbar wurde, daß man mich hier im Hause mit auffallender Hochachtung behandelt, so mögen Sie wissen, daß man mich hier als eine Art von Propheten betrachtet. Sie haben gewiß im Gastzimmer alle vier Wände mit den Photographien von eben diesem wunderbaren Ältesten austapeziert gesehen; es ist eine ganze Verdigalerie! Und wenn Sie bei der Mutter erreichen wollen, daß sie einen Augenblick zu dem Bewußtsein kommt, daß es noch etwas anderes auf der Welt gibt, als des Flickens bedürftige Wäsche, so brauchen Sie nur ein Wort über den „gran Tenore“ de Santis fallen zu lassen. Bei dem Alten wirkt das nicht mehr. Wenn Sie dem eine ganze Kritik über die „dolce voce“ seines Sohnes aus dem Popolo Romano vordeklamierten; er würde Ihnen den Fritto von heute abend doch um fünf Soldi zu hoch anrechnen.

Damals, in jenen glücklichen Tagen, waren, wie gesagt, selbst

italienische Wirte noch nicht die Schurken, die sie heute, vielleicht durch den verderblichen Einfluß von Mylord und Mylady, geworden sind. Der ganze Sommer, der eine ununterbrochene Reihe von strahlenden Sommertagen gebracht, war in köstlicher Arbeit dahingegangen, traumhaft genug. Des herrlichsten Materials war eine solche Überfülle, daß ich nicht wußte, wie mich zu retten vor dem Sturm des Schönen, der von allen Seiten auf mich eindrang, der ich doch nur zwei Augen zum Sehen und nur eine Hand zum Malen hatte. Erst bei Beginn des italienischen Herbstes kehrte ich nach Rom zurück, um jedoch manches Mal, wenn die Eindrücke mein Gemüt wie mit Keulenschlägen trafen, mich an diesem elyseischen Felsenufer wieder in den Nemiseetraum rauschen zu lassen. Aber im ganzen war ich tapfer. Ich schaute möglichst wenig weder nach rechts noch nach links, sondern ging jeden Morgen geradeswegs in den Vatikan, an der Sistina vorüber, in die Stanzen, wo ich mich in jenem ersten römischen Winter in der camera della Segnatura mit Pinsel und Palette sozusagen häuslich niederließ.

In derselben Zeit fiel mir ein, nur Raffael zum Genossen haben zu wollen. Überdies lebte ich in den Marmorhallen des Areopags mit einer Schar von erhabenen Gestalten zusammen, wie man solche im Leben nur unter unseren großen Toten findet.

Daß ich mich aber schließlich nicht dennoch danach gesehnt hätte, an meinem Herzen ein anderes Herz pochen zu fühlen, will ich nicht in Abrede stellen. Ich war eben jung, mit noch anderem Wunsch und noch anderer Sehnsucht in der Brust, als einst ein „großer Künstler" zu werden. Es erging mir damals wie manchmal heute noch; von der toten Schönheit hinweg verlangte ich zu der lebenden hin. Ich hatte noch nie einen Freund gehabt — ich hatte noch niemals geliebt! Die Eindrücke Roms, die Erkenntnis, die mir darin geworden, der Schmerz, den ich empfand, den Gipfel vor mir zu sehen und nicht hinaufgelangen, den vollen Becher vor den Lippen zu haben und nicht trinken zu können — alles das steigerte meine Sehnsucht nach einer Menschenbrust zu heißem Verlangen. So war ich denn geradezu durch lange Dürre vorbereitet, bei mindester Gelegenheit in Glut und Flammen zu geraten. Ein leiser Windhauch brauchte mir

nur den Funken in die Brust hineinzuschleudern — mein Herz verlangte nichts Besseres, als hell auflodern zu dürfen.

Meine Riesenarbeit natürlich nicht zur Hälfte vollendet, ging ich im nächsten Sommer wieder nach Nemi. Diesmal wollte ich Land und Gebirge durchstreifen und mehr mit den Augen studieren als mit Pinsel und Stift. Mein erster Ausflug war auf den Monte Cavo, der, mit dem grauen Rocca di Papa an seinen wilden Abhang geschmiegt, mich seit langem gereizt hatte. Es war eines herrlichen Juliabends, als ich droben stand. Herrgott, wie war es schön! Nun, Sie kennen es ja und werden es morgen wiedersehen. Seien Sie froh, daß Sie ein Künstler mit der Feder sind; aufschreiben läßt es sich vielleicht, malen läßt es sich nicht.

Ja, der Monte Cavo! Das war freilich ein Platz, um von ihm Latiums Nationalheiligtum in Marmorhallen niederleuchten zu lassen, weit hinaus über Land und Meer. Dieses Haus des höchsten Jupiters war freilich ein Tempel, zu dem die Völkerschaften hinauf wallfahrten durften, ein Kapitol, wo römische Sieger, myrtenbekränzt, ihren Triumphzug halten konnten, den ihnen Rom auf seiner Via triumphalis verweigert hatte.

Und jetzt — über dem ehemaligen Tempel des Jupiter Latialis erhebt sich ein Kloster der Passionisten. Doch das ist in Italien so die gewöhnliche Metamorphose.

Ich stand an der östlichen Seite des Berges unter rauschenden Eichenwipfeln und sah Palästrina und das ferne Subiaco von der Abendsonne gerötet, bis zuletzt das ganze graue Sabinergebirge, in dunkelflammenden Purpur gehüllt, in das violette Gewölk hineinragte. Da ward hinter mir an der Klosterpforte die Glocke geläutet. Ich wandte mich um. Ein Mädchen war's gewesen, die den Strang gezogen, das Gesicht konnte ich nicht erkennen, aber der Gestalt nach zu urteilen mußte es sehr — merkwürdig sein.

Sie stand auf der schmalen, grün-grauen Peperintreppe, die Hand noch am Glockenstrang, harrend, daß man ihr öffne. Ihr Anzug bestand aus einem dunklen Kleide und einem schwarzen Tuch, das sie sich wie einen Schleier um den Kopf gelegt hatte. Es war also ein Bürgermädchen.

Sie mußte noch einmal läuten; doch auch dann ward noch nicht

geöffnet. Sie bemerkte mich nicht, was mir sehr recht war; konnte ich sie doch ungestört nach Herzenslust anstarren. Auch auf ein drittes Läuten hin blieb im Kloster alles still. Sie, ohne ein Zeichen von Ungeduld, setzte sich auf die oberste Treppenstufe, den Nacken gegen das Gestein gelehnt. Sie mußte mich jetzt erblickt haben, doch blieb sie völlig gleichgültig. Ich wandte mich nun wieder der Aussicht zu. Das war ein Irisspiel von Farben zum Tollwerden schön. Ich war auch sehr entzückt, dachte jedoch bei aller Bewunderung immer an das Mädchen hinter mir. Was hatte sie für eine Gestalt! Zuletzt drehte ich mich denn auch wieder nach ihr um: richtig, sie saß noch immer da. Einen Augenblick überlegte ich — einen Augenblick zauderte ich; dann ging ich auf sie zu, denn — ich mußte ihr Gesicht sehen.

Sie sah mich auf sich zukommen, beachtete mich jedoch nicht. Mein im Anfang sehr rascher, sehr entschlossener Schritt ward langsamer, je mehr ich mich der Klostertür näherte. Doch zuletzt stand ich dicht davor. Ich bot ihr guten Abend und sie dankte mir. Dann blieben wir uns stumm gegenüber und — ich sah ihr Gesicht. Mein Staunen, ja meine Betroffenheit werden Sie besser begreifen, wenn ich Ihnen sage, daß es das erste Gesicht von jenem berühmten klassischen Typus: die Römerin, war. Es war nur ein Mädchen „aus dem Volk"; doch mit diesem Gesicht hätte sie ebensogut eine Königin sein können, vielmehr eine Republikanerin! Alles in diesem Antlitz war stolz, weit, groß. Zugleich war es ein so ernstes, so strenges Gesicht, mit einem gewissen herben, düsteren Ausdruck, der bei einem so jungen Geschöpf sehr auffallen mußte. Schon die Art, wie sie vor sich hin sah, ganz merkwürdig gleichgültig, als wäre es diesen Augen vollkommen dasselbe, ob sie in den strahlenden Tag hineinblickten oder in finstere Nacht, enthielt eine ganze Geschichte, die indessen schwer zu lesen sein mochte. Auch um den stolzen Mund lag es gar seltsam. Ich konnte ihn mir nicht lachend denken und, trotzdem es ein so junger, roter und frischer Mund war, mir nicht denken, wie er sich je küssen ließe oder je selbst küßte. Wie ich sie so anstarre, fällt mir plötzlich der Name für diese Art von Frauenschönheit ein: Lukrezia! Bei dem Namen hatte ich auch sofort das Gemälde fertig im Kopfe: Lukrezia, wie sie sich den Dolch

in das Herz stößt, geradeso ruhig, als stecke sie sich eine Rose an die Brust. Und diese römische Heldin hatte die Gestalt, trug die Züge des Mädchens, das jetzt aufstand, mir stolz den Rücken zukehrte und langsam hinwegschritt. Mein Anstarren hatte sie beleidigt. Nun, jetzt starrte ich ihr nach; ihr Gang, ihre Haltung, wie sie den Kopf hielt, jetzt den Arm bewegte — alles wurde „studiert", und Lukrezia wandelte dicht vor meinen Augen immer vollkommener, immer großartiger dahin. Dann, wiederum ein Augenblick Zauderns, und ich folgte ihr.

Sie war zu der Buche gegangen, diesem ältesten Baume Latiums, der in einiger Entfernung vom Kloster mit gewaltigen Stämmen und Ästen aufsteigt, eine einsam übriggebliebene Waldessäule aus einem anderen Jahrhundert. Rings um diesen ehrwürdigen Baum war aus den mächtigen Quadern des Jupitertempels in massigem Viereck ein Schutzbau aufgeführt, daran die Mönche wiederum andere Riesenplatten zu Bänken gefügt hatten, so daß sie dort sitzen konnten, wenn abends der kühle Sommerwind durch die tiefherabhängenden Zweige fächelte. Dort lehnte das Mädchen an dem hohen Gemäuer, ahnungslos, daß das eine Stellung sei, wie Raffael selbst sie ihr nicht hätte vollkommener geben können, um den herrlichen Körper in seiner höchsten Linienschönheit bewundern zu lassen. Sie sah ganz feindselig aus, wie sie so ruhig dastand und mit ihrem gleichgültigen Blick über mich hinwegzusehen schien. Natürlich verglich ich sie wieder mit der Römerin: Lukrezia, den Sextus erwartend. Sie sehen, ich war auf dem besten Weg, fixe Ideen zu fassen. Aber nun nahm ich mich zusammen, trat zu ihr hin, redete sie an: „Die guten Mönche lassen Euch lange warten, bis sie öffnen. Sind die Väter abwesend?"

Ich hatte es herausgestammelt, so gut ich's eben vermochte, mehr darauf bedacht, möglichst gelassen, als in meinem möglichst besten Italienisch zu sprechen. Das Mädchen ließ ihre nächtigen, durch ihre große Ruhe ganz unruhig machenden Augen ein fast unmerkliches Wenig über mich hingleiten, wobei sie die langen Wimpern kaum aufschlug; dann — ich hatte mich eigentlich darauf gefaßt gemacht, gar keiner Antwort gewürdigt zu werden — sagte sie: „Der Bruder Pförtner wird mit den anderen im Garten

zu tun haben. Es muß bald Ave läuten, dann kommt man und schließt auf."

Sie sprach so ruhig, wie sie dastand, wie ihr Blick und ihre Bewegungen waren. Züge und Ausdruck blieben dabei ganz statuarisch; nur daß der Mund, wenn er sprach, weniger herb erschien, weit jugendlicher. Mit den geöffneten roten Lippen, dahinter die weißen Zähne leuchteten, sah er sogar ganz lieblich aus.

„Und was wollt Ihr von den Mönchen? Ich bin ein Fremder und lasse mich gern über die Sitten dieses Landes unterrichten."

Dies letztere, obgleich es mit meiner neugierigen Frage in bedenklich losem Zusammenhang stand, fügte ich hinzu, damit sie nicht noch mehr stutzig und mißtrauisch werde. Nun, diese Furcht hätte ich nicht zu hegen brauchen; erstens sah das Mädchen ganz danach aus, sich eines Zudringlichen erwehren zu können, und zweitens war ein solches Kind römischer Bergwildnis selbst mit dem Gesicht und dem Wesen einer Lukrezia viel zu naiv, um hinter dergleichen Anreden und Fragen etwas zu suchen. So teilte sie mir denn auch unumwunden den Zweck ihres Klosterbesuchs mit. Daß sie es nicht allzufreundlich tat und nichts weniger als zutunlich, das gehörte zu ihr.

„Meine Mutter ist krank. Die guten Mönche geben mir Arznei; eben jetzt hole ich neue."

„Hoffentlich hat es mit Eurer Mutter keine Gefahr."

„Wer weiß das?"

„Von wo seid Ihr?"

Sie machte eine Bewegung des Kopfes nach rückwärts.

„Von Rocca di Papa."

„Das ist nicht weit."

„Nein."

Eine Pause trat ein; dann begann ich von neuem: „Und wie heißt Eure Mutter?"

„Maria Botti."

„Verzeiht, und Ihr — wie heißt Ihr?"

„Wie meine Mutter."

„Maria?"

„Ja."

„Eure Mutter muß eine brave Frau sein?"

„Ihr kennt sie ja nicht."

„Ich denk' es mir. Euer Vater ist — —"

„Tot."

„Das ist traurig."

„Wir beten für seine arme Seele."

„Ihr seid fromm. In Rocca di Papa muß es schön sein."

„Wart Ihr nie dort?"

„Nein, aber ich werde hingehen."

„Es kommen viele Maler hin. Ihr seid doch einer?"

„Weshalb meint Ihr das?"

„Ihr seht so aus. Ich dacht' es mir gleich, als ich Euch sah. Bei der Mutter wohnen den ganzen Sommer welche."

„Bei Eurer Mutter?"

„Bei wem denn sonst? In Rocca gibt's kein Gasthaus. Das Haus der Mutter ist das einzige, wo Herren übernachten können."

„So, so, das einzige Haus. — — Hört, Maria."

„Was, Herr?"

„Nichts. Ich glaube, endlich wird die Tür geöffnet."

Ja, sie wurde geöffnet. Die schwarze Kutte eines Passionisten mit großem weißen Kreuz auf der Brust ward in der düsteren Öffnung sichtbar und Maria begab sich mit einem kurzen: Addio! hinüber. Ich blieb stehen. Die beiden verhandelten miteinander; dann ging der Frate fort, um nach einiger Zeit wiederzukommen, wahrscheinlich mit den frischen Arzneien, die er dem Mädchen gab. Ich hörte, wie er ihr wegen des Gebrauchs die nötigen Anweisungen erteilte, auch sonst noch allerlei Ratschläge betreffs Behandlung und Pflege der Kranken. Maria dankte und ging. Sie sah sich nicht um — nein, nicht ein einziges Mal!

Die Sonne war längst untergegangen; es ward dämmerig; es ward dunkel. Lieber Freund, lächeln Sie über mich närrischen Kerl. Ich stand noch immer unter der greisen Riesenbuche und hörte zu, wie der Wind darin rauschte. Es klang recht wehmütig.

* 2 *

Sie kennen den Weg durch die Macchie von Monte Cavo nach Nemi. Er ist selbst am Tage nicht leicht zu finden. Die einförmige Weite, in Urwaldsdichte von Kastanienstrauchwerk bedeckt, ist von einem wahren Labyrinth düsterer Pfade durchkreuzt. Wie ich in jener Nacht zum Nemisee kam, weiß ich noch heute nicht; jedenfalls nur durch Zufall. Dabei merkte ich kaum, was für ein tolles Umherirren es war: ich komponierte nämlich bereits mein Bild — eben jene Lukrezia.

Gewiß haben auch Sie Ihre Periode der Togadramen zu überstehen gehabt. Sehen Sie (ich hatte tief aufgeseufzt), dem Maler ergeht es in einem gewissen, bedenklich jugendlichen Alter nicht anders. Jetzt hatte ich plötzlich, „wie vom Himmel gefallen", mit dem herrlichsten Modell zugleich das wundervollste Motiv gefunden, also doppelten Grund, dem Delirium nahe zu sein. Wenn ich in diesem Fieber fortwährend an das Mädchen von Rocca dachte, von ihr phantasierte, so geschah das nur meinem Bilde zulieb — natürlich! Maria Botti bedeutete mir nichts anderes als die Verkörperung meines Motivs — natürlich! Ich war entschlossen. Eine Lukrezia würde, sollte, mußte gemalt werden! Zwar gab es sehr viele solcher gemalten Lukrezien. In der Tat läßt sich kaum ein Meister des fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts auffinden, der nicht seine stolze Römerin gepinselt hätte: Lukrezia von Collatia, wie sie sich den Dolch in die Brust stößt, wobei sie gewöhnlich in bedenklichster Weise einer süßen Heiligen von Carlo Dolci gleicht: in echt christlicher Verzückung himmelan blickend. Von Guercino und namentlich von Guido Reni gibt es sogar Lukrezien, welche in Baedeker und Gsell-Fels das bewußte berühmte Sternlein bezeichnen. Aber nur eine einzige wahrhaft schöne Lukrezia ist mir bekannt: Raffael hat sie gezeichnet und Marc Anton sie gestochen.

Raffael, nahm ich mir großmütig vor, wollte ich keine Konkurrenz machen, den anderen jedoch allen, allen!

Mein Gemälde sollte den Moment nach der Tat vorstellen. Eben ist es geschehen: sterbend sinkt sie zurück. Sie trägt eine

blutrote Rose im Haar und blutrot hat sie sich, gerade über ihrem Herzen, die Brust geschmückt. Sie drückt beide Hände darauf: „Es schmerzt nicht!"

Während ich auf meinem wilden Irrgang diesen ersten Entwurf ausarbeitete, überkam mich jene glühende Begeisterung, jene eigentümliche Empfindung schauervoller Ehrfurcht vor der eigenen Schöpferkraft, die uns in solchen Augenblicken über uns selbst erhebt. Ach, nur auf Augenblicke! Nur erste Liebe ist eine ähnliche Wundertäterin. Sie berührt den Menschen mit ihrem göttlichen Hauch, und siehe da: der Mensch lebt!

Ich tat die Nacht kein Auge zu. Erst gegen Morgen schlief ich ein. Als dann die Sonne mich weckte, war's mit der Freude vorbei. Der Rausch war eben ausgeschlafen.

Würde meine junge Kraft ausreichen, eine solche mächtige Frauengestalt zu schaffen? Eine Sterbende war schon an sich eine schwere Aufgabe, und nun gar eine sterbende Lukrezia! Mein Pinsel mußte ganz dramatisch arbeiten. Und konnte ich meinem Studium des Nackten den schönen Frauenleib zutrauen? Seit meinem ersten Besuch in der Sistina war ich etwas mißtrauisch gegen meinen „Genius" geworden und alles, was ich dann später in den Stanzen erfuhr, machte mich gegen diesen Halbgott durchaus nicht wieder sehr vertrauensvoll.

Das letzte Bedenken — es war bereits das dritte! — erwies sich als das größte. Der Plan zu meinem Gemälde entstand durch den Anblick jenes Mädchens; seine Ausführung war für mich nur dann möglich, wenn Lukrezia Zug für Zug — Maria Botti war. Würde sich diese zum Modell hergeben? Wie ich sie kennen gelernt hatte, mußte mir das sehr zweifelhaft erscheinen. Und Maria ihr Gesicht so im geheimen abzulauschen, nützte mir nichts. Ich mußte mehr haben als ihr Gesicht. Doch wohnten in dem Hause ihrer Mutter nicht Künstler? Sie mußte also gewohnt sein, bewundert zu werden, von Künstleraugen bewundert! Und daß jeder Künstler, der sie sah, sie auch malen, also zum Modell haben wollte, das war ganz natürlich. Und wiederum ganz natürlich war, daß sie den Bitten des einen und des anderen, vielleicht sogar eines jeden, nachgegeben hatte und so ihr Gesicht, ihre Gestalt, ihr — Leib schon zwanzigmal gemalt

worden waren. Warum überlief es mich siedend heiß bei dem Gedanken? Warum ward ich zuerst ganz wild und hernach ganz unglücklich, wo es mir doch nur lieb sein konnte, Hoffnung zu haben, sie gleichfalls zum Modell zu erhalten?! Nun verstand ich auch: ihre schöne „Natur" war vielleicht doch nicht so ganz ohne Pose.

Nachdem ich lange durch die wunderbarsten Empfindungen hinüber- und herübergerissen worden, machte ich mir feierlich die Erklärung, daß ich erstens ein Tor und zweitens ein Narr sei: Maria Botti hatte noch niemals Modell gestanden. Das war Triumph. Maria Botti würde niemals Modell stehen. Das war gelinde Verzweiflung.

Ich gab alles auf. Jedoch länger als eine Woche ging ich umher, mit jedem Gedanken an dem Bilde malend, das ich, wie ich es nun einmal in der Seele trug, nicht wieder loswerden konnte.

Endlich ermannte, endlich entschloß ich mich. Eines schönen Morgens packte ich zur unerfreulichen Überraschung der ganzen Casa de Santis meine sieben Sachen zusammen, bezahlte (auch das verursachte großes Erstaunen!) mein Konto und nahm feierlichen Abschied. Nach zwei Stunden stand ich zum zweitenmal unter der Buche auf dem Monte Cavo. Wieder rauschte es in den greisen Gipfeln, aber diesmal hörte es sich ganz freudig an. Ich stieg nach Rocca di Papa hinunter.

Der Wanderer, der damals von Rom aus nach Rocca di Papa empor wollte, hatte nach kurzer Wanderung durch Rebenland tiefe italienische Waldeinsamkeit um sich. Jetzt ist in die erhabene Wildnis auch schon die Kultur oder vielmehr die Spekulation eingedrungen, und jährlich tragen Scharen von Maultieren ein gutes Stück Waldungen von Rocca auf ihrem Rücken nach Rom. Aber noch immer ist es einem Urwald ähnlich genug. Über Manneshöhe grünt der goldblütige Ginster auf, undurchdringlich dehnen sich die Farnkrautfelder, die Dickichte von Steineichen und wildem Ölstrauch. In bunter Fülle blühen Malven, Rittersporn und Geranium, und zur Frühlings- und Herbstzeit leuchtet der ganze Grund ringsum von der lieblichen, purpurfarbenen Cyklame. Mit sechs und mehr schlanken silbergrauen Stämmen

erhebt sich das Kastaniengebüsch. Das schöne Laub erglänzt im hellsten Grün, Efeu und buntblumige Winden schlingen ihre Girlanden von Ast zu Ast; oder lassen ihr zierliches Blattwerk, mit roten und blauen Blüten vermischt, von den Gipfeln niederströmen. Dann und wann steht eine gigantische Steineiche am Weg, den das schwer beladene Maultier dahergezogen kommt, in schwarzen Mantel gewickelt, auf schwarzem Pferde der Butero und das Weib oder Mädchen, auf dem Kopfe den Binsenkorb. Steht der Wanderer still und blickt zurück, so sieht er unter sich durch den Rahmen des Waldwegs die fruchtbare Ebene mit einem Kloster, Landhaus oder verfallenen Römergemäuer, sieht er den Meeresstrand mit einem mittelalterlichen Wartturm — die Campagna mit Rom!

Dicht vor ihm ist das Bild ein ganz anderes: der Monte Cavo mit dem Kloster und am düsteren Felsen die düstere Rocca, der er, jetzt steiler aufsteigend, immer näher und näher kommt.

Wie schwebend zwischen Himmel und Erde, hängt die seltsame Stadt in der blauen Luft, unter sich Latium und alle seine Herrlichkeit. Die Päpste haben ihre Villa daselbst und es gibt dort einige graue, verfallene Mauermassen, sogenannte „Palazzi". Natürlich fehlt das Kloster nicht, und außer diesem ist das Kloster von Grotta ferrata ganz nahe, und ganz nahe ist auch das Kloster von Palazzuola und das vom Monte Cavo, und das von Castel Gandolfo, von Albano, Ariccia, Genzano. Natürlich sind die Bewohner von Rocca arm. Sehen sie dich, so schreien sie dich an, daß sie vor Hunger sterben. Doch hat die Stadt eine prächtige Kirche. Ein Armenhaus oder Hospital hat sie nicht.

Als ich von dem „Hannibalsfeld" aus auf den Fels der Arx stieg, sah ich die Stadt dicht unter mir. Nicht lange hernach klomm ich auf der anderen Seite hinab.

Wer es nicht selbst gesehen, glaubt es nicht!

Auf der einen Seite der Gasse sind die Häuser oft halb hineingehauen in den Felsen, aus dessen schwarzem Gestein sie auch aufgebaut sind. Sie stehen, niemals von der Hand eines Tünchers berührt, als die Pessimisten dieser Welt, ein Bild des Lebens. Grau auf Grau. Unten sind sie fensterlos und gleichen Höhlen; etwas weiter oben befinden sie sich in dem glücklichen Besitz

einiger Löcher. Die Straßen sind eng. Wenn zwei sich begegnen, müssen sie sich mit Bedacht ausweichen. Sie sind steil, oft sind es nur Treppen, ein Wagen kann in ganz Rocca nicht fahren. Sie emporzuklimmen ist mühsam, denn es gleicht dem Wandeln — realistischer und wahrer gesagt: dem Waten durch Gossen. Der Schmutz, auf den man tritt — über den man hinwegrutscht! — mag zehnjährige Ablagerung sein. Einen Staatsökonom müßte diese verächtliche Behandlung und Verschwendung kostbaren Stoffes in die Seele hinein dauern. Bevölkert sind jene Dungstätten von den Geschöpfen, die dahin gehören: von Hühnern, Schweinen, halbverhungerten Hunden. Aber auch noch andere Wesen, die in der großen Menagerie des Lebens als die Ebenbilder Gottes rubriziert zu werden pflegen, scheinen sich im höchsten Grade wohl und behaglich dort zu befinden. Durch eine solche Höhlung die Landschaft zu erblicken, vielleicht gerade das aufleuchtende Meer, das ist dann freilich wundersam.

Die Gassen haben auch Namen, noch dazu welche Namen: Via Garibaldi, Via del Principe Umberto, Via Nazionale! Jeder etwas größere Winkel ist ein Platz. Ein Lagerplatz für Schweine heißt: Piazza Cavour.

Weiter drunten wird es etwas menschlicher. Es beginnt sogar reinlich zu werden. Die Häuser rücken um einige Schritte weiter auseinander und der Boden zeigt schüchterne Versuche von Pflasterung. Es sind Fenster zu bemerken, die ordentliche Scheiben haben — freilich niemals geputzte! Man stolpert an düsteren Räumen vorüber, in denen etwas verkauft wird: Früchte und Käse, Brot und Zwiebeln. Das Erstaunen wächst, wenn man über einem Höhleneingang liest: Café. Jetzt stößt man auf ein Gebäude, das kaum anders aussieht als andere, also schauderhaft; aber es hat ein steinernes Portal, ist also ein Palast. Freundlicher überrascht ein Haus, das eine Säulenhalle und höher droben eine Loggia hat, ganz und gar von feuerroten Nelken umsponnen. Dann kommt man auf die Hauptstraße, wo die „Farmacia" ist, auch ein „Pizzicaguolo" und eine „Drogheria". Hier ist es auch, wo die anderen Paläste zu suchen sind und wo zur Not ein Wägelchen hinaufgeschleppt werden kann.

Das ist Rocca di Papa.

Die grünste Waldung umkränzt es, der blaueste Himmel überspannt es, die schönste, reichste, köstlichste Welt liegt darunter, wie eine Vasallin unter dem Thron der Königin.

Es war ein Sonntag, an dem ich ankam. Vor der Kirche, dem Duomo, gelangte ich aus dem Gassenlabyrinth heraus und auf festen Boden. Gerade war die Messe aus. So bekam ich denn Gelegenheit erstaunt zu sein, was für ein Menschenhaufe hier eingehöhlt war. Auf Platz und Straße stand, Kopf an Kopf gedrängt, ein braunes, düsteräugiges, rauhes Bergvolk. Unter den Männern gab es schlanke, prächtige Gestalten. Entweder trugen sie den schwarzen, grüngefütterten, bis auf den Boden faltig niederwallenden Mantel um die Schulter, ein rotes Tuch um den Leib, den breitkrempigen Hut schief auf dem rabenschwarzen Kraushaar; oder Bein und Leib steckten in Ziegenfellen. Das groblinnene, graue Hemd ließ die braune, haarige Brust sehen und darauf an der Lederschnur das Amulett. Auch die Weiber waren im ganzen ein recht stattliches Frauengeschlecht von zigeunerhaftem Typus, oft allerdings etwas wüst; aber Maleraugen hatten doch ihre Freude daran. Die Tracht der Roccanerinnen war allgemein ein dunkler, viel gefälteter Rock, ein dunkles, panzerähnliches Mieder, ein dunkles, wollenes Brusttuch und am Hinterkopf ein weißes, grobes Gewebe auf wunderliche Weise mit langen silbernen Nadeln an den Flechten festgesteckt.

Ich hatte mich durch das Gewühl gearbeitet, bis in die Nähe der Kirchentür. Dort ließ ich mich in einen Winkel drücken. Immer das Portal im Auge, wartete ich — vielleicht daß Maria heraustrat!

Aber sie kam nicht.

Endlich mußte ich mich entschließen, meinen Winkel aufzugeben. Der Platz leerte sich bereits. In der Kirche kauerten nur noch einige alte Weiber.

„Könnt Ihr mir sagen, wo das Haus der Maria Botti ist?"

Ja, die Frau konnte es mir sagen: Immer die Gasse hinauf, dann an der Piazza gleich das erste Haus rechts. Nach einigen Augenblicken stand ich auch schon auf dem Platz und vor dem Hause. Lieber Freund, lachen Sie mich aus, mir schlug das Herz.

Von dem Platz aus stieg man eine schmale Treppe hinunter, dann eine schmale Treppe wieder hinauf und trat hierauf sofort in den Hausflur, der zugleich Küche und Wohngemach war. Die Tür stand weit auf. Als ich hastig hineinspähte, sah ich die Mutter — nur die Mutter!

Sie saß mit dem Rücken gegen die Tür dem Feuer zugewendet, das in dem riesigen Kamin hoch aufflammte, und bewachte den kochenden Inhalt eines Kessels.

Bevor ich die Frau ansprach, sah ich mich um. Es war ein niedriger, unwohnlicher Raum mit kassetierter, weiß getünchter Holzdecke, der Fußboden Ziegelstein. Die braunen Wände waren mit Kupfergeschirr, allerlei Hausrat, trockenen Waldkräutern, roten Paradiesäpfeln, goldigen Maiskolben und langen Zwiebelschnüren von oben bis unten behängt. In der Ecke befand sich ein sehr buntes Marienbild mit zwei hohen Wachskerzen davor und frischen Blumen bekränzt: Nelken, Menthe und Rosmarin. In der Mitte stand ein großer Tisch mit einem sauberen Tuch für vier Personen zur Colazione gedeckt. Mit den blaubemalten Tellern, der strohumflochtenen Foglietta, dem großen runden Brotlaib, der Schüssel voll zartgelben Salats, dem Korb voller Früchte, sah es ganz einladend aus. Überhaupt war der dürftige Raum von größter Sauberkeit. Und wie die goldenen Mittagssonnenstrahlen durch die Tür hereindrangen, über den Fußboden hingaukelnd, an den Wänden hinauf bis zur Decke empor, und ich im Rahmen des mir gegenüberliegenden, geöffneten Fensters die Ufer des Albanersees mit Castel Gandolfo sah, dazu das Herdfeuer prasseln hörte, und vom Marienbild Menthe und Rosmarin zu mir herüber dufteten, malte ich's mir recht lieblich aus, an heißen Tagen hier zu sitzen. Die Mutter ist vielleicht eingenickt, aber ich und Maria — —

Offen gestanden war es mir ganz lieb, daß sie nicht zu Hause zu sein schien. Ich glaube, ich fürchtete mich fast, ihr wieder gegenüberzutreten. Mir war's, als ob sie es mir von der Stirne ablesen müsse, wie es um mich stehe und weshalb ich gekommen sei. Die Mutter zuerst allein zu haben, vielleicht für mich einzunehmen, alles mit ihr zu besprechen und abzumachen, ehe Marias ruhige Augen mich verwirrten, schien mir das beste zu sein.

Ich machte also meine Anwesenheit der Frau bemerkbar. Diese drehte sich um und ich erkannte sofort die Mutter Marias.

„Guten Tag! Seid Ihr Maria Botti?"

Natürlich war sie es und obendrein eine recht stattliche Matrone, durch das Fieber freilich etwas gelb geworden, mit tief liegenden, dunkel umränderten Augen, aber in ihren gesunden Tagen, das sah man ihr an, gewiß ungemein frisch und rührig. Sie mußte „einst schön gewesen sein", nur waren ihre Züge weit weniger streng, weit weniger klassisch als die ihrer Tochter. Sie trug sich wie die anderen Frauen (ihre Tochter tat das nicht!), nur, daß Rock und Mieder von etwas besserem Stoff waren.

Diese flüchtigen Beobachtungen machte ich, während ich ihr sagte, wer ich sei und was ich wollte: Ich hätte gehört, daß sie Zimmer vermietete; ob ich den Rest des Sommers bei ihr wohnen könnte?"

Sie erwiderte (und das freundlicher, als es die andere Maria Botti getan haben würde), daß sie allerdings immer „Artisti" bei sich beherberge, diesen Sommer jedoch keinen aufgenommen habe, weil sie seit Frühjahr das Fieber gehabt. Nun gehe es ihr zwar wieder gut, doch werde sie mich wohl abweisen müssen; denn erstens sei das Zimmer — sie habe zum Vermieten nur eines — nicht hergerichtet, und zweitens wisse sie wirklich nicht — — Überhaupt müsse sie zuerst mit ihrer Tochter darüber reden. Ihre Tochter sei nach Palazzuola hinuntergegangen, werde jedoch sehr bald zurückkommen; wenn ich warten wolle, möge ich mich zu ihr setzen.

Ohne verhindern zu können, mich etwas entmutigt zu fühlen, rückte ich mir den Stuhl zwischen Kamin und Tisch. Glücklicherweise war die Frau redselig; da konnte ich schweigen. Während ich immerfort auf die Blumen starrte, die Maria umwanden, dachte ich immerfort an die andere Maria, die sie heute morgen gepflückt hatte. Ich hätte ihr das nicht zugetraut: das Mädchen mit der herben Schönheit, Blumen in der Hand. Es war ein ganz seltsames Bild. Dabei horchte ich immerfort hin, ob nicht jemand die Treppe heraufgestiegen komme, schielte immerfort nach der Tür, ob nicht jemand eintreten werde. Beides geschah oft genug. Alle Augenblicke sprachen geschwätzige Nachbarinnen

vor, die dieses und jenes wollten, dieses und jenes zu sagen und zu fragen hatten. Ich ward neugierig angegafft und kam vor lauter Ungeduld und Erregung gar nicht dazu, mich über all das Fremde und Seltsame, was ich zu sehen und zu hören bekam, zu verwundern. Marias Mutter, nachdem sie mich naiv-neugierig ausgeforscht, ob ich Inglese oder Tedesco sei, machte sich an eine lange Aufzählung der Künstler, die im Laufe der Jahre bei ihr gewohnt hatten. Ich hörte auch, daß ihr Mann, ein wohlhabender Weinbergbesitzer, seit länger als zehn Jahren tot sei, ebenso ihr einziger Sohn. Nun habe sie nur noch eine Tochter — da klopfte mein Herz schon wieder! Oktober würde sie zwanzig Jahre alt; dann werde sie — — Und Maria trat ein.

Sie hatte einen Begleiter bei sich. Es war ein junger Mann, an dem ich zuerst nichts anderes sah, als daß es ein verteufelt hübscher Bursche war. Der Hut saß ihm schief verwegen auf dem Kopf und den Mantel hatte er mit römischer Grandezza um sich geschlagen. Er war mir sofort zuwider.

Ich war aufgestanden und hatte Maria begrüßt. Diese schien durchaus nicht erstaunt zu sein, mich so unerwartet wiederzusehen, erfreut auch gerade nicht. Ein leichtes Neigen ihres stolzen Hauptes (eine Fürstin hätte es nicht vornehmer tun können!), damit war ich abgetan. Übrigens dachte ich nicht viel darüber nach: ich sah Maria an, sah nichts als Maria. Sie war ja noch viel, viel schöner, als ich sie mir gedacht hatte. Heute trug sie kein Tuch über dem Kopf. Nun sah ich auch die gleichmäßig blasse Bronzefarbe ihrer Haut, die so feingezogenen und doch so stolzen Brauen, die leidenschaftlichen Nasenflügel. Ihr rabenschwarzes Haar war tief in die Stirne gescheitelt und hinten einfach in einen schweren Knoten zusammengewunden und aufgesteckt.

Das alles (und noch weit mehr!) „studierte" ich, während die Mutter ihr sagte, daß ich ein Maler sei, der bei ihr zu wohnen wünsche. Auch das machte auf das Mädchen keinen Eindruck; nur daß sie mit ihrem ernsthaften, ruhigen Blick einmal flüchtig und — gleichgültig zu mir herübersah und dann von mir zu ihrem Begleiter. Dies veranlaßte mich, jenen gleichfalls näher ins Auge zu fassen. Da war ich denn wirklich betroffen. Ich sah leibhaftig meinen Sextus vor mir! Wie er so dastand, düster

und begehrlich auf das Mädchen blickend, hätte ich ihn nur abzumalen brauchen, um für mein Gemälde auch die zweite Gestalt zu haben: den Verführer. Kaum, daß ich nötig gehabt, viel an seinem Kostüm zu ändern: der schwarze Faltenwurf hätte auch meinen römischen Prinzen vortrefflich drapiert. Zugleich wußte ich, ohne daß es mir gesagt worden wäre, daß Maria Braut sei.

Die Mutter führte noch immer das Wort. Es war klar, daß sie mich gern dabehalten hätte, wie sie auch sichtlich bemüht schien, ihrer Tochter die Sache im günstigsten Lichte darzustellen. Maria sagte nicht nein und nicht ja. Nur glaubte ich zu bemerken, wie sie meinem Sextus einen unruhigen Blick zuwarf. Endlich sagte sie: „Macht's, wie Ihr wollt!" Darauf verließ sie das Zimmer. Die Mutter meinte plötzlich, daß es ein leichtes sei, das Zimmer herzurichten, schon am Abend könne ich einziehen. Dann rief sie einer Magd, die mit mir hinaufgehen sollte.

Das erste was ich sah, als ich in das kleine, schmale Gemach trat, war die Mariagalerie, die meine Kollegen auf den weißgetünchten Wänden als Spuren ihrer künstlerischen Existenz und als Zeugen ihrer Marialeidenschaft zurückgelassen hatten. Diese Bilder zu studieren würde ja ein ganz besonderes Vergnügen für mich sein!

Ich schritt zum Fenster, das zugleich eine niedrige, schmale Glastür war, öffnete, trat auf das flache Dach eines Vorbaues hinaus und befand mich gerade über der kleinen Piazza, dem „Mercato".

Eigentlich war dieser nur eine etwas größere Terrasse. Sie hing über dem Abgrund. An drei Seiten umgaben sie Häuser, an der vierten umschloß sie ein niedriges Geländer. Mir gegenüber lag ein Haus mit einer Loggia, die die reizendsten hängenden Gärten trug, und der Brunnen. Aus einer dunklen, ganz mit Wasserpflanzen überwucherten Schale rauschte es lebhaft in ein Becken hinab. Gleich hinter den Häusern stieg der schwarze Fels auf. Ich sah den Albanersee, die ganze Ebene bis weiter hinter Rom, mit Rom; den ganzen Meeresstrand vom Circe-Kap bis Ostia. Ich sah das Meer selbst mit den Ponza-Inseln. — — Ich muß Namen nennen, nur Namen!

Am Abend zog ich ein, und hätte mir Maria ein freundliches Wort gegönnt, so hätte ich mich wie im Himmel gefühlt. Ich sah sie diesen Tag nur noch einmal. Als ich vor Sonnenuntergang ins Haus trat, begegnete sie mir auf dem Flur. Ich faßte mir ein Herz und redete sie an: „Guten Abend, Maria. Als Ihr mir droben beim Kloster sagtet, daß Eure Mutter Fremde beherberge, dachte ich nicht, daß das noch diesen Sommer mir geschehen würde. Hoffentlich ist es Euch nicht unlieb."

Sie war stehengeblieben und sah mich an, groß und voll. Dann erwiderte sie: „Es geschieht manches, was man nicht denkt. — — Die Mutter läßt Euch fragen, ob Ihr Euer Mittagessen mit uns nehmen wolltet?"

„Ich lasse Eurer Mutter danken, aber ich habe bereits drüben in der Trattoria Romana zu Abend gespeist."

„In der Trattoria Romana ist's gut. Ich werde mit der Wirtin sprechen, daß sie für Euch kocht. Sagt ihr nur morgen, wie Ihr es haben wollt. — — Felice notte!"

Etwas verblüfft dankte ich ihr für diese unerwartete Vorsorge um meine Person; dann klomm ich nachdenklich zu meiner Kammer hinauf, monologisierend: Ein ganz merkwürdiges Mädchen!

Beim Eintreten duftete es mir stark entgegen: auf dem Tisch, über welchen ein bunter Teppich gebreitet lag, stand ein Glas voller Nelken und Rosen. Ich setzte mich vor dem Strauß nieder und blickte auf die Blumen, bis die bunten Blüten allmählich in Dämmerung sanken, in Nacht.

* 3 *

Auch sonst saß ich manche Dämmerstunde, während draußen die Abendsonnengluten verglühten, und sah rings um mich lauter Marien in Finsternis sinken. Ich hatte in den Vatikanischen Stanzen Raffael nicht eifriger studiert, als in der Casa Botti diese Fresken „unbekannter Meister". Hatte ich beim ersten Anblick jener Bilderreihe pathetisch gedacht: also doch! so konnte ich bei näherer Betrachtung, erleichtert aufatmend, denken: also doch nicht! Verständlicher gesagt: die Bilder waren sämtlich nicht

nach Modell, sondern „aus dem Gedächtnis" gemalt. Das hatte etwas unendlich Beruhigendes! Als ob es mir, wie die Sachen nun einmal standen, nicht hätte vollkommen gleichgültig sein können, müssen und sollen! Interessant war es übrigens, alle die verschiedenen Auffassungen zu studieren und dabei zu beobachten, in welchem Stadium von Leidenschaft jedes Bild entstanden war. Von dem ersten Erwachen zarter Neigung bis zum Aufflammen höchster Leidenschaft — bis zur völligen Resignation, war an den vier Wänden jede Stufenfolge jener Empfindung vertreten, welche die Engel Himmelsfreud', die Teufel Höllenleid nennen sollen, für den Menschen aber beides bedeutet.

Jeder Ankömmling empfing von seinem Vorgänger, je nachdem in glühenden oder blassen Farben, die Mahnung: Blicke auf mich und — hoffe nicht.

Die Beruhigung, die mir zuerst aus diesen Gemälden geworden, hätte demnach einer vollkommenen Hoffnungslosigkeit weichen müssen, wenn ich nicht gleich am ersten Tage eingesehen, daß ich mir gar keine Hoffnung auf Hoffnung machen dürfe.

Ich weiß nicht, lieber Freund, ob Ihnen so viel Ekstase über ein „simples" lateinisches Landmädchen nicht zu viel dünkt? Ich für meine Person bin nämlich in diesem Punkt noch heute unzurechnungsfähig. Dennoch möchte ich Ihnen nicht übertrieben erscheinen, und so erinnere ich Sie daran, welche Göttin uns Künstlern die Schönheit ist. Hier beten wir an, hier dienen, verehren wir, hier glauben wir. Hier werfen wir uns willig auf die Knie nieder; hier lassen wir unseren Gott zugleich unseren Tyrannen sein, dem wir, so gut wie irgendeinem christlichen oder chinesischen Götzen, knechtisch den Nacken beugen, vor dem wir uns peinigen und quälen, für den wir uns ans Kreuz schlagen lassen. Wie wir denn überhaupt, um ganz „unserem Gott" zu leben, am liebsten Mönche würden, unsere Tage verbringend, im lebenslänglichen Kulte der Schönheit.

Und wenn der schöne Körper nun gar die Hülle einer schönen Seele ist, so ist man vollends mit Leib und Leben verloren. Ich denke, das begreifen zur Not auch noch andere als Poeten und ähnliche sonderbare Schwärmer.

Doch lassen Sie mich Sie in der Galerie des Palazzo Botti

umherführen. Es ist eine Privatgalerie in ausschließendster Weise. Sie möchten sonst nicht wieder Gelegenheit finden, dieses Kuriosum von Porträtsammlung kennen zu lernen.

Da ist zuerst Maria Botti als Kind. — — Was für ein wunderbares Kindergesicht! Aus großen, weit offenen dunkelstrahlenden Augen schaut es Sie an, so geheimnisvoll, wirklich ganz ahnungsvoll, gerade als würde die junge Seele einmal eine Emilia-Galotti-Tragödie erleben. Da ist zweitens: Maria Botti als vielleicht zehnjähriges Mädchen. Beachten Sie wohl, wie die Grazie allmählich aus dem Gesicht weicht, wie es anfängt, herb, kalt und streng zu werden, schon jetzt ganz lukrezienhaft! Es macht Sie fast traurig, nicht wahr? „Bin ich doch noch so jung, so jung! Und soll schon ster— —" Nein, soweit wollte ich nicht zitieren ... Jawohl, ganz traurig kann schon jetzt dies Gesicht machen. Aber um die ernsten Lippen zuckt noch das Lächeln des Kindes und der Blick ist mehr träumerisch als schwermutsvoll. Doch bereits verschleiert er sich, schon senken sich die Wimpern tief beschattend herab.

In den nächsten Bildern ist das Kind bereits Jungfrau geworden und gleich ist auch jenes Heinesche Motiv von der Himmelsfreud' und dem Höllenleid da. Das erste Antlitz dort hat einer gemalt, der gewiß auch noch so „jung, so jung!" gewesen. Schauen Sie hin. Er hat seiner jungfräulichen Gottesmutter Blumen in die Hände gegeben: Veilchen, Narzissen und Rosen. Das zweite Bild dort ist Maria Botti als Vestalin, mit Schleier und Stirnband. Nun fängt es schon an mit der Hoffnungslosigkeit. Jener erste war noch ganz voller Schwärmerei ohne Begehr, voller Sehnsucht ohne Wunsch. Damit ist's nun vorbei. In Nummer drei ist das Mädchen von Rocca gar zur Diana geworden. Sie sieht unerbittlich tugendhaft, ewig keusch aus, kühl, wie ihre Mondscheinnächte. Eine blasse Heilige folgt. Das ist gelogen. Nimmer ist dieses Mädchen eine schwankende Gestalt aus der Katakombenzeit, mit Christentum statt Blut in den Adern. Auch die Märtyrerin dort ist eine Verzerrung! Die Erythräische Sibylle ist gleichfalls wunderlich; aber der Mann hatte wenigstens Gedanken im Kopf: so etwas Sibyllenhaftes steckt in dieser Maria Botti. Ich möchte entschieden jener Judith den Preis

geben. Betrachten Sie sie genau: ein ganz eigentümliches Bild! Dieses Weib ist eine Heldin. Aber es ist, als sei sie selbst darüber entsetzt. Die Judith ist das letzte Bild. Was für ein Gemälde wird ihr folgen? Auf der Wand ist gerade nur noch für eines Platz.

Marias Blumen waren verwelkt und durch keine frischen ersetzt worden. Als ich mich bei ihr bedankt hatte, schien sie mich nicht verstanden zu haben und doch mußte der Strauß von ihr gekommen sein. Ich sah sie übrigens nicht oft. Zu ruhelos, um Studien zu machen, trieb ich mich den ganzen Tag über in der Gegend umher: Landschaften im größten historischen Stil.

Erst nach Sonnenuntergang kehrte ich wieder in meinen Felsenhorst zurück, verzehrte in der Trattoria Romana mein Mittagessen: heute Makkaroni und Frittata und morgen Makkaroni und Frittata. Ach, und der Vino rosso war auch immer derselbe! Zur Casa Botti hinübergehend, traf ich dann die beiden Marien vor der Tür sitzend. Die Mutter las mit der Magd Salat, die Tochter nähte, während auf Platz und Gassen das Volk sich drängte. War es bereits dunkel, so fand ich sie, die ich suchte, in der düsteren Hausflur, wo über dem Kaminfeuer die Suppe brodelte. Die Alte spann an der Spindel, die Jüngere saß am Webstuhl, wo sie sich vollends homerisch ausnahm, wirklich ganz eine jugendliche Penelope! (Ein Motiv, das meine geschätzten Vorgänger sich entgehen ließen.) Ich trat ein, sagte guten Abend und erhielt einen guten Abend zurück; Maria sah einen Augenblick von ihrem Gewebe auf — immer derselbe ruhige, gleichgültige Blick, fast wie von einer Statue gegeben. Die Mutter dagegen war mir entschieden gewogen, was mich umso mehr wundernahm, da ich ziemlich zurückhaltend war, ein verdrossener, unwirscher, schwermütiger Geselle. Das fühlte ich selbst und jeden Abend faßte ich den Entschluß: morgen bist du ein Mann und gehst fort, um doch am nächsten Abend immer noch da zu sein.

Fand ich die beiden Frauen allein, oder nur mit den Nachbarinnen zusammen (das letztere war mir das liebste!), so setzte ich mich wohl auf ein halbes Stündchen zu ihnen. Gänzliches Abschließen wäre kaum möglich gewesen. Wer mit diesem Naturvolke nicht wie mit seinesgleichen verkehrt, wird es nie kennen lernen. So blieb ich denn und plauderte mit den guten Weibern,

wie es meine gedrückte Stimmung nur irgend zuließ. Bald war ich in alle Sitten und Verhältnisse des Städtchens eingeweiht, als wär' ich in Rocca geboren. Schade, daß Sie nicht an meiner Stelle waren, Sie hätten „Stoffe" gefunden! In diesem Volk steckt noch Rasse! Da gibt es noch Leidenschaften; ja, und Leidenschaft. Oft genug kam's vor, daß der, welcher beleidigt worden, sich rächte, daß der, welcher haßte, tötete, und das galt dann nicht für Mord. Aber auch wer liebte, kam leicht dazu, einem Nebenbuhler oder einer untreuen Liebsten sein Messer in das Herz zu stoßen. Oft genügte das geringste zum Schrecklichsten: ein einziges in Leidenschaft oder Rausch gesprochenes hitziges Wort; ja, ein harmloser Traubendiebstahl galt als „Motiv" für Totschlag. Kurz bevor ich kam, war eine ganze Familie umgebracht worden, weil die Ziegen dieser Familie auf dem Grasfleck des Nachbars geweidet hatten. Dieses Beispiel für viele.

Kein Monat verging, in dem nicht in der Stadt oder der Umgebung wenigstens ein Mord geschah. Ereignete sich solch eine blutige Tat, so war's, als sollte daraus ein allgemeines Massakrieren entstehen. Das dauerte einen Tag, dann ward das blutige Opfer eingescharrt und der Bürgerkrieg war beigelegt. Den Mörder traf selten eine Vergeltung. Er verschwand eine Zeitlang in den Macchien, damit basta! Was ich von den Frauen an Derartigem erfuhr, waren oftmals wahre Tragödien. Selten jedoch, daß man die Partei des Gemordeten nahm und fast immer, daß man einen solchen blutigen Ausgang für den einzig möglichen und dabei ganz natürlichen hielt. Ich glaubte mich oft in die Urzustände der Menschheit versetzt: man verschafft sich selbst sein Recht und folgt im übrigen seinen leidenschaftlichen Trieben.

Maria verhielt sich bei diesen Abendplaudereien, ihrem Wesen getreu, völlig teilnahmslos. Selten, daß sie eine Meinung abgab. Geschah das einmal, so machte mich jedesmal von neuem betroffen, wie herb und vornehm sie in allem empfand. Dann wiederum hörte ich aus ihr durchaus nur die übrigen reden. Zuweilen stand sie plötzlich von ihrer Arbeit auf und ging rasch hinaus. Ich gab zu diesem schroffen Wesen nicht den Anlaß, da ich mich gar nicht um sie kümmerte; wie ich mich sogar zwang, möglichst wenig zu ihr hinüberzuschauen, obgleich sie am Web-

stuhl mit leicht vorgeneigtem Oberkörper und gesenktem Antlitz eine ganz herrliche Gestalt war.

Kam ich in meine Kammer, so verwehrte ich mir allerdings nicht, wenigstens ihre Bilder nach Herzenslust anzublicken. Bald jedoch ward ich dieser Toggenburgbeschäftigung herzlich überdrüssig. Meine guten Kollegen waren gerade auch keine Genies. Gegen das lebensvolle Urbild nahmen sich ihre Kopien doch gar zu schattenhaft aus. Nur die Judith besaß noch meine Teilnahme. Immer, wenn ich neben ihr den leeren, gelblichen Fleck auf der Wand sah, mußte ich denken: Was wird das letzte Bild sein?

* 4 *

Ich glaube, ich habe Ihnen noch immer nicht gesagt, daß ich recht vermutet und Maria wirklich Braut war. Der Bräutigam war natürlich der Sextus. Er hieß Luigi Ugberto, war der Sohn des wohlhabendsten Vignenbesitzers, überdies der Löwe von Rocca (das so gut seine kostbare jeunesse dorée besitzt, wie Rom oder Paris). Bereits im Oktober sollte die Hochzeit stattfinden. Die beiden Marien hatten genug zu tun, um bis dahin die Aussteuer fertig zu schaffen. Das alles war Tatsache und erschien ebenso unabänderlich, wie es nicht zu ändern ist, daß am Morgen die Sonne aufgeht. Das einzige, was mich dabei anging, war: mir noch die Überzeugung — die Beruhigung zu verschaffen, ob Maria ihren Bräutigam liebe, also eine glückliche Braut sei. Nun sollte man meinen, daß das leicht zu erfahren gewesen. Anderen hätte man daraufhin nur ins Gesicht zu sehen brauchen. Doch in Marias schönes Angesicht konnte einer blicken soviel er wollte: darin verriet kein Zug weder Glück noch allerdings Unglück. Mutter und Nachbarinnen waren natürlich der Meinung, daß es auf der Welt — sie meinten Rocca di Papa — für ein Mädchen kein größeres Glück geben könne, als die Frau des reichen Luigi Ugberto zu werden. Die Braut selbst ließ indes, wie gesagt, so wenig merken, ob sie derselben Ansicht sei oder nicht, daß ich mich von Vermutungen hin und her getrieben fühlte. Oft, wenn ich abends nach Hause kam, war der Bräutigam bereits vor mir eingetroffen. Dann zwang ich mich erst

recht, einige Augenblicke zu bleiben, weniger um jenem düster blickenden Burschen zu zeigen: du kümmerst mich nicht! als vielmehr um Maria zu beobachten. So scharf ich das auch tat, konnte ich doch zu keiner Gewißheit gelangen. Sie blieb sich auch gegen ihren Bräutigam stets gleich, war nie unfreundlich, nie freundlich. Ich traf sie jedesmal an ihrem alten Platz vor dem Webstuhl. Glut des Kaminfeuers und der flackernden Öllampe fiel auf ihr Antlitz; neben ihr an der Wand lehnte Luigi-Sextus, auch an den wärmsten Abenden mit seinem Mantel drapiert. Trat ich ein, so warf er mir einen tückischen Blick zu (natürlich grüßten wir uns nicht) und fuhr fort, Braut und Frauen zu unterhalten, was er möglichst lärmvoll tat, in widerwärtigster Weise (das war meine durchaus objektive Ansicht) bramarbasierend. Mutter und Nachbarinnen kicherten und schwatzten, Maria webte gelassen fort, dann und wann ein gleichmütiges Wort einwerfend, dann und wann aufblickend, vielleicht zu ihrem Bräutigam hinüber, und von diesem zu mir, der ich still zuhörend dasaß. Nur ein einziges Mal fiel etwas vor, das jedoch von niemand außer mir beachtet ward. Wahrscheinlich um mir zu zeigen, daß er der Besitzer des schönen Geschöpfes sei, machte mein Römer eines Abends sein Bräutigamsrecht geltend. Sich zu der Weberin herabbeugend, legte er seinen Arm um ihren Leib, wobei er ihr lachend etwas zuflüsterte. Da hätten Sie diese Bewegung sehen sollen, diese Gebärde! Es geschah durchaus ruhig aber unwiderstehlich zurückweisend. Er, als wäre es ein lustiger Scherz gewesen, lachte laut auf, aber ich sah den Blick, den er ihr zuwarf, und wie er aus den Falten seines Mantels heraus nach ihr hingriff, um jedoch gleich wieder die Hand zurückzuziehen. Maria aber, als sei nichts vorgefallen, fuhr gelassen mit ihrer Beschäftigung fort.

Anders ich. Als der Mensch sie so frech anfaßte, voll einer Begehrlichkeit, sage ich Ihnen — Herrgott, wie packte es mich da! Kaum, daß ich mich zurückhielt, hinzustürzen, ihn von ihr fortzureißen, ihn — — Es waren ganz wilde Gedanken. Er hatte auch gleich zu mir herübergeschielt. Da mochte er mir denn ansehen, was ich nicht mehr verbergen konnte. Teufel, was machte mein Römer für Augen. Plötzlich wußte ich, vor wem ich mich auf der Welt zu hüten habe.

Ich ging aber nicht in meine Kammer hinauf, sondern wieder hinaus über den Platz zur Arx empor und weiter, weit in das öde Feld hinein.

Es war eine heiße Nacht; mir war's, als müßte ich ersticken. Ich riß mir Weste und Hemd auf. Als ich mich müde gelaufen, warf ich mich auf den versengten Rasen nieder, zu Tode ermattet. Lange lag ich wie gelähmt mit geschlossenen Augen. Dabei mußte ich fortwährend auf das Wiehern der Pferde hören, die in einem Zustande halber Wildheit in zahlreichen Herden auf dem Feld weideten. Oft kamen sie mir ganz nah. Als ich endlich die Augen öffnete, konnte ich mich zuerst gar nicht zurecht finden: über mir das strahlende Firmament, rings um mich die öde Heide, im weiten Kreis aufsteigend der uralte Kraterrand. Nur gegen Westen waren die Wände durchbrochen. Dort lag Rocca. Aus der Tiefe dieses Felsenkessels zu dem Sternenhimmel emporzublicken, der auf den Kraterrand aufzustoßen schien, war ein merkwürdiger Anblick. Und alles ringsum einsam, lautlos! Mir ward ganz unheimlich zumute, als würden die Geister Hannibals und seiner Legionen dem Erdboden entsteigen, um ein zweites Mal wider Rom zu ziehen. Ich stand auf und ging fort, zuerst sehr schnell, dann sehr langsam, jener Öffnung zu, wo man entrinnen konnte, wo es ins Leben hineinging. Ich wanderte und wanderte, bis ich es sich unter mir ausdehnen sah, schier unermeßlich: die Ebene, das Meer. Und in der Mitte der Weite glänzte es tausendfach auf — die Lichter Roms! Da war mir's, als strömte es von der Ewigen Stadt zu mir herüber, ein Hauch ihres Friedens, der im Vatikan um Raffaels Gestalten schwebt. Es drang mir tief ins Herz hinein, daß es drinnen plötzlich ganz still ward.

Lieber Freund, in jener Nacht ward ich mir bewußt, daß ich Maria liebte.

* 5 *

Als ich am nächsten Morgen aufstand, geschah es mit dem festen Entschluß, mit Maria zu sprechen. Daß Sie mich nicht mißverstehen. Mit Maria zu sprechen: nicht von meiner Liebe zu ihr, sondern von ihrer Liebe zu ihrem Verlobten.

Hätte ich damals bereits länger in Italien gelebt, so hätte ich wahrscheinlich nicht gefragt, sondern die Dinge einfach so hingenommen wie sie waren. Die Wahrheit davon ist diese: In keinem Lande nämlich ist die Heirat so sehr Sache der Vereinbarung, wie in Italien, dem Lande der „Leidenschaften". In allen Ständen heiratet man hier mehr aus Bedacht als aus Neigung. Selbst die Töchter der Handwerker und kleinen Bürger leben streng bewacht und sorgfältig behütet. Niemals dürfen sie ohne Begleitung ausgehen, selbst nicht zur Messe. In dem geselligen Verkehr mit jungen Männern finden Beschränkungen und eine Vorsicht statt, von denen man in Deutschland keine Ahnung hat. Da ergibt es sich denn von selbst, daß unter solchen Umständen von sogenannten Liebesverhältnissen kaum die Rede sein kann. Das schließt natürlich nicht aus, daß sich einmal zwei herzlich oder gar leidenschaftlich liebhaben. Dann wird der junge Mann mit den Eltern reden und diese werden nun „kombinieren". So erhält auch in solchen Fällen die Sache das Ansehen des Geschäftlichen (von den Eheschließungen der Adelsfamilien gar nicht zu reden). Das Mädchen lebt klösterlich, verheiratet sich; dann ist die Frau frei. Jetzt mag die Leidenschaft kommen, auch die Liebe (zu einem anderen). Dies letztere ist jedoch gleichfalls lange nicht so häufig der Fall, wie man mit Vorliebe annimmt. Und nun gar, daß es Sitte und Gebrauch wäre, gerade, als würde der Hausfreund gewissermaßen zugleich mit der Wirtschaftseinrichtung besorgt. Der italienische Bürgerstand wenigstens besitzt, das kann ich Ihnen versichern, ebensowenig ein gebräuchliches, selbstverständliches Cicisbeat wie der deutsche.

Wenn trotz des Gesagten sich in keinem Lande mehr Liebestragödien abspielen, von Romeo an bis Othello, so ist für den scheinbaren Widerspruch leicht die Erklärung gefunden: sobald bei diesem heißblütigen Volk einmal die Leidenschaften geweckt, sind sie auch entfesselt. Dann gibt es allerdings kein Aufhalten mehr.

Entschuldigen Sie diese Abschweifung. Sie hat aber auch auf das Verhältnis Marias zu ihrem Verlobten Bezug. Denn in Rocca di Papa wirbt und freit man kaum anders als in Rom. Dagegen wird der echte Campagnuole, dieser Sohn europäischer

Steppe, unbeleckt von der Kultur wie er ist, kaum zivilisierter lieben und freien als sein Bildungsgenosse jenseits des Meeres. Vor zwanzig Jahren wußte ich das alles auch noch nicht, vor zwanzig Jahren konnte ich mir ein Mädchen, wie Maria, nur vorstellen, wie sie sich nicht dem Gebrauch und Abkommen gemäß einem verlobte, sondern einzig und allein aus leidenschaftlicher Liebe. Wie völlig unverständlich und rätselhaft mir bei einer solchen Ansicht das Mädchen vorkommen mußte, können Sie sich denken. Ich sollte aufgeklärt werden.

Also ich hatte mir vorgenommen mit Maria zu sprechen. Und zwar sollte das ohne Aufschub noch am selben Tage geschehen. Die beste Gelegenheit, ja die einzige, war abends, wenn sie mit der Magd auf die Arx kam, die Bleichwäsche zu holen.

Den ganzen Morgen über war ich unruhig und aufgeregt. Trotz der Mittagsglut stürmte ich hinaus. Im Hausflur unten saß die Mutter; ich mußte ihr guten Tag wünschen. Wie ich schnell vorüber wollte, rief sie mich an. Ich mußte wohl oder übel stehenbleiben. Sie fing an zu schwatzen; doch kam es mir vor, als ob sie weniger freundlich sei als sonst. Ohne Anlaß brachte sie das Gespräch auf ihre Tochter: wie sie nun bald Hochzeit machen werde — in drei Wochen — und wie diese Hochzeit eine wahre Gnade des Himmels sei. Dann folgte eine Lobrede auf den Bräutigam, nebst einer glühenden Schilderung seiner Wohlhabenheit; ihre Tochter würde die angesehenste Frau von ganz Rocca sein, eine wahrhafte Signora! Den Schluß machte die Frage: wie lange ich noch zu bleiben gedenke?

Ich hatte mechanisch zugehört; jetzt mußte ich mich zusammennehmen, um möglichst gleichgültig, mit der Miene des Überlegens, zu „kombinieren", welche Zeit mein Aufenthalt in Rocca di Papa noch dauern werde. Vermutlich nicht mehr lange, noch eine Woche vielleicht. Es komme darauf an, wie ich mit meinem Bilde fertig würde. Aber wie gesagt: auf keinen Fall sehr lange, mit welcher Versicherung man höchlichst zufrieden zu sein schien.

Fortgehen! Jeden Abend hatte ich mir vorgenommen, daß ich fortgehen wollte und das gleich am nächsten Morgen. Und nun, da es ausgesprochen worden, war's seltsam, wie es mich bestürzt machte, als wäre mir etwas ganz Unerwartetes geschehen.

In diesen Gedanken versunken, kletterte ich in dem oberen Teile der Stadt die Schmutzkanäle hinauf, ohne viel davon zu merken. Ich befand mich gerade in einer der engsten Gassen, wo selbst am sonnigsten Tage kühle Dämmerung herrscht, als ich, aufblickend, meinen Feind auf mich zukommen sah. Jetzt blieb er stehen und stierte mich mit seinem Mörderblick an. Ich ging ruhig weiter, als stehe niemand im Weg. Dabei dachte ich: Ich weiß sehr wohl, mein Römer, daß du einen Dolch bei dir trägst. Stoß nur zu!

Während dieses Monologs war ich dicht bei ihm angelangt. Wir konnten einander nur dann ausweichen, wenn sich einer von uns gegen die Wand drückte. Ich war neugierig, wer das tun würde. Nun standen wir uns gegenüber. Ein Augenblick — dann schritt ich, ohne um eine Linie auszuweichen, ungehindert vorwärts. Ich hatte recht gehabt: er war feige! Ich schaute mich nicht nach ihm um. Er hätte mir getrost nachschleichen und den Stoß von hinten tun können: der Ort war völlig einsam und ich wehrlos.

Einige Stunden trieb ich mich zweck- und ziellos umher. Dann begann ich heftigen Hunger zu spüren, kehrte um und begab mich geradeswegs zurück in meine Trattoria Romana.

Die wackere Herrin dieser Garküche war mit der Zeit meine gute Freundin geworden; ich bin ihrem Andenken Dank schuldig und mich freut's, von ihr erzählen zu können.

Nirgends in ganz Latium hat zu irgendwelcher Zeit eine hübschere, rührigere Wirtin hungernden Künstlern köstliche „Frittate" und „Fritti" eigenhändig zubereitet und eigenhändig vorgesetzt. Mit der doppelten Sehnsucht nach Sättigung und nach einem freundlichen Menschengesicht, betrat ich jeden späten Nachmittag Frau Lisas Herberge. Da drinnen waren die Gegensätze von Hell und Dunkel dicht beisammen. Decke, Wände, Fußboden, Tische, Bänke, Gäste — alles schwarz, schwärzer, am schwärzesten. Dagegen funkelnd, strahlend und blitzblank Frau Lisas Kupfergeschirr, Frau Lisas Bauschärmel, Frau Lisas Wangen. Beides zusammen aber, pechrabenschwarz und funkelnd zugleich, Frau Lisas Haare und Frau Lisas Augen.

Ich verweilte gern in dem höhlenartigen Raum, wo das Herd-

feuer hell aufloderte, wo es briet und brodelte, aus den Pfannen der Öldufft aufstieg, und eine ziegenfellumgürtete Herde von hungrigen Wilden sich's wohl sein ließ.

Und bei all dem Höllenlärm, in all dem Wust und Wirrwarr Frau Lisa das leuchtende Gestirn dieser Welt, zugleich stattlicher Mittelpunkt aller Bewegung, von dem alles ausging, zu dem alles hinströmte. Trat ich ein, so ward mir ganz besondere Auszeichnung zuteil und das sogar in Augenblicken, wo gegen ihre stattliche Person förmlich Sturm gelaufen wurde. Kurze Zeit blieb ich, mit stillem Behagen dem Getreibe zusehend und Frau Lisa zuhörend, wie sie mit ihrer gellendsten Altstimme in allen Tonarten Organübungen anstellte. Dann trieb mich ein Blick hinweg. Ich durchschritt die Schwärze und den Dunst und trat hinaus. Es ging eine Art von steinerner Leiter in die Höhe und plötzlich, wie durch Zauberschlag war alles verwandelt: durch Reben und Blumenranken schimmerte das blaue Circe-Kap, lagen grün und blühend umrahmt die Ponza-Inseln in der leuchtenden Ferne, stand, auch mitten unter Laub und Blüten, mit schneeweißem Tuch bedeckt, das zierliche Tischlein. Dann wurden selbst die endlosen Makkaroni zu lukullischen Genüssen, von der strohumflochtenen Foglietta voll purpurfarbenen Marinos gänzlich zu schweigen.

Da saß ich dann, in die Herrlichkeit hineinschauend, oder auch nur hinab auf ein winziges Gärtlein, das drüben über dem Abgrund hing, wo ich zuweilen unter einem blühenden Granatbaum eine schlanke Gestalt erspähte. Wenn sie sich neigte, eine Blume zu pflücken, oder in das helle Laub des Granatbaumes hineingriff, sich einen Zweig roter Knospen in ihr Haar steckte — wie schön war sie dann! Sie verschwand. Ich seufzte tief auf — neben mir stand Frau Lisa, fing an zu schwätzen und zu schwätzen, wobei ich denn mancherlei zu hören bekam. Zum Beispiel von meinem Römer. Daß dieser schöne Herr ein berüchtigter Frauenheld sei, der echte Don Juan — nein, der echte Dorfprinz Sextus. Aber auch meiner guten und klugen Wirtin schien es nicht im Traum einzufallen, daß diese Heirat für Maria etwas anderes sein könnte, als ein überschwengliches Glück.

Übrigens war der guten Lisa schon jetzt vor der Hochzeit bange.

Dieses Fest sollte nämlich bei ihr stattfinden und zwar mit einer Pracht, wie sie Rocca seit den Zeiten, da in seinen Palästen stolze Geschlechter das Städtchen tyrannisierten, nicht erlebt hatte. Ohne einige Messerstiche würde die Herrlichkeit sicher nicht abgehen. Die Wirtin hatte sich ausbedungen, daß unter den Gästen der Chirurg sein müßte. Auch für die nötigen Karabinieri würde Sorge getragen werden. Sie hatte dann das Ihre getan.

Natürlich hatte meine gute Freundin längst gemerkt, wie es um mich stand. In der letzten Zeit mußte ich sogar das wehmütige Schütteln ihres ehrwürdigen Hauptes erdulden, ohne dagegen protestieren zu können. Wenn sie vor mir stand: „Brutus auch du!" so kam ich mir ganz schuldig vor. Dabei war mir's unmöglich, zu bereuen — büßen wollt' ich ja so gern.

An dem Tage nun, der mir an seinem Abend die Unterredung mit Maria bringen sollte, steckte ich nach vollendetem Mahl wie gewöhnlich meinen Tabak an, lehnte mich in den Stuhl zurück und sah den bläulichen Dampfkreisen zu, wie sie in den sonnigen Nachmittag hinausquollen, um sich draußen aufzulösen in Dunst und Glanz. Beinahe wie etwas Körperliches fühlte man die erhitzte Atmosphäre auf sich lasten und vermochte sich unter dem glühenden Druck kaum zu regen. Ich wunderte mich über die Fliege, die mir unausgesetzt um den Kopf summte (die ich jedoch ruhig summen ließ) und ich wunderte mich über den Brunnen, der unter mir fortwährend rauschte und rauschte. Übrigens hätte es köstlich sein müssen, dort hineinzutauchen.

Jetzt schleppten sich sogar einige Geschöpfe über den Platz. Es waren matte Menschen und matte Hunde. Über letztere stellte ich die stille Betrachtung an, was sie wohl täten, wenn ich ihnen den Inhalt meiner Schüssel hinunterwürfe? Ich konnte mir nicht denken, daß ihre Trägheit ihnen gestatten würde, darüber herzufallen, obgleich sie wahrhaftig nicht danach aussahen, als hätten sie in ihrem elenden Hundedasein jemals erfahren, wie einem gesättigten Geschöpf zumute sei. Die Glut drückte mir die Augenlider gewaltsam herab, selbst die Bewegung der Hand zum Mund war eine zu große Anstrengung und mit dem Denken ging es erst recht nicht. — Übrigens, was hatte heute Frau Lisa gehabt? Sie war ganz merkwürdig gewesen, hatte mich kaum gegrüßt. Aber wie gesagt,

zum Nachdenken kam's nicht. Wenn ich manchmal blinzelnd aufsah, war alles so strahlend, so voll greller, gelber Helle und scharfen Lichtern, daß ich, mit einem Schmerz im Gehirn, die Augen sofort wieder schloß. Selbst das Laub und die Blumen um mich erschienen mir nicht grün und rot oder blau, sondern fortwährend wie von Strahlen durchschossen, selber wie Strahlen.

So lullte der heiße Tag die Seele ein. Dem Summen der Fliege lauschend und dem Rauschen des Brunnens, sank ich in schöne Bewußtlosigkeit. Da ward ich von einem tiefen Seufzer, dicht neben meinem Ohr, geweckt.

Es war Frau Lisa. Erschrocken fuhr ich auf und fragte, was geschehen sei. Sie gab mir mimisch und pantomimisch ausdrücklich zu verstehen, ihr Eierkuchen sei „wieder einmal" nicht gegessen worden. Ich säße da und würde nächstens vor Hunger und Liebe sterben. Als ich mich gegen solche Zumutungen wehren wollte, ward mir angekündigt, daß ich zu schweigen habe, denn — man wisse alles! wisse mehr, als man sagen dürfe. Obgleich man lange geschwiegen, werde man jetzt endlich reden. So möge ich denn erfahren, was ich für Unheil angestiftet und daß es für mich und andere besser wäre, wenn ich fortginge, lieber heute als morgen. Gleich das erstemal, als ich bei ihr Makkaroni bestellt — alla Napolitana sei's gewesen — habe man gewußt, daß es mit einem gewissen Herrn ganz dieselbe Geschichte geben werde, wie mit anderen gewissen Herren. Und ganz genau Bescheid habe man gewußt, als eines gewissen Abends mit einer gewissen Person sich folgendes Gespräch entsponnen.

Man habe gesagt: „Nun, Maria, Ihr habt ja wieder einen Signore bei Euch, wolltet doch diesen Sommer keinen nehmen, überhaupt keinen mehr. Du weißt schon, warum."

Darauf die andere: „Die Mutter hat es gewollt. Sag, Lisa, kannst du für ihn kochen? Uns macht es Umstände. Wir haben gerade jetzt gar so viel zu tun."

Darauf: „Warum soll ich nicht für ihn kochen können? Es scheint ein recht braver Herr zu sein. He, Marietta?"

Wieder die andere: „Was geht's mich an? Ich wollt' selber, daß er nicht da wäre."

„Glaub' dir's, Mariettchen. Der Luigi wird grad' auch nicht

seine Freud' daran haben. Du weißt schon, warum. Und dann das Gerede. Ich begreif' aber auch deine Mutter nicht: grad' jetzt sich einen ins Haus zu nehmen und noch dazu so einen!"

Dann die andere, und den Blick hättet Ihr sehen sollen: „Lisa, was meinst du mit deinem ‚grad' jetzt? Warum kann jetzt nicht ebensogut ein Signore bei der Mutter wohnen wie früher?"

„Aber Kind, was red'st du? Du kennst doch die Leute und du kennst doch den — — "

Aber sie ließ mich nicht ausreden. Maria! wie fuhr sie auf: Was die Leute sie scherten und was der Luigi von ihr wollen könne, wenn sie nicht — — Ganz blaß war sie geworden und die Lippen bebten ihr so, daß sie nicht weiterreden konnte, sondern sich abwandte und dann wie eine Prinzipessa hinaus.

Jawohl, man hatte alles vorausgewußt! Und immer hatte man gesagt, daß es noch einmal ein schlimmes Ende nehmen werde. Wie nun gestern abend der Luigi drunten beim Wein gesessen, zu viel getrunken und dann wilde Drohungen ausgestoßen habe — das sei ein Schreck gewesen!

Das war nun wieder solch ein Augenblick, wo eine einzige kraftvolle Entscheidung die Rettung gebracht hätte. Lassen Sie mich nicht darüber nachdenken, wie es selbst damals noch Zeit gewesen wäre, das Furchtbare abzuwenden, lieber Freund, durch ein einziges Wort.

Ich hatte nicht alles, was meine gute Freundin sagte, verstanden, zum Beispiel ihre Andeutungen über Maria nicht. Als sie ausgesprochen — was trotz des wahren Redekatarakts, der sich über mich ergoß, ziemlich lange dauerte — versuchte ich meine Gedanken zu sammeln und auch zu Worte zu kommen. Es gelang mir jedoch nur mangelhaft. Mir war das eigentlich nicht unlieb, da ich kaum etwas hätte sagen können. Jetzt schwatzte sich meine aufgeregte Freundin selbst in Beruhigung und schließlich zur Ruhe. Nur das eine machte ich ihr deutlich, daß es mir nicht einfalle, jetzt fortzugehen: gerade jetzt. Das würde ja wie Furcht aussehen. Was wollte, was konnte er tun? Ich lief dem Mädchen nicht nach, und Maria — — Daß sich eher die Madonna del Tuffo zu mir herabneigen und mich küssen werde, als Maria Botti, das müsse selbst Frau Lisa begreifen.

Doch Frau Lisa begriff es nicht. Sie seufzte fort und fort,

indes ich mich im stillen freute, einen stichhaltigen Grund zu längerem Bleiben gefunden zu haben.

Nach dieser dritten Episode des Tages verließ ich meine gute Freundin und die Trattoria Romana und stieg langsam den glühenden Weg zur Arx hinauf.

* 6 *

Es war für die Begegnung mit Maria noch viel zu früh. Ich hätte besser getan, in meiner Loggia das Sinken der sengenden Glanzscheibe abzuwarten, als mich höchst leichtsinnigerweise der Möglichkeit auszusetzen, mir auf dem Felsen von Rocca di Papas einstiger Burg einen Sonnenstich zuzuziehen.

Für unglücklich Liebende, das heißt für solche, die unter dem vierzigsten Grad leben, wäre das übrigens eine ganz neue Selbstmordmethode: Die von Amor zu Tode Verwundeten setzen sich den glühenden Pfeilen Apollon-Helios' aus und dieser vollendet den Mord. Ein zärtliches Paar, das in der Sonne den Tod erwartet — da haben Sie gleich den Stoff zu einer Ballade, lieber Dichter.

Mein Kopf schmerzte, als drücke eine feurige Last darauf. Ich kam mir so töricht, so einsam, zugleich so unnütz auf der Welt, so völlig überflüssig vor. Über den grauen Fels huschten Scharen smaragd und goldig schimmernder Lazerten, ein lustiges Sommervölklein! Ich blieb fortwährend stehen und schaute dem glanzvollen Haschen und Jagen zu. Es war, als tummelten sich Strahlen. Allmählich fing ich an, mich zu besinnen und nachzudenken. Was wollte ich eigentlich von Maria? Es war verwirrtes Zeug, was ich mir selber antwortete. Immer mehr kam ich zu der Erkenntnis, daß ich ein Tor sei. Und dann — diese Begegnung, diese Unterredung an einem Platz, wo uns jedermann zusammen sehen konnte. War das, wie die Sachen standen, klug? Pah, klug! Aber war das recht? Ich stellte die Frage anders; war das unrecht oder wollte ich etwas Unrechtes? Wahrhaftig nicht! Und da es nichts Unrechtes war, sollte es auch jedermann sehen, gerade jetzt sollten sämtliche Weiber Roccas mit eigenen Augen erblicken, wie ich neben Maria stand und mit ihr sprach.

Endlich befand ich mich droben. Über Getrümmer und uraltem

Mauerwerk von zyklopischer Mächtigkeit war ich zum Gipfel hinaufgelangt. Hier stand einst die Arx, über dem schon damals seit undenklichen Zeiten erloschenen Krater. Schaute man von hier nach Rom hinunter, so übersah man mit einem Blick die erhabenen Denkmale von Weltgeschichte und Schöpfungsgeschichte zugleich: die einen, eine Epoche von Jahrtausenden umfassend, die anderen von vielleicht Jahrmillionen.

Wo an dem jähen Abhang Steineichen und wilder Ölstrauch das kleine Plateau teils beschatten, teils tief über den Abgrund niederhängen, warf ich mich hin. Um mich her lag, was von der Burg übriggeblieben, umstrickt von Efeu und Brombeer, unter Menthe und Ginster begraben. Ohne mich aufrichten zu müssen, blickte ich auf den Felspfad unter mir hinab und über den ganzen Campo hinweg. Den Pfad mußte Maria heraufkommen.

Drunten sah es bunt aus und ging lebhaft zu. Weil der hochgelegene Ort die einzige Ebene in der Nähe von Rocca ist, wo bald die Sonne heiß auf den dünnen Rasen niederbrennt, bald ein fröhlicher Wind weht, lassen die Frauen der Stadt sich's nicht verdrießen, hier hinauf ihre Wäsche zum Trocknen und Bleichen zu schleppen. Der Maler oder wer sonst an dergleichen seine Freude hat, kann damit nur zufrieden sein. Es ist ein prächtiger Anblick, diese braunen, wilden Weiber den Felsen hinauf und hinab klimmen zu sehen, den Korb voll Wäsche auf dem Kopf mit der einen Hand haltend, die andere in die breite Hüfte gestemmt. Rings auf dem wie eine Klippe über die Heide emporragenden Felsen liegt nun die Wäsche ausgebreitet, von Kindern bewacht, daß nicht etwa eine Herde Schafe oder Pferde, die den ganzen Campo bevölkern, darüber hinwegtrabe. Wo nach Süden zu der Fels sich mit sanfter Neigung zu dem Hannibalsfelde hinabsenkt, werden Maiskörner, Feigen und Pfirsiche gedörrt. Das Ganze aber ist wie ein Gesang aus der Odyssee. Späht man zum Kap der Circe hinüber, das vom schimmernden Meeresstrand so köstlich in die Bläue hinaufragt, so ist einem vollends homerisch zu Sinn.

Jetzt kam sie!

Die Stunde, die ich durchwartet, hatte sich gedehnt und ge-

dehnt und noch immer wollte die glühende Scheibe sich nicht dem Meere zuneigen, und es mußte sie doch selbst danach verlangen, sich in die kühle Flut zu senken.

Aber jetzt kam sie!

Schon von fern erkannte ich die hohe Gestalt. Die Magd ging neben ihr und trug den Korb. Sie sprachen zusammen. Aber wie — war der Mann, der soeben dort hinter dem Gemäuer verschwand, nicht Luigi?!

Ich hatte mich wohl geirrt: wenn es Luigi gewesen, so wäre er natürlich mit Maria gegangen. Übrigens hatte ich zum Überlegen oder Spähen nicht mehr Zeit, denn schon war sie oben angelangt. Langsam, mit pochendem Herzen stieg ich vom Felsen zur Heide hinunter. Ich konnte sie ja als harmloser Spaziergänger ganz zufällig treffen. Diese Auffassung sollte mir die nötige Ruhe zur ersten Anrede geben.

„Guten Abend, Maria. Ihr seid heut spät heraufgekommen."

Sie hatte gerade begonnen, die Wäsche aufzunehmen und zusammenzulegen; so blickte sie denn nicht auf, als sie mir meinen Gruß zurückgab. Die Magd befand sich am anderen Ende des Bleichplatzes, wo noch ziemlich viele Frauen mit dem Zusammenkramen der Wäsche beschäftigt waren. Sie hatten alle aufgesehen, starrten zu uns hinüber, tuschelten untereinander. Aber das schnelle Hereinbrechen der Nacht nötigte sie, eilig zu sein.

Es war ein günstiger Augenblick. Überdies brauchte ich ihr nicht ins Gesicht zu sehen, nicht in ihre ruhigen Augen.

„Ich möchte ein Wort mit Euch reden, Maria. Ist es Euch recht, wenn ich das hier tue?"

Da richtete sie sich aber doch auf, sah mich an und sagte: „Ihr könnt mit mir reden, wo Ihr wollt. Sprecht nur." Dann fuhr sie in ihrer Beschäftigung fort.

Der Anfang war glücklich gemacht; aber nun weiter! Es ging schwer.

„Maria, Ihr dürft mir nicht — ich bitte Euch — ich — ich möchte Euch mit meiner Frage nicht kränken, aber — — Maria, liebt Ihr Euren Verlobten?"

Ich hatte mich verwirrt und war dann so schnell und plötzlich herausgeplatzt, daß ich selbst darüber erschrak. Einmal jedoch

ausgesprochen, wartete ich mit einer Art von Angst auf die Antwort.

Mit einer Art von Angst. Als ob es mich hätte glücklich machen können, wenn die Antwort Nein gelautet, oder unglücklich machen dürfen, wäre sie Ja gewesen.

„Ich versteh' Euch nicht, Herr. Luigi Ugberto ist mein Verlobter und wird in drei Wochen mein Mann sein."

Ach Maria, das ist ja ausgewichen!

Das sagte ich nicht, das dachte ich nur. Was ich ihr erwiderte, war zuerst ein Seufzer (eine ganz unfreiwillige Antwort). Dann, aber erst nach ziemlicher Weile: „Freilich ist Luigi Ugberto Euer Verlobter und Euer Mann wird er in drei Wochen wohl sein. Da ich indessen Euer Freund bin, Maria, Euer aufrichtiger Freund, möchte ich gern wissen — Ihr werdet das vielleicht verstehen, ob Ihr Euern Bräutigam liebt und mit ihm glücklich zu werden hofft. Seht, Maria," ich fing an, beredt zu werden, „wenn ich es nicht von ganzem Herzen gut mit Euch meinte und nicht Euer wahrhaftiger Freund wäre, würde ich Euch nicht so dringlich nach dieser Sache fragen. Da ich aber bald fortgehen werde, um — Maria, um nie mehr wiederzukommen, und doch gern an Euch zurückdenken möchte, als an eine glückliche Frau, so frage ich Euch noch einmal und bitte Euch herzlich, mir antworten zu wollen: Geschieht es mit Euerm freien Willen und aus reiner Herzensneigung, daß Ihr Luigi Ugbertos Frau werdet? Sagt mir das und seid gesegnet, wenn Ihr mir aus vollem Herzen ja sagen könnt."

In meiner Bewegung war ich dicht zu ihr herangetreten; fast daß ich nach ihrer Hand gegriffen. Sie hatte sich gleich bei Beginn meiner Rede aufgerichtet und, regungslos vor mir stehend, mir aufmerksam und ernsthaft zugehört. Glut der untergehenden Sonne fiel auf ihr Gesicht — Gott im Himmel, was war es für ein Antlitz! Trotz meiner Erregung konnte ich selbst in diesem Augenblick nicht unterlassen, an diesem schönen Stück Natur Tizianisches Kolorit zu studieren. Ja, lieber Freund, solch ein Malerlein.

Und Maria antwortete mir: „Ich glaube Euch, daß Ihr mein Freund seid, und glaube Euch, daß Ihr es gut mit mir meint, wie ich mir auch denken kann, daß es Euch freuen würde, mich

heute und in alle Zukunft glücklich zu wissen. Nun werde ich aber gewiß aus freiem Willen, wie Ihr es nennt, die Frau von Luigi Ugberto, dem mich meine Mutter und sein Vater schon vor vielen Jahren verlobt haben und dem ich ein treues und ergebenes Weib zu sein hoffe. Daß Ihr fortgeht, tut mir sehr leid. Ich werde Euch stets in gutem Andenken behalten, und danke Euch, daß Ihr mir so freundlich gesinnt seid."

Sie rief die Magd herbei, um den Heimweg anzutreten. Ich aber fühlte mich plötzlich so unsäglich elend, daß ich mich nicht länger beherrschen konnte und ausrief: „Maria, wie ist es möglich, wie soll ich es verstehen, daß Ihr, die Ihr so," ich suchte nach den rechten Worten, „die Ihr so erhaben seid, diesen Menschen lieben und dieses Menschen Frau werden könnt?! Ich kann mir nicht denken, daß Ihr nicht wissen und empfinden solltet, wie Luigi Ugberto ein Mann ist, der Eurer nicht wert, der keines reinen und tugendhaften Mädchens wert ist. Und ich will nicht denken, daß Ihr ihn liebt — versteht mich wohl, Maria, ihn so liebt, wie ein Mädchen, wie Ihr seid, einen Mann lieben muß: leidenschaftlich und mit ganzer Seele, daß sie jede Stunde für ihn ihr Leben dahingeben und ihr Herzblut dahinströmen lassen würde. Maria, Maria! Ich habe vorhin gesagt, daß es mich glücklich machen werde, wenn ich wüßte, daß Ihr aus Neigung Luigi Ugbertos Weib würdet, aber ich habe Euch gesagt, was nicht wahr ist."

Ich wagte nicht, sie anzusehen. Aber endlich, da sie so lange stumm blieb, mußte ich's doch tun. Die Magd hatte eingepackt und wartete auf Maria. Sie stand da — Herrgott, wie bleich! Und — — da wandte sie sich ab und half der Magd den Korb auf den Kopf. Dann gingen sie. Kaum wissend, was ich tat, trat ich schnell an Marias Seite und schritt schweigend neben ihr hin.

Wir waren die letzten an dem öden Ort. Die Sonne war eben untergegangen; der ganze Horizont stand feuerrot, rosig umduftet alles Gebirge. In der bereits dämmerungsvollen Tiefe blinkte und glänzte es hier und dort noch auf. Wie ich mechanisch meine Augen umherschweifen ließ, leuchtete mir über Tuskulum hinweg ein Punkt entgegen, an dem mein Blick wie gebannt

hängen blieb. Ich erkannte den Ort. Von Rom aus hatte ich manche Wanderung dahin gemacht. Es waren die Ruinen des alten Collatia, der Stadt der Lukrezia. Und nun dieser Zufall: angesichts jener Erinnerungsstätte stand ich an der Seite meiner Lukrezia, der es meiner Phantasie nach auch geschehen sollte, das Opfer eines Sextus zu werden. Unwillkürlich blieb ich stehen, die Hand ausstreckend und hinüber deutend, so daß auch Maria still stand, sagte ich: „Seht Maria, als das alte Rom noch war — Roma antica, Ihr wißt, da waren die Ruinen, die Ihr dort hinten aufleuchten seht, auch eine Stadt. In dieser lebte einst eine Römerin, Lukrezia mit Namen, und als ein Mann, den sie nicht liebte, ihr Schande antat, wollte sie das Licht der Sonne keinen Tag länger sehen. Sie traf ihr stolzes Herz mit einem Dolch und tat das so ruhig, wie andere Frauen sich eine Rose an die Brust stecken. Und die Stadt der Lukrezia ward groß ‚durch den Ruhm ihrer Keuschheit!'"

Ich wollte diesem Vergilischen Zitat noch mehr hinzufügen, aber tief aufatmend schwieg ich. Maria stand und sah nach dem glänzenden Fleck hinüber, von dessen Pinienwald eben das letzte matte Rot fortblaßte. Dann sagte sie, und der tiefe, volle Ton ihrer Stimme klang in der Stille der hereinbrechenden Nacht ganz feierlich: „Sagt mir: War die Römerin, die das getan, eine Jungfrau?"

„Nein. Lukrezia von Collatia war eines Mannes Weib, deshalb aber — —"

„Aber deshalb," unterbrach mich Maria, „hätte sie es doch tun müssen, ich weiß. Doch meint Ihr im Ernst, daß sie den, der die Ursache ihres Todes war, wirklich nicht geliebt haben sollte?"

Sie schwieg und sah mich seltsam forschend an. Die fast immer wie müde gesenkten Lider schlugen sich hoch auf, daß der Blick dadurch etwas Gespanntes, etwas Starres bekam.

Marias so durchaus neue Auffassung des Verhältnisses Lukreziens zu Sextus, machte mich betroffen. Lukrezia, die ihren Verführer — nein, das würde der Mann dann nicht mehr gewesen sein — liebt, sich ihm hingibt und dieses verbotene Glück dann mit dem Tode bezahlt — das war allerdings eine weit tragischere,

eine weit ergreifendere Geschichte, als die der immerhin kühlen und kalten Heldin Lukrezia. Während mir das durch den Kopf ging, konnte ich Maria nur fragen: „Ihr meint?"

„Ich meine," erwiderte dieses seltsame Mädchen, noch immer denselben Blick auf mich geheftet, „daß die Römerin, von der Ihr mir erzählt, den andern geliebt hat, der nicht ihr Mann war und es dann darum getan hat. Wie nanntet Ihr sie?"

„Lukrezia."

„Lukrezia. Ich werde den Namen nicht vergessen. Also dort drüben geschah es. Ich habe es gar nicht gewußt. Giovanna wartet."

Wir gingen. Es war dunkle Nacht geworden. Keiner von uns sprach mehr ein Wort. Als ich einmal zufällig zurückblickte, war mir's, als schleiche jemand uns nach.

* 7 *

Das gab wieder eine schlaflose Nacht! Bereits beim Morgengrauen erhob ich mich. Ich war über Nacht zu einem Entschluß gekommen, den ich auch sofort ausführte. Ich stellte Palette und Farbkasten zurecht, nahm meine getreue Kohle zur Hand, setzte mich; doch nicht vor meine Staffelei, sondern vor jenen letzten leeren Fleck an der Wand. Jawohl, lieber Freund, endlich begann ich das Bild, das ich seit so langem in der Seele trug, das mich ruhelos machte, ganz elend und krank.

Es war schnelle, leichte Arbeit. Seit Wochen ging ich müßig umher, im Geist fortwährend komponierend, so daß ich innerlich vollkommen fertig damit war. Geschaffen stand es in mir, ich brauchte es nur aus mir herauszuheben. Dieses Ausströmen und Sichgestalten der innersten Empfindung, dieses Abschreiben so aus der Seele heraus auf die Wand — es war ein wundersamer Zustand! Bald war ich mit den Umrissen fertig und konnte mit dem Malen beginnen. Und nun saß ich, malte und malte, bis es Mittag, Nachmittag, Abend geworden.

Ich hatte mich eingeschlossen. Die Magd kam, die Mutter. Einmal hörte ich Marias festen, langsamen Schritt auf der Flur. Doch er ging an meiner Tür vorüber.

„Lukrezia," murmelte ich, „Lukrezia!" meinte indessen mein Bild. Zu dem hätte ich freilich ebensogut „Maria" sagen können; denn immer mehr und mehr trug meine sterbende Römerin die Züge Marias.

Lukrezia war nur bis unterhalb der Brust sichtbar. Der Kopf sank zurück, die Augen schlossen sich, den strengen Mund machte ein unbeschreiblicher Zug fast lieblich. Sie drückte die Hand gegen das Herz — zwischen den Fingern drang es purpurn hervor. In ihrem nächtigen, halbgelösten Haar hing eine eben erschlossene bleiche Rosenblüte. Sobald ich das Bild vollendet hatte, wollte ich fort.

Zuweilen überlief's mich während des Malens und meine Hand bebte, oder fuhr gar zurück. Es war auch eine zu tolle Phantasie. Das Weib, das man liebt, als Sterbende zu malen; noch dazu als eine, die so stirbt! Sah ich mein Bild an, so mußte ich mir gestehen, daß es mir bereits in der Skizze gelungen. Obgleich ich niemals eine Sterbende gesehen, und gar solch eine Sterbende, war es mir seltsam geglückt, den fürchterlichen Moment mit einer Wahrheit, mit einer Wirklichkeit auszudrücken, als hätte ich meine Studien zu dem Gemälde an der sterbenden Maria Botti selbst getan.

Zugleich gab ich mich einem lebhaften Glücksgefühl hin. Ohne Einbildung durfte ich mir bekennen, daß ich hier etwas Gutes schaffe. Mit dieser Freske war mein Talent zum Durchbruch gekommen, mit diesem Bild gab ich mir selbst den Beweis, daß ich ein Künstler sei. Ich hätte aufjubeln mögen und doch war mir unsäglich traurig zumute.

Ich riß mich auf und ging in die Trattoria Romana hinüber, wo ich aus dem Mund meiner guten Freundin folgendes zu hören bekam.

Man hatte mich mit Maria zusammen auf dem Hannibalsfeld gesehen, sie selbst mit eigenen Augen, wie ich Maria in dunkler Nacht heimbegleitet, die Magd nicht, wie es sich gehört, neben, sondern hinter uns — man denke! Aber als sie, meine gute Freundin, bald darauf auch den Luigi bemerkt, gleichfalls hinter uns den Weg vom Campo herabkommend, da war ihr der Schreck in die Glieder gefahren und zwar dermaßen, daß, als Luigi in

ihre Garküche trat, sie kaum mit Würde ihr: Guten Abend, Luigi, wie geht's? habe vorbringen können. Signor Luigi war übrigens durchaus nicht in der Stimmung gewesen, sich einen guten Abend zu machen. Er saß am Tische als einziger Gast, einen Liter nach dem anderen verlangend. Da er nicht sprach, mußte als wackere Wirtin wohl oder übel Frau Lisa sprechen. Sie tat es übrigens nicht allzu ungern, mußte sie doch endlich herausbekommen, wie er „darüber" denke. Er schielte sie tückisch von der Seite an, sie jedoch faßte sich ein Herz und fragte ihn, nicht gerade „danach", aber doch so um die Sache herum. Zum Beispiel nach der Hochzeit. Sie kam schön an! Von der Hochzeit möge sie sprechen, wenn der Pfaff das Amen sage; so weit sei's noch nicht. Ein gewisses Mädchen möge sich in acht nehmen und ein gewisser Herr dazu. Er, Luigi Ugberto, sei nicht der Mann, der sich schon vor der Hochzeit — — — Nun aber war Frau Lisa aufgefahren: Was er damit meine? Die Gewisse sei ihre Freundin, ihre Freundin! Und wer ihre Freundin beleidige, beleidige sie. Es sei nichts als schändliche Lüge und Verleumdung. Sie wisse recht wohl, weshalb er solche schlechte Sachen glaube; denn er sei ganz der Mann, um ein Mädchen auch lieber ohne Hochzeit zu nehmen. Weil das jedoch bei jener Gewissen nicht angehe, sei seine ganze Seele voll Galle und Geifer. Ein Gewisser möge sich in acht nehmen, daß sie einem Gewissen nichts wiedererzähle; dann würde ein Gewisser sehen, wie ein braver Mann auf seine Ehre halte, anders wie ein gewisser anderer.

Kurz und gut: sie hatte ihm ihre Meinung gründlich gesagt; denn sie hatte es Gott sei Dank nicht nötig, sich vor Luigi Ugberto zu fürchten. Ganz Rocca di Papa kannte ihn und ganz Rocca di Papa kannte sie.

Nun hätte man sehen sollen, wie ein Gewisser totenblaß geworden sei vor Wut. Dann habe er wie ein Teufel aufgelacht und schließlich gemeint: es sei nur Spaß gewesen. Es habe ihn eben aufgebracht, daß sich Maria von diesem Fremden — diesem Waldmenschen, begleiten lasse; Frau Lisa möge so gut sein, darüber zu schweigen. Das hatte sie aber nicht getan, und zwar aus guten Gründen, denn: es könne nichts schaden, wenn ein Gewisser wisse, wie die Sachen stünden und diese stünden sehr schlimm.

Traut ihm nicht, schloß meine gute Freundin ihre Erzählung. Ich will nichts gesagt haben; aber, traut dem Luigi nicht. Ach, wenn Ihr doch nur fortgehen wolltet! Ich weiß, daß Ihr ein braver Herr seid und Maria, die würde ja wohl lieber sterben, als daß sie sich — — Was ich sagen wollte: Die Menschen sind zu schlecht! Wer kann für alles stehen und wer kann wissen, wie alles kommt und wird. Darum geht, sonst gibt's noch ein Unglück.

Allerdings; ich mußte gehen. Um Marias willen mußte ich gehen.

Ich wollte ja auch. Aber mein Bild mußte ich doch vorher vollendet haben. Ich würde nichts tun als arbeiten, Maria kaum zu sehen bekommen, so konnte ja gar nichts geschehen, was ihr hätte zum Unheil gereichen können. Immer mehr erkannte ich, wie töricht meine Unterredung mit Maria gewesen und wie hoffnungslos alles war.

Meiner guten, klugen Freundin sagte ich, daß ich gehen werde in — drei Tagen. Diese fand es bis dahin noch viel zu lang.

Jawohl; noch viel, viel zu lang!

* 8 *

Nachdem ich mich nach meiner Gewohnheit noch eine gute Weile in der stillen Nacht ruhig gelaufen, kehrte ich in meine Casa Botti zurück. Die Mutter und der Bräutigam saßen vor dem Kaminfeuer. Keiner erwiderte meinen Gruß, Maria war nicht da. Ich kletterte im Dunkeln die Stiege hinauf. Die Tür zu meinem Zimmer stand offen und drinnen war Licht. Wie ich hinzutrat, sah ich Maria. Sie stand vor der Wand, hielt ihre Lampe hoch empor und beleuchtete damit ihr sterbendes Gesicht. Ich lehnte am Türpfosten und starrte sie an, die so tief in den grausigen Anblick versunken war, daß sie meinen Schritt ganz überhörte. Nie werde ich dieses Antlitz vergessen — ich meine, das der Lebendigen. Sie mußte in mein Zimmer gekommen sein, um darin etwas zu ordnen, und hatte sich plötzlich dem Bilde der Sterbenden gegenübergesehen, die sie selbst war. Das mußte allerdings schaurig gewesen sein. Und fast schaurig war es, wie sie dastand, bewegungslos, mit regungslosem Antlitz, als wäre

das bei dem Anblick erstarrt. Ich konnte es nicht ertragen, die beiden Gesichter, die eigentlich ein Gesicht waren, so nahe beisammen zu sehen. Schnell trat ich vor. Maria erblickte mich.

Aber sie blieb ruhig stehen, sah auch gleich wieder hinüber; nur, daß sich ihre Züge veränderten und der furchtbare Ausdruck langsam aus ihnen wich, bis es wieder das bekannte schöne, stolze Antlitz war, das mir so unauslöschlich in der Seele stand. Ich fand nicht gleich ein passendes Wort; dann sagte ich: „Ihr wart wohl recht erschrocken, Maria? Verzeiht nur."

Und sie, ohne sich nach mir umzuwenden: „Würde ich wirklich so aussehen, wenn ich stürbe? Ich weiß eigentlich nicht, warum ich erschrak. Es sieht sich recht schön an; gar nicht so, wie ich dachte. Also das ist die Frau, die Lukrezia? Nein, das bin ich. — — Wie schön die Rose ist! . . ." Und sie sah immer nach ihr hin.

Da rief unten im Hausflur die Mutter: „Maria!" und noch einmal: „Maria!" Sie, deren Gesichtsausdruck jetzt voller tiefster Betrachtung gewesen, wandte sich langsam um, mit ihrem vollen Blick zu mir hin und so — langsam ging sie.

Und ich — lieber Freund, einen großen Teil der Nacht über saß ich vor meinem Bilde und sah zu, wie Maria Botti starb — von meiner Hand. Bei diesem langen Anschauen ward ich mir zum erstenmal völlig bewußt, wie furchtbar es sei: „noch so jung, so jung" sterben zu sollen. Dieses Aushauchen des letzten Seufzers, dieses Brechen der Augen, dieses Hinabtauchen und Versinken der Seele in ewige Nacht und das an einem geliebten Wesen, vielleicht seiner Braut oder seinem Weibe erleben zu müssen — das war der ganze Jammer des Lebens. Und keiner, keiner davor zu bewahren!

Es waren wilde Phantasien, die mich vor Marias Bild packten und gar nicht loslassen wollten. Auch ich mußte immer auf die Rose in Lukrezias Haaren sehen; kaum aufgeblüht und schon verwelkt. Arme Rose! Ich hätte meiner Römerin keinen schöneren Schmuck geben können. Die welke Rose war sie selbst, ein verdorrter Frühling, grausam vom Stamm gerissen.

Ich nahm meine Lampe und ging zum ersten Bilde: Maria Botti als Kind. Und nun weiter, von Gemälde zu Gemälde, vor jedem still stehend, jedes beleuchtend; Diana, Maria, Mär-

tyrerin, Heilige Sibylle, Judith — bis ich zuletzt Maria Botti sterben sah.

Die Wand war voll, für meinen Nachfolger blieb kein Platz mehr; mit der Toten war das Bilderspiel aus.

Das verstand sich eigentlich von selbst.

* 9 *

Mit dem „aus dem Gedächtnis" malen war es übrigens eine bedenkliche Sache. Ich hätte es nicht gedacht; denn: wie „trug ich ihr Bild im Herzen", Zug für Zug! Nun mußte ich doch einsehen und eingestehen, daß es „nach der Natur" ein ganz anderes Malen gewesen wäre. Wenigstens war ohne Modell das Porträt nicht möglich und gerade um das Porträt, um die absoluteste Wirklichkeit und Wahrheit war mir zu tun. Maria Botti „idealisiert", wie man das nennt, davon wollte ich nichts wissen.

Das ward mir klar, als am nächsten Morgen beim Erwachen mein erster Blick auf mein Bild fiel.

Durch diese Entdeckung halb zermalmt, wollte das Malen an diesem Morgen nicht gehen. So unterließ ich's denn. Ein Gang auf die Arx hinauf würde mich erfrischen.

Unten begegnete ich Maria; sie war eben aus der Frühmesse gekommen. Als sie ihr dunkles Kopftuch ablegte und ich ihr sonnenbeschienenes Gesicht sah, versetzte mich dieses nicht in glücklichere Stimmung: was war mein Werk, vor dem ich mich gestern noch so erhaben gedünkt, gegen dieses gottgeschaffene lebendige Antlitz? O, ich Raffael!

Ich wollte an Maria vorbei und hinaus, als ich mich angesprochen hörte: „Werdet Ihr heute wieder an Eurer Lukrezia malen? Ich habe immer an sie denken müssen, selbst in der Kirche. Sie stirbt gar so schön!"

Dieses Zittern ihrer Stimme gab einen ganz neuen Ton. Es klang so verhalten hindurch, als würde ein Sturm mühsam zurückgedrängt, um dann doch in einzelnen tiefen Lauten auszubrechen. Nur bei italienischen Organen ist dieses Modulieren, dieses jähe Steigen und Sinken der Töne möglich. Ich hörte noch immer darauf, als sie längst nicht mehr sprach.

„Meine Lukrezia? Laßt meine Lukrezia! Ich mag nichts mehr von ihr wissen."

„Warum nicht?"

Sie war ganz erschrocken.

„Das will ich Euch sagen: weil ich ein schlechter Maler bin, der nichts ist und nichts kann. Ihr meint vielleicht, daß Ihr Lukrezia seid? Geht hinauf, nehmt Euren Spiegel, seht zuerst in den Spiegel und dann auf die Wand. Da werdet Ihr erkennen, wie es mit meiner Kunst aussieht und daß ich ein schlechter Maler bin, ein rechter Stümper, Maria."

Es entstand eine Pause, die Maria endlich endete.

„Die Signori, die vor Euch an der Wand mein Bild malten, wollten alle, daß ich dabei sein sollte; denn: ‚sonst werde nichts daraus'. Ist das bei Euch auch so?"

„Das ist bei mir auch so. Um Euer Gesicht malen zu können, muß ich Euer Gesicht vor mir haben. Addio!"

Ich stürmte davon.

Nach einigen Stunden kam ich ins Haus zurück. In meiner Kammer war das wundervollste Licht, gerade die Beleuchtung, die ich für mein Bild nötig hatte. In stiller Verzweiflung setzte ich mich vor meine Wand. Marias „Sie stirbt gar so schön", klang unaufhörlich in mir nach. Und wie sie das sagte! Ich dachte mir ihre Stimme, schloß dabei die Augen und nun stand sie selbst vor mir. Wie ich sie nie würde malen können, sah ich sie. Um den herben Mund lag es schmerzlich, fast weich, ihre unergründlichen Augen — — Ich verfiel in tiefes Brüten über die dunkle, feuchte Flut dieses Blickes. Das Auge soll im Porträt Mittelpunkt alles Ausdrucks sein. In jenen zwei strahlenden Punkten soll der Künstler den ganzen Menschen zusammendrängen, sein Wesen, seine Seele — eben den Menschen.

Ich öffnete meine Augen. Sie fielen auf die Wand, gerade vor mir, wo Lukrezia „gar so schön" starb und meine Malerei kam mir unsagbar erbärmlich vor.

„Stümper!" knirschte ich, „vermaledeiter Farbenkleckser!" sprang auf, griff nach Palette und Pinsel und wollte die Schmiererei überschmieren. — Da stand die leibhaftige Lukrezia vor mir.

Sie hatte sich mit Rosen geschmückt, eine blasse Knospe im

Haar und eine voll erblühte auf der Brust, gerade auf der Stelle, wo sie der Dolch treffen würde.

„Zeigt mir, wie ich es machen muß. Ihr wißt, daß ich mich nicht darauf verstehe."

Im ersten Augenblick begriff ich sie gar nicht. Ich mußte immer auf die Rose auf ihrer Brust blicken. Das verwirrte mich so, daß ich zuerst dachte, sie wolle von mir gezeigt haben, wie sie es machen solle, neben der purpurnen Blüte den purpurnen Quell aufspringen zu lassen. Ich war zu Tode erschrocken, zugleich aber — Gott verzeih mir! — ganz voller Wonne, daß Maria wirklich Lukrezia war.

Sie mußte noch einmal sagen, was sie eigentlich meinte, ehe ich sie verstand.

„Ihr wollt mir Modell sitzen?"

„Ihr sagtet ja, daß Ihr mein Bild nicht malen könntet, wenn ich nicht dabei sei. So malt es denn."

„Aber was wird Eure Mutter sagen und — und Euer Verlobter?" stammelte ich.

„Da ich mich nicht darum kümmere, was sie sagen werden, solltet Ihr es auch nicht. Tut Ihr das aber, so kann ich wieder gehen." Und sie wandte sich, eine beleidigte Königin, zur Tür.

„Nein — bleibt! bleibt! Ich danke Euch, Maria. Ja, nun will ich malen. Und jetzt soll es besser — jetzt soll es gut werden."

Zuerst hatte ich gezittert, dann war ich ganz ruhig geworden, ganz glücklich.

Jetzt stellte ich mein schönes Modell auf. Das war keine schwere Arbeit. Sie begriff Stellung und Ausdruck sofort.

Das Haupt leicht nach aufwärts geneigt, schien sie doch auf ihre Brust niederzublicken, gleichsam um zuzusehen, wie der Quell aus ihrem Herzen aufbrach. Mit der Hand drückte sie sanft und doch stark das Gewand darüber. Das gab eine ganz neue Auffassung. Ich war entzückt.

Ihre Züge drückten seligen Schmerz aus. Die leicht geöffneten Lippen schienen in Todesweh zu seufzen; zugleich aber einen Laut höchsten Glückes zu hauchen. Die Augen — ich kann nicht sagen, was in Marias Augen lag; es war eben das Wunderbarste. Nein, sagen kann ich es nicht, aber — ich habe es gemalt!

Ehe ich begann, sagte Maria: „Riegelt die Tür zu. Der Mutter könnt' es doch einfallen, uns stören zu wollen und vielleicht einem anderen auch, wenn ich auch nicht glaube, daß er den Mut dazu hat."

Ich zauderte. Da ging sie selbst hin und schob den Riegel vor. Wahrhaftig, sie tat es!

„Es ist nicht nötig," murmelte ich, ließ es aber geschehen.

Ich malte. Stundenlang stand Maria regungslos vor mir und stundenlang sah ich von meinem Bilde nur auf, um sie anzusehen. Ihre Schönheit und meine plötzliche wundersame Gestaltungskraft berauschten mich. Äußerlich war ich jedoch die Ruhe selbst. Ich dachte nicht daran, daß es noch etwas anderes auf der Welt gäbe als Maria und ihr Bild. Auch für sie mochte es traumhaft sein. Da wurden wir beide an das Dasein der Welt gemahnt.

Die Mutter keuchte die Treppe herauf, kam an die Tür, fand sie verschlossen, kreischte: „Maria!"

Ich wollte hin und öffnen, ward aber von Marias Wink und Blick zurückgehalten. Sie erwiderte: „Ich bin hier, Mutter. Signor Enrico malt mich. Ich kann also nicht kommen."

Die Mutter fing ein Zetergeschrei an, keifte hexenhaft und schlug mit den Füßen gegen die Tür.

Ich hörte die Magd die Treppe heraufkommen, hinter ihr noch jemand, einen Mann. Der sprach mit der Mutter, aber mit unterdrückter Stimme.

Ich blickte Maria fragend an. Sie nickte, seufzte, griff sich ins Haar, nahm die Rose heraus, die sie fallen ließ, sagend: „Es ist nun doch vorbei."

Dann ging sie zur Tür, bedeutete mir, fortzumalen, öffnete, trat auf der Schwelle der Mutter und ihrem Verlobten entgegen.

Eine Strähne ihres Haares hatte sie für die Lukrezia gelöst, auch ihr Busentuch war verschoben. Sie hatte, bevor sie öffnete, nichts wieder geordnet.

„Kommt herunter. Drunten werde ich mit Euch reden." Damit drängte sie die Alte von der Schwelle zurück, rief mir zu, daß sie morgen wiederkäme und schloß die Tür hinter sich.

Ich wartete, bis sie die Treppe hinunter waren, dann ging

ich ihnen nach. Drunten fand ich von innen den Riegel vorgeschoben, ich konnte also nicht hinein. Die Mutter keifte. Jetzt hörte ich auch Luigis wütende Stimme. Maria antwortete ihnen laut, ruhig. Was sie sagte, konnte ich nicht verstehen. In höchster Aufregung, meine Hilflosigkeit fühlend, begab ich mich wieder hinauf, wo Marias Rosenknospe am Boden verwelkte.

* 10 *

Früh am Morgen waren die Mutter und die Magd auf ihren Maultieren nach Grotta ferrata hinuntergeritten, verschiedene Einkäufe zu machen. In der Küche, am Feuer, hockte eine griesgrämige Nachbarin, meinen Kaffee kochte Maria. Sie hatte mir in Öl Kuchen gebacken; ganz warm und duftend füllte das goldgelbe Gebäck die Schüssel. Ich setzte mich und versuchte das Mahl, das mir die Geliebte bereitet, als Götterspeise zu genießen; aber alle meine Liebe half mir nicht, Hunger zu haben. Die Nachbarin schaute giftig zu uns herüber, denn Maria, obgleich sie schon längst ihre frische Ziegenmilch genossen, hatte sich zu mir gesetzt.

Als ich fertig war und hinaufgehen wollte, rief sie mir nach: „Ich komme gleich zu Euch. Macht nur alles zurecht; bei mir fehlen nur noch die Rosen."

Nach fünf Minuten stand sie, geschmückt wie gestern, vor mir.

„Die Mutter weiß, daß ich heute hier bin und Ihr mich malt," begann Maria, „und er weiß es auch. Sie werden Euch nicht mehr in der Arbeit stören; nur müßt Ihr schnell machen. Ende der Woche muß Euer Bild fertig sein; denn daß Ihr es nur wißt: die Hochzeit soll der Weinernte wegen schon früher stattfinden. Da habe ich in der anderen Woche an meinem Hochzeitskleid zu nähen. Sonntag müßt Ihr fort; das hilft nun einmal nichts.

Nein, das half nun einmal nichts.

Ich malte.

Weiter wurde in dieser Sitzung nichts gesprochen. Ich schaute auf die Wand und auf Maria, meine Hand führte den Pinsel ruhig und sicher; immer mehr glich das Abbild dem Urbild; immer mehr sah mich Lukrezia mit Marias Augen an.

Als es Mittag geworden und ich auf Marias Kräfte Rücksicht nehmen mußte, löste diese, wie sie es gestern getan, ihre Rosenknospe, die wieder halbverwelkt auf den Boden fiel. Später ward sie von mir zu ihrer verdorrten Schwester getan. Die aufgeblühte behielt Maria.

Als ich die Tür für sie öffnete, sagte ich: „Ich danke Euch, Maria."

Sie sah mich nur an.

Den ganzen Nachmittag arbeitete ich ununterbrochen. Ein leiser Gesang unter meinem Fenster machte mich endlich aufhören. Ich trat heran. Gerade unter mir, im Gärtlein über dem Abgrund, saß Maria. Sie lehnte an einem hochstämmigen Lorbeerbaum, den Schoß ganz voller Blumen: Nelken, Granatblüten, Rosen. Sie wand einen Kranz und summte vor sich hin, eine schwermütige, klagende Weise. Es war zum erstenmal, daß ich sie singen hörte. Ihre tiefe, herbe Stimme, wie sie sich mühsam an Melodien versuchte, ging mir ans Herz. Gott weiß, welcher tolle Einfall mich dazu brachte, an den Schwan zu denken, der auch erst singt, wenn er stirbt.

Nachdem ich sie eine Weile angesehen und ihr zugehört, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, an dem schönen Ort mit Maria zu plaudern. Die Mutter war noch nicht heimgekehrt und Signor Luigi hatte ich den ganzen Tag nicht erblickt. Das sollte mir das Fest vollkommen machen. Ich ging also hinunter.

Als Maria jemand kommen hörte, beugte sie sich, ohne emporzusehen, tiefer auf ihre Blumen herab, fuhr fort zu winden und zu singen. Ich stand dicht vor ihr und mußte sie beim Namen rufen, ehe sie aufblickte.

„Ihr seid's," meinte sie; mir war's, als ob sie zusammenschrak.

„Erwartet Ihr einen anderen?"

„Ich erwarte niemand."

„Für wen windet Ihr diesen schönen Kranz?"

„Für eine Gestorbene, deren Todestag morgen ist."

„Habt Ihr auch schon Tote, um die Ihr trauert?"

„Die arme Virginia war meine Kameradin. Sie war um zwei Jahre älter als ich. Nun ist sie schon vier Jahre tot. Die Ärmste! So jung sterben zu müssen!"

„Erzählt mir doch von ihr."

Maria heftete ihre großen Augen auf mich.

„Habt Ihr nichts von Virginia Mancini gehört?"

„Nein, kein Wort."

„Sie wurde ermordet."

„Das ist ja furchtbar! Von wem?"

„Von ihrem Mann. Ihr müßt nämlich wissen, daß Virginia schon vor ihrer Ehe einen Liebhaber hatte. Dafür ward sie erstochen."

„Und der Liebhaber?"

„Der lebt heute noch. Der Beppo — das ist ihres Mannes Name — ist ein Feigling. Da konnte er es natürlich nur an einem Weibe tun, der verächtliche Lump!"

„Was ist ihm geschehen?"

„Ihm? Was soll ihm geschehen sein? Er hat längst wieder ein Weib und ist ein angesehener Mann. Die Marietta, so heißt die zweite, nimmt sich mit ihrem Liebsten besser in acht: der Dolch, der die arme Virginetta ins Herz traf, ist noch nicht verrostet. An die Tote denkt keiner mehr, auch mir fiel sie erst dieses Jahr wieder ein. Da dachte ich mir, daß die arme Seele, die ohne Beichte und letzte Ölung ins Fegefeuer mußte, sich freuen würde, wenn sie auf ihrem Grab den Kranz liegen sieht."

„Und was denkt Ihr von dem Beppo?"

„Je nun, er mußt' es wohl tun."

„Meint Ihr? — — Und die arme Virginia?"

„Sie hat es mit ihrem Carlo eigentlich recht gut gehabt. Er kann sie noch immer nicht vergessen. Ist das nicht schön?"

„Was?"

„Nun, daß der Carlo seine Virginia noch im Grabe so herzlich lieb hat. Die beiden, das wär' ein Paar gewesen."

„Warum wurden sie es nicht?"

„Wie Ihr redet. Virginia war eben von den Eltern mit dem anderen verlobt. Das arme Ding, was sollte sie machen?"

Nun war ich es, der sein Gegenüber groß ansah. Maria hielt meinen Blick völlig gleichmütig aus. Es war ersichtlich, daß sie gar nicht ahnte, was in meiner Seele vorging. Mit einem tiefen Seufzer gab ich es auf, mich ihr begreiflich zu machen. — —

„Das arme Ding, was sollte sie machen?" Damit war alles gesagt. Wäre statt von der toten Virginia von der lebendigen Maria die Rede gewesen, ich hätte auch nichts anderes zu hören bekommen, als: „Das arme Ding, was soll sie machen?" Nun, sich verheiraten und sich dann vielleicht erstechen lassen.

Ein seltsames Frauengeschlecht!

Wir redeten noch dies und das. Maria freute sich auf den achten September. Es war die Feier von Mariä Geburt, in Genzano fast mit derselben Pracht begangen, wie im Juni daselbst das berühmte Blumenfest. Am fünfzehnten fing die Weinlese an, zwei Tage nach Mariä Geburt sollte die Hochzeit stattfinden. Am zweiten September würde ich Rocca verlassen.

Als ich mich von Maria trennte, nahm ich mir im stillen vor, morgen das Grab der armen Virginia aufzusuchen. Aber — „Sie hat es eigentlich gut gehabt."

Kaum in mein Zimmer zurückgekehrt, hörte ich drunten leise und leidenschaftlich sprechen. Gleich nach meinem Fortgang mußte Luigi in den Garten gekommen sein. Jetzt machte er ihr heftige Vorwürfe, aber mit so unterdrückter Stimme, daß ich nichts verstehen konnte. Ich sah, wie Maria ihm in ihrer gelassenen, stolzen Weise erwiderte, ruhig an ihrem Kranz fortwindend, mit absichtlicher Sorgfalt die Blumen wählend. Das brachte jenen natürlich noch mehr auf. Wie er so vor ihr stand, über sie gebeugt und jetzt ihren Arm packte — Gott im Himmel! da fiel mir der Beppo ein und fast hätte ich hinuntergeschrien: „Mörder!"

Maria war aufgestanden. Sie hatte sich mit einer Bewegung von ihm losgemacht, daß er nicht wagte, sie zum zweiten Mal zu berühren. — Er war wirklich feige, der erbärmliche Lump! Er schien von ihr Blumen zu begehren, sie ihm diese kalt zu verweigern. Er drang ungestümer. Da trat sie zum Rand des Abgrundes und schüttete sämtliche Blumen hinein.

So, dachte ich, die Blumen, die er begehrt, wirfst du in den Abgrund; aber er will auch dich — Warum wirfst du dich nicht lieber deinen Blumen nach, als ihm in die Arme? Lukrezia hätt' es getan.

Dann blickte ich wieder hinaus. Wie nah sie am Abgrund stand.

„Maria!" — — Sie mußte mich unten gehört haben, grüßte hinauf, trat zurück — Gott sei gedankt!

Ich atmete auf und wischte mir den Angstschweiß von der Stirn. Sie lebte! Kaum, daß ich beachtete, wie der da drunten jetzt ihren Kranz haben wollte. Sie hielt ihn über ihren Kopf und rief dem Wütenden pathetisch zu: „Für die Toten!" Da ließ er den frechen Arm sinken.

Die Mutter war zurückgekommen. Ihre Stimme durchgellte das Haus: „Maria! Marja, Marietta!"

Sie wandte Luigi den Rücken und ging hinein. Nun trat ich vom Fenster zurück. Daß er ihr mit erhobenem Arm und geballter Faust nachgedroht, darauf besann ich mich erst viel später. Ich war in jenem Augenblick so voller Dankbarkeit, so voller Glück: Sie lebte!

* II *

Unterdessen hatte Frau Lisa zu einem Gewaltmittel gegriffen, um mich aus Rocca hinauszubringen: Seit ungefähr acht Tagen bekam ich regelmäßig die Suppe versalzen, die Frittata verbrannt, den Schinken verräuchert und den Wein gewässert. Daß ich bei dieser Kost sichtlich abmagerte, war kein Wunder, wurde auch von Frau Lisa durchaus nicht als Wunder aufgefaßt. Sie wußte, diese Wirkung hatte eine ganz natürliche Ursache. Aber weit davon entfernt, daß der elende Zustand meines Leibes ihr Mitleid erweckt hätte, schien sie gar nicht zu bemerken, wie ich täglich schattenhafter ward, sondern sah jedesmal so gleichgültig über mich hinweg, als wäre ich bereits das geworden, zu was sie mich augenscheinlich zu machen wünschte: nämlich Luft.

Als ich jedoch ihre Behandlung mit wahrhaft rührender Ergebung stillschweigend ertrug, täglich zu meinem Versalzenen, Verbrannten, Verräucherten und Gewässerten kam, ohne Vorwurf, ohne Klage und ohne — Sättigung vom Tische wieder aufstand, sogar mit allerfreundlichstem Gruß Madonna Lisas düsteres Reich verließ — ich sage, als alles das geschah, tat sie, Madonna Lisa, ihr Äußerstes. Mit einem augenscheinlich so verstockten Menschen mußte man ohne jede Schonung verfahren. So erhielt ich denn die feierliche Erklärung, daß man mir nur

noch bis zum Sonntag Speise verabreichen werde. Mir auch den Trunk zu verweigern war selbst die Mächtige machtlos. Meinen Wein — in doppelter, rächender Verdünnung — konnte ich mir also wie jeder andere schlechte Lump von Madonna Lisa vorsetzen lassen. Sie mochte indessen auf einen Funken von Ehrgefühl hoffen.

Da die „Sonne" das einzige Gasthaus in Rocca war — selbst dort hatte man mir nur aus Gnade und Barmherzigkeit so lange Nahrung gereicht — hätte mein Zustand gar nicht unbedenklich werden können, wäre jener allerletzte Termin, den mir Madonna Lisa gestellt, nicht zugleich der allerletzte Termin für das Ende meines Glücks gewesen.

Jawohl, lieber Freund, meines Glücks! Wenn ich Ihnen die Katastrophe mit der besten aller Wirtinnen gewissermaßen übermütig berichte, so drückt das ganz die Stimmung aus, in der ich mich damals befand. Frau Lisas heldenmütige Versuche, mich aus ihrem Gasthause und so aus Rocca selbst hinauszuschlagen, waren in der Tat kaum von mir bemerkt worden. Die auffallend salzigen Suppen, braunen Eierkuchen und Foglietten mit einem undefinierbaren herben Etwas gefüllt, erregten wohl mein dumpfes Erstaunen über die wunderbare Veränderlichkeit aller Dinge, tiefer grübelte ich jedoch nicht nach. Mochte ich hager werden, wie es der göttliche Cäsar selber gewesen — meine Seele war die von Lukull und Sallust zugleich. Wie es meinem armen Leib nach jenem Sonntag ergehen würde, war mir durchaus gleichgültig; dachte ich doch kaum daran, was aus meiner seligen Seele werden sollte, wenn ich Maria Botti Ade gesagt.

Es waren wundersame Tage.

Die Mutter hatte mit den Vorbereitungen für die Hochzeit zu tun, der Bräutigam war in Rom, um mit Weinhändlern abzuschließen und manches Stück Wirtschaft zu kaufen. Für uns zwei gab es aber weder eine keifende Mutter, noch einen verhaßten Bräutigam. Auch von einer baldigen abscheulichen Hochzeit wußten wir nichts. Für uns gab es nur die Gegenwart. Jeden frühen Vormittag kam Maria zu mir in die Kammer, jedesmal mit einer aufgeblühten Rose vorn auf der Brust und einer frischen Knospe im Haar. Ich malte. Aber statt meine stolze Republi-

kanerin für Bauern auf die Wand zu pinseln, abkonterfeite ich sie jetzt auf Leinwand für mich. Das Bild auf der Wand war auch unvollendet das Meisterwerk in der Maria Botti-Galerie. Mit jedem Tage fühlte ich meine Kunst und mein Können wachsen; jeder Tag gab mir mehr und mehr das volle Bewußtsein meines menschlichen und künstlerischen Ichs. Es geschah zum erstenmal, daß ich mich selber empfand. In jenen Tagen vollzog sich an mir das Wunder der Wandlung: ich ward durch die Liebe geschaffen.

Ihr Stunden, ach, ihr dahinrasenden, vorübertaumelnden Stunden! Daß man sich der jagenden Zeit nicht ins Rad werfen kann, um sie aufzuhalten und zugleich sich von ihr zermalmen zu lassen.

Glauben Sie nicht, daß wir viel sprachen. Selten fiel zwischen uns ein Wort und dann war es entweder eines, das zur Sache gehörte oder sonst ein sehr gleichgültiges. Dennoch war es immer ein bedeutender Moment, sobald einer von uns die Lippen auftat. Zuweilen zauderte ich, meinen Blick von ihr ab auf die Leinwand zu wenden. Er blieb an ihr haften, an Antlitz, Mund, Augen, Hals, Arm und wollte nicht fort von ihr. Dann winkte sie mir wohl zu, oder lächelte gar. Manchmal auch mußte ich mich ihr nähern, ein wenig ihren Kopf wenden, etwas an ihrem Gewande ordnen. Ich tat es ganz leise, ganz schüchtern, mit zitternden Händen, ohne zu wagen, sie anzurühren. Die süße Glut durchdrang mich ganz und ich fühlte, wie es in mein zuckendes Herz geschleudert ward: elektrische Funken. Ach Gott, sie selber, meine schöne Statue, schien ganz ruhig zu sein, ganz bewegungslos. Es war ja eben Lukrezia.

Der Riegel ward nicht wieder vorgeschoben; manchmal sogar stand die Tür offen.

Mein Bild war bis auf die Draperie und die Todeswunde vollendet. Da kam der Sonntag, der letzte Tag. Keines von uns hatte daran gedacht, bis der Tag da war. Auch dann ward es nicht ausgesprochen: es ist der letzte!

Eine Mantille aus scharlachroter Seide über den Schultern und dicht darin eingehüllt, trat Maria zu mir herein. Es war ein Stück von ihrem Hochzeitsstaat; rings umschimmerten Goldborten den schönen Stoff. Wie sah meine Republikanerin königlich aus!

„Ihr sagtet gestern, daß Ihr für Euer Bild dergleichen gebrauchtet. Ist Euch das recht?"

„Herrlich, Maria, herrlich!"

„Heute könnt Ihr die Tür zuschließen."

Ich tat es; aber meine Hand bebte und mein Atem ging schwer. Ich glaube, meine Knie wankten, als ich zur Staffelei zurückschritt.

Ich hatte alles zurecht gerückt und gelegt — mühsam genug, auch Palette und Pinsel ergriffen. Maria stand, Sonnenschein wie ein Diadem um ihre Stirn, an ihrem gewöhnlichen Platz vor mir. Sie hob ihre Arme — unter dem blutigen Rot des Mantels leuchtete es mir entgegen: ihre jungfräuliche Brust.

Daß ich mich damals überwinden konnte, nicht zu ihr hinzustürzen und — — Aber sie stand so ruhig da, sah mich so ruhig an, als verstünde sich das, was sie getan, ganz von selbst. Ich hielt mich am Stuhl fest und neigte mich tief auf mein Bild herab, das ich wohl genau prüfte, denn es dauerte lange, bis ich mich wieder aufrichtete. Dann war auch ich ruhig.

„Ich danke Euch, Maria. Das werde ich Euch niemals vergessen."

Ich sprach sehr laut und fest.

Sie erwiderte nichts; dann nach einer Weile: „Ihr müßt es Euch legen, wie Ihr es haben wollt; ich weiß es nicht."

Ich ging zu ihr und legte ihr die Seide um die Schulter, wie einen Mantel, der eben herabsinkt. Mit der Linken drückte sie sich den Stoff unterhalb der linken Brust fest gegen den Leib. Der ganze rechte Arm, mit dem der Stoß geführt wurde, war entblößt, ebenso ein Teil der rechten Schulter und der ganze Hals.

Auch meine Hand war fest gewesen: nicht ein einziges Mal hatte sie die mir enthüllte, heilige Herrlichkeit Marias berührt. Ich habe niemals eine so vollkommene Frauenschönheit wieder gesehen.

Ununterbrochen malte ich den ganzen Vormittag, den ganzen Nachmittag. Als ich endlich aufhörte, war es noch lange nicht genug. Ich hätte noch viele Tage dasitzen müssen, Maria für meine Lukrezia ihre geheime Schönheit abzulauschen. Es war aber der letzte Tag.

Mit einem tiefen Seufzer legte ich den Pinsel nieder; ich konnte mich gar nicht losreißen. Auch Maria schien noch immer nicht ermüdet zu sein, und sie hatte stundenlang regungslos dagestanden. Ja, sie war stark, mein kraftvolles, mein großartiges Weib!

Als sie hinausgegangen war und die letzte Rosenblüte verwelkend vor mir am Boden lag, mußte ich bitterlich weinen: mein Glück war verwelkt.

Rocca besitzt eine berühmte Wallfahrtskapelle zur Madonna del Tuffo. Der schöne Weg dahin ist zugleich die Promenade. In dem Urwald hochstämmiger Edelkastanien, der sich unterhalb der Stadt rings um dieselbe hinzieht, ist eine breite, ebene Straße ausgeschlagen. In mählicher Biegung führt der Weg an dem jähen Bergrücken entlang, darüber das Hannibalsfeld mit dem aufragenden Gipfel des Cavo. Aus düsterem Schatten der Laubgrotten erblickt der Wandelnde von Zeit zu Zeit durch natürlichen Rahmen die sonnigstrahlenden Bilder des Albanersees mit Castel Gandolfo, der Campagna mit Rom und der lateinischen Küste mit dem weithin glänzenden Meer. In tiefer Waldeinsamkeit, von den Wipfeln überrauscht und den Chören der Vögel umsungen, liegt das Kirchlein. Es ist an die Tuffsteinwand angebaut, die hier eine natürliche Grotte bildet. In dem phantastischen Gestein erschien einst einer lustigen, vornehmen Jagdgesellschaft die Himmelskönigin. Ihr zu Ehren ward die Kapelle errichtet. Die Frauen und Jungfrauen der Stadt pflegen allabendlich an diesem schönen Ort ihre Andachten zu halten. Auch Maria kam oft hin.

Als die Sonne dem Meer zusank, ging ich den traumhaften Waldweg. Über mir wölbten sich Zweige und Äste in Goldglanz getaucht. Der ganze abendliche Himmel schwamm in Glorie; purpurn lag das Land da. Den Wald durchflötete der schwermütig-süße Gesang der Amseln, die Blätter bewegten sich leise.

Der Weg war bereits völlig einsam. Auf der Piazza begann die sonntägliche Musik ihr Spiel, das versäumte in Rocca kein weibliches Wesen. Eben hüstelte eine verspätete Beterin an mir vorüber. Das alte Weib hatte es so eilig, noch rechtzeitig zu dem Konzert zu kommen, daß es nicht einmal zum Betteln Zeit fand.

Dann sah ich nur den von Abendsonnengluten verklärten Wald, dann hörte ich nur Vogellied mit den fernen Klängen des Orchesters sich mischen.

Ich war sterbenstraurig.

Abschied, Abschied. Wie es in mir wühlte!

Da befand ich mich vor der Kapelle, deren Pförtlein weit offen stand. Ich schaute in den dämmerungsvollen Raum hinein. Das rote Lampenlicht vor dem Marienbilde füllte den Hintergrund der Grotte mit magischem Schein. Das zog mich an, näherzutreten.

Ich ging hinein, lehnte mich an einen Pfeiler und schloß die Augen. Es war so friedlich! Natürlich war ich allein. Oder doch nicht? Auf den Stufen, wo es zur Grotte hinabging, regte es sich — dann ein tiefer Seufzer. Auch murmeln hörte ich. Mühsam zog ich die Augenlider in die Höhe, blinzelte hinüber und sah, vom Purpurschein der Lampe beleuchtet, Marias Gesicht in inbrünstigem Flehen zur Mutter Gottes erhoben. Und wieder seufzte sie, so tief, so schmerzlich!

Sie hatte ihr schwarzes Schleiertuch über den Kopf geworfen. Wie Bahrtuch, so düster lag es über den Schultern, die sie mir heute enthüllt in ihrer königlichen Schöne gezeigt hatte. War ihr Gebet die Buße dafür? Fühlte sie sich schuldig? Bereute sie? Ich wagte nicht, darüber nachzudenken. In ihrer knienden Haltung lag so viel Hilflosigkeit. Maria hilflos, meine Heldin, meine Lukrezia hilflos! Nun, sie besprach sich ja mit ihrer Gottheit; da muß auch das Starke sich beugen.

Wären nur diese bangen Seufzer nicht gewesen! Sie entrangen sich einer Brust, die immer so wundersam verschlossen war, Lippen, von denen ich glaubte, daß sie trotzig schweigen würden, wenn auch das Herz ein Dolchstoß getroffen; und jetzt seufzten sie.

Ich hatte kein Recht, die Andacht dieser Jungfrau zu belauschen. Nur das blasse Marienbild, zu der sie aufgemurmelt wurde, durfte hören, was vielleicht eine Beichte war. Immerhin besser als einem Pfaffen, dachte ich. Dann schlich ich hinaus.

„Um was du auch bitten und seufzen magst — möge dir der Himmel helfen, Maria."

Als ich langsam wieder der Stadt zuging, mußte ich darüber

nachdenken, daß Maria fromm sei. Bei dem Mord der armen Virginia hatte sie am schrecklichsten empfunden, daß diese ohne letzte Beichte, also ohne Absolution, gestorben war. Nun mußte jene Tote ewige Höllenqualen erleiden. Der Aberglaube hat doch etwas Grausiges!

Ich nahm mir vor, einmal mit Maria darüber zu sprechen — einmal! Ich hatte Maria vielleicht soeben zum letztenmal gesehen.

Als ich auf der Piazza ankam, ging gerade die Sonne unter. Rauschende Musik begleitete das erhabene Schauspiel. Der kleine Platz auf der Terrasse über dem Abgrund stand dicht gedrängt voll von schwatzendem Sonntagspublikum. Das Musikkorps, der Stolz der Stadt, mehr als dreißig in glänzende Uniformen gesteckte schmucke Bürgerssöhne, bildete den großen Mittelpunkt, um den sich alles scharte. Neben dem Nobile stand der Maultiertreiber, neben der sich fächelnden Signora im seidenen Schleppkleide die Krämerin und das Weib des Vignorolen. Der zerlumpten Gestalten waren am meisten. Das uniformierte Musikkorps, in dessen Mitte ein Kapellmeister gravitätisch den Taktstock schwang, schien für Bauern, Bettler, Banditen und deren Weiber, Töchter und halbnackte Kinder zu spielen.

Den einen Teil des Platzes nahmen die Männer, den anderen die Frauen ein; diese wiederum teilten sich in Mädchen und Weiber. Ein Bräutigam würde es kaum wagen, hier zu seiner Verlobten zu treten.

Alle Fenster und Altane, die auf den Platz führten, waren dicht besetzt. In der Loggia der „Sonne" machte sich die stattliche Gestalt Frau Lisas bemerkbar; auf dem breiten Dach der Casa Botti standen die Mutter und Signor Luigi.

Dieser mußte eben erst aus Rom zurückgekommen sein.

Ich ward sofort von allen bemerkt. Frau Lisa drehte mir ihren breiten Rücken zu; sie war also noch immer unversöhnt. Die gute Frau Lisa! Auch von der Casa Botti sah man feindselig genug zu mir herüber.

Unbekümmert um die gaffenden Blicke trat ich an die Brüstung. Dort standen die Männer. Mancher war darunter, den ich gut kannte. Auch diese sahen mich finster an; kaum dankten sie meinem Gruß.

Der Zustand ward mir lästig. Was gingen mich diese Menschen an, was würde mich von morgen an die ganze Welt angehen? —

Ich wollte fort. Ich brauchte mir nicht mühsam durch das Gewühl einen Weg zu bahnen: man wich mir aus. Da kam eine von der anderen Seite gegangen, der man auch auswich: Maria! Wie es sich traf, daß wir uns plötzlich mitten in einem freien Raum allein gegenüber standen, weiß ich nicht mehr. Genug, es geschah; und Hunderte von Augenpaaren waren auf uns gerichtet. Ich trat zurück, um Maria an mir vorüberzulassen; sie aber blieb vor mir stehen.

„Guten Abend, Signor Enrico."

„Guten Abend, Maria."

„Ihr geht morgen fort?"

„Ich gehe noch heute fort."

„Gewiß nach Nemi? — — Hört, am nächsten Sonntag ist in Genzano das Marienfest. Die Mutter meinte, ich soll zur Beichte. Das hat aber Zeit. Ich möchte noch einmal als Mädchen den Saltarello tanzen — mit Euch. Ihr werdet am Sonntag in Genzano sein?"

„Maria, ich werde dort sein."

„Also, auf Wiedersehen?"

„Auf Wiedersehen!"

* 12 *

Hier machte der Erzähler eine lange Pause. Er stand auf und ging auf der Terrasse mit schweren Schritten langsam hin und her. Zuweilen blieb er an der Brüstung von mir abgewendet stehen und schaute in die Landschaft hinaus.

Mitternacht war längst vorüber, schon brach der frühe Sommermorgen herein. Tief unten lichtete sich der Horizont, über das Meer legte sich längs des Strandes ein zitternder Streifen weißen Glanzes.

„Es ist kalt; gehen wir hinunter. Ich möchte dir den Schluß unter freiem Himmel erzählen."

Am Palast der Orsini vorüber, gingen wir durch das Tor, immer am Rand des Kraters entlang.

Dann erzählte mein Freund weiter.

„Dort drüben, uns gerade gegenüber, liegt Genzano, wo ich Maria wiedersehen sollte. Während der Woche, die ich in Nemi verbrachte, kam ich nicht zur Besinnung. Das Leben hatte für mich nur einen einzigen Tag: das Madonnen- — das Marienfest! Diesen einen einzigen Tag wollte ich erleben, darüber hinaus dachte ich nicht. Maria wiedersehen, den Saltarello mit ihr tanzen und dann — nun dann war der Tanz eben aus.

Daß ich zwei Tage später den Tanz mit ihr von neuem würde beginnen können: auf ihrer Hochzeit, daran dachte ich nicht.

Wenn ich hier mit irgendeinem Menschen sprach, geschah es nur, um über das Marienfest von Genzano zu reden. Wenn die Weiber sich darauf freuten, strahlte auch mein Gesicht. Aber, trotzdem die Feier ein Ereignis im Lande war, machten sie mir alle viel zu wenig daraus; es sollte auf der ganzen Welt nichts Herrlicheres geben, als den Tag von Genzano.

In unserer wackeren Locanda ereignete sich über mein wunderliches Wesen ein eifriges Schütteln der Köpfe. Du mußt nämlich wissen, daß Maria und ich das Gespräch der ganzen Gegend geworden waren. In Nemi wußte man alles, was in Rocca vorgegangen; ja, man wußte hier wahrscheinlich noch viel mehr. Die öffentliche Teilnahme, die der Familie de Santis ausgenommen, war übrigens ganz auf der Seite von Marias Verlobten.

Alles das hätte mich zur Besinnung bringen müssen, aber nichts entriß mich dem Taumel. Dabei befand ich mich unausgesetzt in einem Zustand höchster Erwartung von etwas Großem und Ungeheurem. Nennen konnte ich's nicht; aber es wahr wohl mächtigstes Glück und mächtigstes Unglück.

Der Sonntag kam — endlich, endlich! Aber erst am Mittag begann das Fest.

Natürlich war ich schon am Morgen dort. Als Festschmuck, geheim auf dem Herzen sie tragend, hatte ich Marias verwelkte Rosen. Es waren sechs Blüten — sechs glückliche Tage. Aber voll entfalten sollte sich die Blume meines Lebens erst heute, unter Klängen, im Tanz, an der Brust der Geliebten.

Um Mittag — endlich, endlich! — begannen die Böllerschüsse zu dröhnen, die Glocken zu läuten, das geputzte Volk durch die

Straßen zu wogen. Die ganze Gegend schien ihre Bewohner zum Fest der göttlichen Jungfrau — zum Feste Marias nach Genzano gesandt zu haben. In langen Reihen wandelten Frauen in den verschiedensten Trachten. Von Albano, Nettuno, Tivoli; selbst von Subiaco und Sora waren sie herbeigeströmt: stolze Gestalten, schöne Gesichter. Aber keine einzige darunter eine Maria.

Die Häuser waren bekränzt. Von Wand zu Wand zogen sich massige Girlanden von Efeu, Eichen und Lorbeer mit Rosen durchwunden. Aus den Fenstern hingen Teppiche nieder; Fahnen flatterten.

Den Platz vor dem Dom schlossen Karabinieri von der Menge ab; hier war heute das berühmte Junifest nachgeahmt worden.

Den ganzen mählich ansteigenden Hügel, auf dessen Höhe sich der Dom erhebt, hatten sie dicht mit Zweigen bestreut. Das große, grüne Beet umfaßten lange, farbige Blumenstreifen, über die Blätter geschüttet: weiße Astern, rote Levkojen, gelbe Georginen. In diesem schönen Rahmen zog sich in mächtigen Lettern aus Rosen und feuerfarbenen Verbenen auf schillerndem Grund von Stiefmütterchen der Name der Königin des Festes — der göttliche Name: Maria!

Die prächtige Blumenmosaik endete an den Stufen der Domtreppe. Alle Türen des Heiligtums standen weit geöffnet; durch die zurückgeschlagenen Vorhänge blickte man tief in das Innere hinein. Es strahlte im Festschmuck von Brokat und Goldflitter und Hunderten von Kerzen. Chorgesang und Kirchenmusik schallten heraus; fortwährend donnerten Schüsse, läuteten Glocken, wogten neue Volksmengen hinzu.

Jetzt kam die Prozession.

Sie trat aus der mittelsten Domtür hervor: ein Kardinal, Bischöfe, Scharen von Prälaten, Priestern, Mönchen, Küstern, Chorknaben. Hohe Leuchter wurden getragen, Kreuze, Fahnen, Heiligenbilder. Die Knaben schwenkten die silbernen Weihrauchpfannen, der Gesang in der Kirche verstummte, die Musik spielte lauter.

Sie zogen die Treppe hinunter, über die Blumen dahin.

Sie zertraten alles, auch den göttlichen Namen, auch den Namen: Maria!

Ihr Bild trugen Bischöfe. Auf einem vergoldeten Thronsessel, unter einem Baldachin, in seidenen Gewändern, juwelenschimmernd, gekrönt, blumenumwunden. Das Volk warf sich auf die Knie.

Länger hielt ich's nicht aus. Ich wandte mich ab, meine Göttin zu suchen.

Für sie war ja alles geschehen, für sie, deren schönen Namen sie mit Blumen auf die Erde geschrieben. Wo war sie, wo war die Königin?

Ich suchte lange, endlich fand ich sie.

Sie war natürlich nicht allein gekommen; die Magd war bei ihr und — jener Mensch. Der strahlende Tag hatte plötzlich tiefe Schatten bekommen.

Aber nur einen Augenblick, dann sah ich Maria wieder an.

Ich stand ihr in dem Gewühl, das sie königlich überragte, ganz nahe. Sie mußte zu gleicher Zeit mich gesucht und gefunden haben; unsere Blicke begegneten sich. Wenn der meine so strahlend war wie der ihre, so muß ich in jenem Augenblick ein Mensch gewesen sein, den das Glück verklärt und verschönt hatte. Wir sahen uns an, als würden wir nicht von einer Volksmenge getrennt, sondern stünden dicht nebeneinander. Zuletzt lächelten wir beide.

Ich staunte sie übrigens an, als erblickte ich sie zum erstenmal. Sie schien mir in der Woche, da ich sie nicht gesehen, eine ganz andere geworden zu sein; so war sie verändert und verwandelt.

Viel mochte dazu ihr Anzug beitragen. Zum erstenmal, seitdem ich sie kannte, trug sie Nationaltracht.

Der faltenreiche Rock war von scharlachfarbenem Tuch, desgleichen das Mieder, in den Haaren hatte sie rote Bänder und der düstere Flechtenknoten war durchsteckt mit einem Strauß silberner Blumen, die bei jeder Bewegung zitterten und schwankten. Auch sonst trug sie reichen Schmuck.

Sie sah in dem prächtigen Kostüm so herrlich aus, daß ich gar nicht begriff, wie nicht alles auf sie hinstarrte.

Das wundersamste war aber der Ausdruck in diesem schönen Gesicht. Was war aus der kalten Hoheit ihrer Züge geworden? Abgelegt, wie das düstere Gewand! Es war, als habe der Hauch

eines Schöpfers erst jetzt das Meisterwerk seiner Schöpfung berührt, erst jetzt ihm die Seele gegeben, Seele und Leben. Als sanfte, purpurne Glut stieg es ihr in die bräunlichen Wangen, schlug es ihr aus den düsteren Augen heraus, lag es als verzücktes Lächeln auf ihren schwellenden Lippen. Zugleich sah sie so festlich aus, so feierlich, wie ein Mensch, der den höchsten Gipfel des Lebens erstiegen und von dort aus über die tief unter ihm in Nebel und Dämmerung liegende Erde die Sonne aufgehen sieht. Das Wunderbare, darauf ich gewartet, war geschehen; dort stand es erfüllt vor mir.

Da bemerkte mich jener Mensch: sie sah mich ja immer an! Da riß er sie mit sich fort, ins Gewühl hinein.

An einem einsamen Platz am Ufer wartete ich den Abend und den Anbruch der Nacht ab. Zu meinen Füßen rauschten die Wellen, über mir die tief niederhängenden Zweige. Im See sah ich uraltes Trümmerwerk. Es mochte von dem Tempel Dianens sein, deren Bild Orest von Tauris in ihr Heiligtum an den Römersee brachte. Damals hatten an diesem elysischen Strand der jungfräulichen Göttin Menschenopfer geblutet.

An ein Menschenopfer, dem Wahn dargebracht, mußte ich denken; allerdings an ein unblutiges — so wenigstens glaubte ich damals. Und ich konnte es nicht hindern!

Mein Kopf glühte. Hätte ich mich doch — und wär' es auch nur gewesen, meinen heißen Kopf zu kühlen — in die Fluten geworfen! Vielleicht, daß mich Seepflanzen umschlungen und festgehalten — oder die Geister von Dianens Nymphen hinuntergezogen. Dann wäre jenes Opfer nicht dargebracht worden.

Endlich war es Abend geworden; ich stieg nach Genzano hinauf.

Das fromme Prunkfest war in ein wildes Gelage ausgeartet. Die Stadt glich einem wüsten Festsaal, darin das Volk Saturnalien beging. Die Türen des Domes standen noch offen, aber drinnen war aller Glanz erloschen. Ein Mönch psalmierte mit heiserer Stimme, einige alte Weiber schlurften hinein. Auf dem Platz und in allen Gassen bedeckten zertretene Blumen das Pflaster. Ich griff an meine Brust: was ich verwelkt auf dem Herzen trug, waren edlere Blüten.

Ich entwich aus diesem großen Auerbachskeller.

Gastlich hatte der Fürst dem Volk für den Abend seinen Park geöffnet: dort herrschte bessere Sitte, dort, wußte ich, würd' ich sie finden.

Alle, denen in den Höhlen der Weinschenken und den engen Gassen nicht wohl war, strömten durch die düsteren Ulmengänge in die fürstlichen Gärten hinein; aber trotz der Masse von Menschen gab es in der großen Waldung noch der einsamen Wege und Plätze genug. Ach, daß zwei Liebende sich hier begegneten und fänden!

Gerade begannen Beleuchtung und Feuerwerk.

Wieder leiteten Böllerschüsse und Kanonenschläge die Festlichkeit ein. Es blitzte und glühte, krachte und knatterte. Auf der Terrasse leuchteten Fackeln und Pechpfannen, Raketen stiegen, Sonnenräder drehten sich, feurige Fontänen zischten auf, Flammenbündel zerstoben hoch in der Luft. Auf jener Terrasse war's auch, wo das Musikkorps spielte und das Volk tanzte.

Tief und dunkel tat sich gleich unterhalb der Mauerbrüstung der Krater auf. Dem Abgrund entstiegen, geisterhaften Schatten gleich, die Zypressen und Zedern. Die ganze Natur ringsum tauchte einen Augenblick taghell auf. In bengalischen Lichtern erglühend ward sie der Schwärze entrissen, um sofort wieder darin zu versinken — ganz so, wie in der Nacht des Menschenlebens die schöne Flamme des Glücks.

In großen Feuerbuchstaben flammte es vom Dom herüber. Es war derselbe Name, der heute vor seinen Treppen in frischen Blumenlettern geschrieben stand: Maria.

Es war eben doch ihr Fest!

Längs der Schloßseite waren auf der Terrasse lange Reihen von Tischen aufgestellt, vor denen man eiligst Bänke gezimmert. Hier wurde Wein geschenkt; und hier saß mit der Magd und dem anderen Maria. Der Sextus war bereits halb berauscht: sie sollte mit ihm tanzen und wollte nicht. Da sprang er auf, vielleicht um sie niederzuschlagen; aber seine Kameraden fielen ihm in den Arm. Sie schenkten ihm auch das Glas wieder von neuem voll. Er trank und schien bald alles andere auf der Welt vergessen zu haben.

Da stand sie auf, winkte der Magd, ihr zu folgen und verließ die Terrasse. An dem ersten dunklen Platz fand sie mich. Sie sagte zur Magd: „Du kannst jetzt zur Gevatterin gehen, Philomela. Wenn Luigi kommt, um mit uns nach Haus zu reiten, so sage ihm, daß ich bereits zu Fuß voraus sei. Signor Enrico hätte mich begleitet. Du kannst ihm auch erzählen, daß ich hier mit Signor Enrico getanzt habe. Grüße die Gevatterin von mir, sie will ja wohl zur Hochzeit kommen. Gute Nacht."

Die Magd wollte Einwendungen machen; aber Maria befahl so gebieterisch, daß sie wortlos gehorchte. Einmal schielte sie noch nach Luigi zurück; doch der war bei der Foglietta wohl aufgehoben. Dann ging sie.

Ich stammelte: „Aber Maria!"

„Sei ohne Sorge. Dir tut er nichts. Und jetzt wollen wir tanzen. Komm."

Sie hängte sich an meinen Arm und wir gingen beide auf die Terrasse. Eine ganze Weile standen wir und sahen zu. Als dann die Musik den Saltarello spielte, stellten wir uns zum Tanz auf.

Daß wir es kaum wußten, wie außer uns noch andere Paare tanzten, kannst du mir glauben. Vollends ich sah nichts anderes als sie. Ob sie nach der Musik tanzte, den Klängen ihre Bewegungen anpaßte; oder ob alle Instrumente eigens für sie spielten, nach ihrem Tanze sich richtend, ihre Bewegungen begleitend, in Tönen ausdrückend, was sie gerade tanzte — was zu tanzen ihr gerade beliebte — ich wußte es nicht! Marias Tanz war stumme Musik, genau dieselbe, die das Orchester spielte; nur edler, vornehmer, in der göttlichen Gestalt vollkommener, menschlicher Schönheit zum Ausdruck gebracht. — Das war Rhythmus!

Man hatte einen Kreis um uns gebildet und sah uns unter stürmischem Beifall zu. Aber wie gesagt, wir wußten von nichts.

Das war ein langes Suchen, bis wir uns endlich fanden! Wir strebten zueinander hin und wichen voreinander zurück, wir näherten uns und wir flohen uns, wir streckten die Arme nacheinander aus und ließen sie, nachdem wir uns gefaßt, wieder sinken.

So dauerte es eine gute Weile. Die Musik ward rauschender, leidenschaftlicher, wilder. Maria warf mänadisch, wie eine griechische Bacchantin, Kopf und Arme in die Höhe. Dann, unter dem Jubel aller Instrumente, stürzte sie sich mächtig an meine Brust. Ich umfaßte sie — die Liebenden waren vermählt.

„Und nun komm fort."

Sie strich sich die aufgelösten Flechten zurück und atmete tief auf. Dann hing sie sich, mich mit sich fortziehend, schwer an meinen Arm.

Wir bahnten uns durch die Menge einen Weg und befanden uns nach wenigen Augenblicken in tiefer Einsamkeit, mitten in dem dunklen Park.

Durch die Bäume erblickten wir die erleuchtete Palastterrasse mit dem hin und her wogenden Volk. Noch immer sausten Raketen in die Luft, einen Regen farbiger Kugeln herabrieseln lassend, noch immer ertönte die Musik.

Auch der Name Maria in glühender Flammenschrift wie in die Nacht hineingeschrieben, leuchtete noch über die Gipfel zu uns herüber.

„Willst du nicht noch einmal tanzen?" fragte ich sie.

„Nein. Dies eine Mal war's schön, jetzt würde es mir nicht mehr gefallen. Denke dir, die Hochzeit sollte schon gestern sein. Natürlich ging's nicht. Nun ist's vorbei."

„Nun ist alles gut!"

„Freilich, nun ist alles gut," sprach sie mir nach. „Und der Luigi — —"

Ich unterbrach sie: „Ach, Maria, davon reden wir jetzt nicht, jetzt wollen wir glücklich sein. Gott im Himmel! Du liebst mich?"

„Ich weiß jetzt den Tag nicht mehr, an dem ich dich nicht geliebt haben sollte. Aber was konnt' ich machen? Ich war ja nun einmal seine Verlobte."

„Jetzt bist du mein!"

„Ach ja. — — Doch nun wollen wir in die Stadt."

„In die Stadt? Wollen wir nicht bleiben, Maria?!"

Ich konnte kaum die Worte hervorstammeln. Dabei wagte ich nicht, sie in der Dunkelheit anzusehen. Ließ ich doch sogar ihre Hand los.

Sie war mutiger.

„Enrico."

Da mußte ich zu ihr hinsehen. Wie blaß sie war!

„Enrico mio!"

Mehr sagte sie nicht. Ich glaube, ich wollte einen lauten Jubelschrei ausstoßen; aber ich blieb stumm: sie hatte mir den Mund mit ihren Lippen verschlossen. Gleich darauf ließ ich mich widerstandslos, willenlos von ihr fortführen.

Die Stadt war illuminiert. Die Straßen durchzogen Burschen und Mädchen. Sie spielten Mandolinen und sangen dazu.

Wir gingen auf den Domplatz. Dort an der Kirchenfassade flammte der Name der Himmelskönigin. Maria las ihn laut ab.

„Damit bist du gemeint. Du weißt wohl gar nicht, daß das ganze Fest lediglich dir zu Ehren gefeiert wird?"

Maria sah mich groß an und schüttelte mit ernstem Mißbilligen ihr schönes Haupt.

„So mußt du nicht reden," tadelte sie. „Was muß die Madonna denken, wenn sie das hört. Es ist ihr Fest ganz allein. Sag, ist's wirklich wahr, daß du ein Ketzer und Antichrist bist?"

„Ein Antichrist? — — Aber Liebchen!"

„Sie haben es alle gesagt."

„Wer?"

„Die Mutter, der Luigi, Philomela und alle. Selbst die gute Lisa; auch der geistliche Herr," schloß sie zaudernd.

„Auch der Pfaffe; natürlich!"

„Ach, Liebster!"

„Was, Maria?"

„Es ist doch eigentlich recht schlimm für uns beide: auf Erden kommen wir nicht zusammen und im Himmel auch nicht."

„Daß wir nicht im Himmel zusammenkommen, darein werden wir uns wohl ergeben müssen. Aber was meinst du damit: nicht auf Erden zusammenzukommen? Wir sind ja zusammen und ich möchte sehen, wer oder was uns auf Erden wieder trennen sollte?"

Wieder traf mich jener große, verwunderte Blick, der mir so deutlich sagte, daß ich nicht verstanden worden war.

„Und Luigi?"

„Der! An den zu denken, dafür ist morgen noch immer Zeit genug."

„Morgen — —"

Sie sprach das Wort ganz seltsam aus, wollte noch mehr reden, verstummte plötzlich, um nach einer Weile gleichmütig zu sagen: „Jetzt will ich noch einmal ein Glas Wein trinken, dann wollen wir nach Hause gehen."

Ich trat mit ihr in eine Schenke; wir setzten uns. Eine Fogliette purpurroten Genzanesers ward uns gebracht. Maria trank mit sichtlichem Genuß.

„Das ist guter Wein! Solcher wächst nicht in Rocca."

Trotzdem konnte ich sie nicht bewegen, mehr als ein Glas zu trinken. Ich war weniger genügsam.

Dann gingen wir.

Maria wollte durchaus an dem Hause der Gevatterin vorüber; sie würde gewiß im Fenster liegen.

„Sie soll uns zwei sehen."

Ich wußte nichts dagegen einzuwenden und richtig, die Gevatterin sah mit der Magd aus dem Fenster. Maria rief hinauf.

„Das ist ein schönes Fest. Philomela, sage der Mutter, wie gut ich's heute gehabt."

Die Gevatterin fing an zu schelten, aber Maria zog mich schnell fort. Nach einer Weile sah sie sich um.

„Nun laufen sie hin und sagen es dem Luigi. Meinetwegen."

Wir gingen eine Strecke schweigend, dann begann ich: „Höre Maria. Du hast deine Mutter grüßen lassen, als wolltest du gar nicht mehr nach Hause zurück. Vielleicht wäre es wirklich am besten, du kämst gleich — —"

Sie unterbrach mich.

„Was redest du? Freilich muß ich zurück. Das mit dem Gruß war nur so ein Einfall von mir. Morgen werden wir ja sehen. Weißt du, wir wollen durch die Macchien nach Palazzuola gehen. Auf diesem Weg findet der Luigi uns nicht."

Natürlich war ich gleichfalls der Meinung, daß morgen eine bessere Zeit sei, mit jenem Burschen fertig zu werden. Ich kam noch immer nicht zur Besinnung!

* 13 *

Wenn du von Marino aus, immer dem Kraterrand des Albanersees entlang, der Stätte zugehst, wo einstmals Albalonga gestanden, triffst du, wo der Klosterfrieden von Palazzuola beginnt, inmitten tiefster Macchienwildnis hochaufgerichtet ein Kreuz. Der Pfad verläuft dort in einen Hohlweg; zu beiden Seiten steigt es jäh auf.

Dem Kreuz gegenüber wächst eine verkrüppelte Steineiche, an deren Stamm wiederum ein Kreuz angeschlagen ist: klein und schwarz, mit einem blutroten Zeichen darauf. Das bedeutet, daß an dieser Stelle ein Mensch von Mörderhand starb.

Der Morgen dämmerte, als ich mit Maria unter jenem Baum stand. An dem Ort, wo wir glücklich gewesen, war einer ermordet worden.

Mir graute es.

Schnell ging ich mit Maria hinweg, daß sie es nicht sehen sollte. Doch diese meinte ganz gelassen: „Ich kenne den Platz. Laß es gut sein, unser Glück kann uns der Tote nicht nehmen. Nun ist der Ort doppelt geweiht. Wir könnten dort auch ein Kreuz aufrichten lassen, mit deinem und meinem Namen darauf."

Mir fiel die arme Virginia ein; ich wurde ganz verstört.

Maria mußte mir's ansehen. Sie fragte: „Was hast du?"

„Ich wollte schon längst einmal mit dir darüber sprechen. — — Um Gottes willen, Maria, wie bist du damals auf den unheimlichen Gedanken gekommen, daß die arme Virginia, weil sie ohne Beichte und Absolution gestorben, in alle Ewigkeit verdammt sein müsse. Solch Aberglaube ist furchtbar!"

Ein Schauer überlief meine liebe Gefährtin. Sie sagte: „Es ist aber doch wahr. Wie kann eine arme Seele selig werden, wenn sie nicht im Tode Vergebung ihrer Sünden erhält; noch dazu, wenn es ein so jäher, blutiger, unchristlicher Tod ist. Man könnte die arme Virginia freilich aus dem Fegfeuer losbitten; aber wer tut es für sie? Das ist ein schweres Stück Arbeit. Weder ihre Mutter noch ihr Liebster, wenn es auch sonst brave Menschen sind, werden es fertig bekommen. Das bißchen Messe-

lesen tut's auch nicht. Solch ein Werk erfordert eine ganz andere Liebe, und Tote sind eben doch leicht vergessen. Freilich du, du bist ein guter, herzlieber Mann; aber wenn du der Liebste der armen Virginia wärst, so könntest auch du ihr nicht helfen, da du ja nicht von ihrem Glauben bist. Ach ja, es ist ein rechter Jammer und die arme Seele im Fegfeuer könnt' einen dauern. Maria mög' für sie bitten, Amen."

Ganz entsetzt über diesen Wahn entgegnete ich: „Das braucht Maria gar nicht. Was denkst du denn eigentlich von Gott und seinem Sohn Jesus Christus, der für unsere Sünden am Kreuz gestorben ist? Der allmächtige Gott ist auch ein allgütiger Gott und Christus wird gewiß ein milder Richter sein. Wenn dann die arme Virginia zu ihm kommt und ihm ihre grausame Todeswunde im Herzen zeigt, die sie für ihre Liebe empfangen, werden ihr gewiß alle Wonnen des Paradieses zuteil werden, sie wird mit ihrem Liebsten selig sein und Christus selbst freut sich über die beiden."

Ich fuhr noch fort zu reden und als ich merkte, wie sehr Maria die Sache ans Herz griff, wurde ich ganz warm dabei. Sie hörte mir mit tiefster Aufmerksamkeit zu. Ihre Augen hingen an meinen Lippen. Wundersames schien in ihr vorzugehen: zuletzt schwieg ich, da ich sie ganz erschüttert sah. Sie sagte und in ihrer Stimme klang es wie innerer Jubel: „So schön habe ich in der Kirche nicht reden hören. Ach, wie das meiner Seele wohl getan hat! Ja, und ich glaube dir. Jetzt weiß ich auch, daß du ein Christ bist, so gut wie ich eine Christin. Heilige Mutter Gottes, ich danke dir."

„Du bist ein wunderliches Geschöpf," versuchte ich zu scherzen; im Innern jedoch jubelte ich auf: wie verstand sie mich, wie würde ich mein Weib mir erziehen können! Zugleich gelobte ich mir, daß ich an dieser schönen, starken Seele nur mit vorsichtigster, leichtester, liebevollster Hand den Meißel anlegen wolle, um an diesem Meisterstück der Natur nichts zu verderben.

Rocca stieg mit dem grauen Fels in den grauen Morgenhimmel vor uns auf. Da sagte mir Maria mit leuchtenden Augen Lebewohl.

„Weiter darfst du nicht mit mir gehen. Du mußt müde sein, ich bin es auch. Willst du mir etwas recht Großes zuliebe tun?"

„Wenn ich's kann, gewiß. Was ist es?"

„Daß du heut nicht zu uns kommst, auch morgen nicht. Am liebsten wär' mir's, wenn du nach Rom gingst. Ich muß erst ruhig geworden sein. Dein Weib kann ich ja doch nicht werden. Aber ich bin glücklich und du bist es auch, nicht wahr? Du mußt mir dein heiliges Versprechen geben, dich mit dem Luigi nicht einzulassen. Gibst du's mir? — — Das ist gut von dir. — — Bitte, geh nach Rom, heute noch, gleich. — — Wie, ich soll des Luigi wegen ohne Sorgen sein; er täte dir nichts? Das weiß ich wohl, es ist auch nicht deshalb. Er ist ja feig! Wenn du zurückkommst — bleibe nur recht lange weg, eine Woche und noch länger — besprechen wir alles. Das beste ist, du wartest, bis ich dir schreibe; wo du in Rom wohnst, weiß ich ja. Die Mutter wird sich darein finden müssen. Ich kann ihr nicht helfen. Ich weiß schon: sie tröstet sich bald. Alte Menschen trösten sich über alles. Der Liebste der armen Virginia denkt freilich noch immer an sie und das wird die arme Seele freuen. Aber es dauert gewiß auch nicht mehr lange, dann herzt und küßt er eine andere, und daran tut er ganz recht. Tote sind eben tot. Aber ich schwatze. Ade, du Guter, Bester, Herzallerliebster! Ade! Und wenn du deine Lukrezia ansiehst, dann denk an mich. Dich hat es auch gefreut, daß sie sich nicht Gewalt antun ließ. Sie ist so schön gestorben. Das hätt' ich niemals begriffen, wenn ich dich nicht so lieb bekommen hätte. Madonna! Ich wollte, die arme Virginia hätte gewußt, daß es ihrer Seele nichts schadet, so ohne letzte Absolution und Ölung in den Tod zu gehen: da wär' ihr das Sterben gewiß leichter geworden! Ach, ich komme gar nicht von dir los. Ade! Ade! Ade!"

Sie warf sich mir an den Hals und küßte mich.

„Und habe ich dir auch schon gesagt, daß ich meine welken Rosenknospen bei mir trage: hier liegen sie, gerade auf dem Herzen. — — Wie, du hast deine Blumen auch mit dir? Wir haben uns eben doch sehr lieb. — — Aber nun jage mich fort. Die Lerchen singen schon. Ich muß wirklich schnell heim und im Haus sein, ehe die Mutter erwacht ist."

„Noch einen Kuß, den letzten! Und nun — —"

„Geh fort, geh fort! Sieh dich nicht um, ich bitte dich, sonst komm ich nicht von der Stelle."

So trieb sie mich fort.

Ehe mein Weg in den dichten Wald hineinführte, konnte ich doch nicht widerstehen. Ich blickte mich um. Sie stand noch immer, wie ich sie verlassen, und schaute mir nach. Eben ging über dem Monte Cavo die Sonne auf. Ich wollte zu ihr zurückstürzen, aber sie erhob warnend den Arm. Noch einen letzten, langen Blick — ich wandte mich und lief in den Wald hinein.

* 14 *

Über dem Monte Cavo ging die Sonne auf — gerade wie jetzt. Ich streifte im Walde umher, pfadlos, ziellos. Kaum wissend, was ich tat, kletterte ich die jähen Tuff-Felsen in die Höhe, mich dabei an Mastix und Myrte anklammernd, deren Dornen mich blutig ritzten. Hatte ich einen Vorsprung erreicht, der frei aus den Dickichten aufragte und schaute ich von dort um mich, so hing der Gipfel stets über mir, so lag stets unter mir der Albanersee mit Palazzuola, so gewahrte ich stets jenes hochaufragende Kreuz.

Endlich war ich zur Besinnung gekommen. Und endlich wieder bei Sinnen, wie glückselig war mir da zumute.

Maria wurde mein Weib!

Ich war ein armer Kerl, aber ich konnte arbeiten, und für sein Weib zu arbeiten — ein edleres Handwerk gibt es ja nicht. Ich würde mir Bestellungen geben lassen. Meine Kunst sollte nach Brot gehen, sollte dienen, Magd sein — und alles das für meine Königin von Weib.

Sie schien mich gar nicht verstanden zu haben und war selbst so unverständlich. So oft ich davon zu reden versuchte — ich war freilich noch immer zu berauscht gewesen, um viel daran zu denken — hatte sie mich mit ihrem großen, erstaunten Blick angesehen und über ganz anderes gesprochen. Nun, ich kannte ja die Anschauungen meines Mädchens. Drei Tage vor der Hochzeit einen anderen heiraten, das war in Rocca ja wohl noch nie dagewesen.

Aber hatte sie mir nicht selbst gesagt, daß jetzt aus der Hochzeit mit dem anderen nichts mehr werden könne?

Ich hatte ihr versprochen, nach Rom zu gehen. Nein, ich hatte es ihr nicht versprochen; ich hatte nur nicht widersprochen.

Einen schweren Kampf würde es zu Hause geben. Ganz allein wollte sie ihn ausfechten. Wie, und ich gab das zu? Wo ich Gelegenheit hatte, mir mein Weib zu erkämpfen, ließ ich sie feige in Stich? Und wenn ich ihr zugeschworen hätte, nach Rom zu gehen —— Ich befand mich längst auf dem Wege nach Rocca. Wenn ich recht eilte, konnte ich da sein, noch ehe die bösen Auftritte in der Casa Botti begannen.

Mein Entschluß hatte mich völlig von der rätselhaften Angst befreit, die mich vorhin plötzlich überfallen. Jetzt war ich sie los und jetzt konnte ich außer meinem Glück auch die Schönheit des jungen Tages empfinden: Land und Meer im Sonnenglanz, den strahlenden Himmel, die im Morgentau leuchtende, grüne, blütenreiche Erde, die frische Luft, den Lerchengesang.

„Welt, o Welt, wie bist du so wunderschön!"

Ich jubelte es laut hinaus, auch ihren Namen rief ich: Maria! —

Ungefähr um acht Uhr stand ich wieder an demselben Fleck, wo ich mich von ihr getrennt hatte. Jener Abschiedsschmerz war also ganz unnütz gewesen. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich denselben ihr und mir nicht erspart. Ich hätte mich nicht von ihr zurückweisen, mir nicht von ihr imponieren lassen, sondern gleich mit ihr gehen sollen.

So eilte ich denn, was ich nur eilen konnte. Dabei ließ ich mir aber doch so viel Zeit, um auf dem sandigen Weg ihre Fußspuren zu suchen. Da sie ganz frisch und noch nicht von anderen übertreten waren, fand ich sie auch; ihre Spuren waren mir fast wie ein Teil ihrer selbst. Obgleich es steil in die Höhe führte, mußte sie sehr schnell ausgeschritten sein, trotz ihrer vorgeschützten Müdigkeit sehr kräftig. Nirgends fand ich eine Stelle, wo sie ausgeruht hätte.

Von ihren Spuren wie von ihrer Gegenwart beglückt, stieg ich aufwärts. Als ich das Haus sah, schlug mir das Herz: dort das Zimmer, dessen Fenster im Morgensonnenschein auf das Gärtlein herunterblitzte, war das meine gewesen. Seitdem ich ausgezogen, hatte es mein Liebchen bewohnt: konnte sie da doch immer an der Wand die Lukrezia ansehen.

Ich grüßte hinauf, wo sie vielleicht noch in sanftem Schlummer lag.

„Gott behüt' dich, Maria! Wenn du erwachst, siehst du das Gesicht des glücklichsten Mannes. Gott behüt' dich in deinem Schlummer, Maria!"

Jetzt kam ich in die Stadt. Irgend etwas Ungewöhnliches mußte vorgefallen sein. Auf den Straßen standen die Leute in dichten Gruppen zusammen, aus den Fenstern lehnten sie heraus. Sie schrien, kreischten wild.

Ich war zu tief in meine seligen Träume und in die Erwartung des Wiedersehens versunken, um mich viel daran zu kehren. Mochte geschehen sein, was da wollte, was kümmerte es mich? Aber auffallen mußte mir doch, wie mein Anblick sichtlich alle in neue, heftige Erregung versetzte. Mir war's sogar, als drohten sie mir; deutlich sah ich, wie einige die geballten Fäuste erhoben und sie gegen mich schüttelten. Drei Mädchen begegneten mir. Es waren Bekannte Marias, daher konnte ich nicht unterlassen, ihnen zuzuwinken, obgleich ich wußte, daß sie durchaus nicht freundlich gegen mich gesinnt waren. Aber kaum hatten die Mädchen mich erkannt, als alle drei einen Schrei ausstießen und — wunderliche Geschöpfe! — an mir vorbeirannten. Ein altes Weib stellte sich mir sogar mitten in den Weg und heulte mich an. Ich verstand sie nicht.

So sehr hatte ich mich also verhaßt gemacht! Welch einen Aufruhr würde es erst geben, wenn ich dem Luigi die Braut sozusagen vor der Kirchentür fortnahm.

Je mehr ich mich dem Platz näherte, desto mehr wuchs der Menschenandrang. Der Strom nahm dieselbe Richtung wie ich. Ich wollte fragen, was denn eigentlich von alledem die Ursache sei; es fing an, mir ganz unheimlich zu werden. Doch hatte ich wirklich keine Zeit dazu: je näher meinem Ziel, desto schneller trieb es mich hin.

Meine Eile, die fast zum Laufen geworden, ließ mich das seltsame Gebaren der Leute vollends übersehen. Es war eben ein närrisches Volk!

Ich stand auf dem Platz. Was war das? — — Vor der Casa Botti ein Haufe Volks und das Haus mit Polizisten besetzt. Und

wie sie mich sahen, gellte aus hundert Kehlen ein wilder, wütender Schrei.

Um Gottes willen — —

Ehe ich einen Gedanken fassen konnte, war ich mitten ins Gewühl gedrungen. Sie stürzten auf mich zu, sie hätten mich zerrissen. Ich schlug wie ein Wahnsinniger um mich. Da warfen sich mit gezogenen Klingen die Polizisten unter die Rasenden, entrangen mich ihnen, faßten mich, zogen mich mit sich fort, ins Haus hinein. Hinter mir tobte die entfesselte Volksfurie.

Ich hatte meine Besinnung behalten — viel zu sehr! Ich erkannte die Küche. Sie war mit Weibern angefüllt. Marias Mutter war da und Frau Lisa. Die eine brach bei meinem Anblick in wilde Verwünschungen aus, die andere in Tränen. Die Frauen stimmten in das Geheul der Mutter ein. Die Männer, die mich gerettet, mußten sich wieder ins Mittel legen.

Ich wollte sie fragen: „Dort oben?" Aber ich konnte nicht reden. Sie verstanden mein Zeichen und nickten, wollten mich aber nicht hinauflassen. Da schrie ich ihnen irgend etwas zu, da ließen sie mich gehen, folgten mir aber.

Ich taumelte die Treppe hinauf. Vor der Tür wieder Polizisten und wieder wollten sie mich nicht hineinlassen. Ich lachte ihnen ins Gesicht, da mochte ihnen vor dem Wahnwitzigen grauen. Ich hatte sie auch bereits zurückgestoßen und die Tür aufgerissen.

Sie lehnte an der Wand, halb hingesunken, gerade unter der Lukrezia, die sie angesehen haben mochte, als sie den Stoß empfangen: auf der Brust über dem Herzen, dort, wo sie ihre welken Rosenblüten verwahrte. Den Dolch hatten sie herausgezerrt und die blassen Knospen waren unter ihrem heißen Herzblut noch einmal purpurrot aufgeblüht.

Sie konnte sich nicht gewehrt haben, mit keiner Bewegung. Als sie in das Zimmer getreten, mußte ihr Mörder schon drinnen gewesen sein, was sie vielleicht gewußt hatte. Sie wandte sich nach der Wand, der Lukrezia zu; da traf sie der Stahl. Ihr schönes, blasses Antlitz war gar nicht entstellt, die Augen waren geschlossen, die Lippen ein wenig geöffnet, als hätten sie noch sterbend ein Wort geflüstert, vielleicht einen Namen. Ganz friedlich sah sie aus; nur rings um sie her die blutige Lache war

schrecklich. Ihr rotes Kleid und ihr rotes Blut — das hätte eine schöne Farbenstudie gegeben.

Ich wollte nicht fort von ihr, sie mußten mich mit Gewalt hinausbringen.

Dann sah ich sie noch einmal wieder, als sie im Sarg lag.

Die Gerichtsherren, die aus Frascati heraufgekommen waren, wollten mich zwingen, des wütenden Volkes wegen mit ihnen hinabzugehen, bis alles vorüber. Von dem Mörder hätte ich nichts zu fürchten gehabt — zu fürchten?! Er war, wie es bei solchen Gelegenheiten Brauch ist, in die Macchien entflohen.

Sie begruben sie. Du willst ja ihr Grab aufsuchen — grüß es von mir, und sprich ihren lieben Namen dabei: Maria Botti.

Und wenn du wieder in Rom bist, zeig ich dir ihr Bild, du weißt, die Lukrezia. — — Vielleicht, daß, wenn noch einmal zwanzig Jahre vergangen, ich ein Gemälde danach male, mein Meisterwerk, weißt du.

Jawohl, Maria Botti ist tot. Sie ließ sich erstechen, das arme, törichte Geschöpf, weil sie dieses tolle Leben nicht besser verstand und das Wunder ihrer Liebe auch nicht. Eine andere hätte es vielleicht selbst getan — Lukrezia hatte es selbst getan. Sie ist aber wohl gar nicht darauf gekommen: der armen Virginia war es ebenso geschehen und auch sonst noch mancher. Aber nie hat ein Mensch besser gepredigt, als ich an dem Morgengrauen jenes Tages, wo ich ihr sagte, daß die arme Virginia auch ohne letzte Beichte und Ölung in den Himmel gekommen, wo sie ihr Liebster einst finden würde. Sie hat mir geglaubt; da mag es denn freilich fast ein schönes Sterben gewesen sein, zu dem sie sich mit der Todeswunde auf der Brust schmücken ließ, wie mit einer Rosenknospe.

Ja, geh jetzt fort. Es ist solch ein strahlender Tag, sieh dich recht um, wie schön die Welt ist. Das bleibt sie: eine wunderschöne Welt, wenn auch die Menschen in ihr elend sind, verzweifeln und sterben."

Von der Gasse

Entstanden 1875

* I *

Hermann, ein junger, tüchtiger, wohlhabender Handwerker, ging eines Nachts aus dem Verein nach Hause. Er hatte lebhaft debattiert, sich erhitzt, stark getrunken. Da er eines der freisinnigsten Mitglieder der Genossenschaft war, besaß er viele Gegner. Jedesmal kam es zu leidenschaftlichen Auseinandersetzungen, bei denen Hermann niemals von seinen Ansichten abging, mochten diese auch noch so paradox oder extrem sein. Er war eine zähe, starre Natur. Und da er die Gestalt eines Riesen hatte, mächtig auftrat, stark sprach, rücksichtslos und selbstsüchtig war, von schroffem, hartem Wesen, cholerischen Temperamentes, so war er ganz der Mann, den man einen „Charakter" zu nennen pflegt. Übrigens war er ein vorzüglicher Arbeiter, streng reell, ehrgeizig, pflichttreu und hatte daher, trotz seiner gewaltsamen Art, die nahe an ein modernes Bramarbastum streifte, die allgemeine Achtung, sowohl seiner Gefährten, wie seiner Kunden. Die Frauenzimmer liefen ihm förmlich nach (allerdings nicht gerade die besseren!) und Hermann war ein Mann, dem die Reize des schönen Geschlechts so unentbehrlich waren, wie sein Seidel und seine Pfeife. Im Verein siegte gewöhnlich Hermanns Persönlichkeit; jedoch, ohne dadurch seiner Partei zum Sieg zu verhelfen. Nichtsdestoweniger war diese von ihrem jungen Anführer begeistert. Sein Kopf steckte voll kühner Ideen; dabei scheute er vor keinen Folgen zurück, heckte allerlei aus, was er auch schließlich durchgeführt hätte. Dies allein war Grund genug, um ihn zum Helden des Bierlokals zu machen.

Heute hatte er mehr Widerspruch wie gewöhnlich erfahren müssen; Geist und Kopf glühten. Die schwüle Luft der Sommernacht konnte ihn auch nicht erfrischen. So war er denn froh, als seine Freunde sich von ihm trennten und er seinen Weg nach Hause allein fortsetzen konnte. Da es bereits nach Mitternacht war, lagen die dunklen Straßen völlig vereinsamt. Hermann ging schnell und pfiff die kräftige Melodie eines nicht gerade poetischen

Liedes. Das regte ihn nur noch mehr auf: es wäre ihm recht gewesen, wenn er sich mit jemand nach Herzenslust hätte prügeln können, oder auch, wenn ihm ein spätes Liebchen begegnet wäre. Er spähte danach und war enttäuscht, als er nur auf Wächter und Polizisten stieß, die ihm sein Pfeifen verboten. Nun war günstige Gelegenheit, seinen Wunsch zu erfüllen; Hermann wäre auch gleich bereit gewesen. Trotzig pfiff er weiter. Doch seine Gestalt und sein dröhnender Gang flößten den wachthabenden Schützern der Hauptstadt Respekt ein: sie schienen plötzlich auf beiden Ohren taub geworden zu sein. Hermann fing sogar an, den Text der Melodie zu singen.

In kurzer Entfernung von seinem Hause traf er ein Mädchen. Sie stand unter einer Laterne und mochte dort auf ihn gewartet haben; als er kam, ging sie ihm entgegen und redete ihn an. Da sie noch sehr jung zu sein schien, war sie ihm recht; überdies wollte sie kein Geld, sondern nur „etwas zu essen".

Sie hing sich an seinen Arm und sah sich ihn von unten auf an. Sie war sehr zart gebaut, beinahe schmächtig, gerade die Gestalt, die er liebte. Ob sie hübsch sei, konnte er nicht erkennen; es war ihm auch gleich. Ihre Stimme gefiel ihm sehr. Sie sprach auch nicht den gemeinen Jargon der Gassendirnen und war jedenfalls aus der Provinz; also verhältnismäßig noch frisch, wenigstens noch nicht typisch. Er fragte sie, wie sie heiße — ein sehr gewöhnlicher Name: Marie.

Sie schien sehr müde zu sein. Einmal blieb sie stehen und drängte sich an ihn, mit einer Leidenschaft, daß Hermann ihre schlanken, heißen Glieder fühlte. Sie gingen nicht gleich weiter.

Danach schwiegen beide, bis Hermann sie fragte, ob sie großen Hunger hätte, was sie ohne Zaudern bejahte. Aber sie fügte hinzu, daß das gar nichts mache und fing an, wie um das zu beweisen, auf seltsame Weise zu lachen. Hermanns Teilnahme war plötzlich geweckt; er legte sich ihren Arm fester in den seinen und begann ein Gespräch mit ihr.

„Bist du denn sehr arm?"

„Ich habe keine seidenen Kleider und Goldketten. Das ist mir aber ganz gleich! Ich bin jung und frei und genieße mein Leben. Ein Narr, wer's nicht täte! Es ist das einzige, was man auf

der Welt hat. Übrigens ist es gar nicht wahr, daß Hunger weh tut, und wenn auch — das ist nicht das Schlimmste."

„Wie kommt's, daß du hungern mußt? Da du dir einmal dein Brot damit verdienen willst, solltest du das auch tun."

„Ich will mir aber nichts damit verdienen; ich nehme nie Geld."

„Unsinn!"

„Wer mir Geld geben will, bekommt mich nicht. Ich bin kein Stück Fleisch, das man kaufen kann."

„Hoho!"

„Ich bin ein freies Mädchen und mache mit mir, was ich will. Wenn andere anders sind, so mögen sie's sein; ich bin auch anders, wie andere."

„Das scheint so, aber du hungerst dabei."

„Das geht keinen etwas an."

„Werde nur nicht böse. — — Warum bist du eigentlich so eine geworden? Es geht mich zwar nichts an; aber es tut mir leid, denn eigentlich ist es schade um dich."

„Laß dir's nicht leid tun; mir ist sehr wohl dabei. Ich tauschte mit keiner Prinzessin."

„Das ist recht! Was der Mensch ist, muß er mit ganzer Seele sein. Du scheinst dich deines Standes nicht zu schämen."

„Warum sollte ich das? Ich bin ein ehrliches Mädchen und betrüge keinen mit mir. Habe noch keinem ins Gesicht gesagt, daß ich ihn lieb hätte, denn ich habe noch keinen lieb gehabt; kann mir auch gar nicht denken, wie das ist."

„Du hast aber gewiß viele Liebhaber?"

„Nein, gar nicht. Mir gefallen nicht viele; das ist es eben. Du gefällst mir."

„Du kennst mich ja gar nicht. Oder hast du mich daraufhin angesehen?"

„Ich hab's deinem Gang angehört, daß du mir gefallen würdest, und wie du sangst. Solchen, wie du einer bist, habe ich mir schon lange gewünscht, ein Mann wie ein Baum!"

Hermann schlug eine helle Lache auf, fühlte sich aber doch durch die Bewunderung der Dirne geschmeichelt. Als sie ihm sagte, daß sie wenig Liebhaber hätte, atmete er ganz erleichtert auf. Dabei kam ihm das Mädchen zugleich ungeheuer unpraktisch vor.

Sie blieben wieder stehen und betrachteten sich. Hermann, der sonst für dergleichen kein Auge hatte, bemerkte, daß sie sehr bleich sei. Sie blickte ihn mit ihren tiefliegenden dunklen, glänzenden Augen beinah' gierig an. Da konnte er sich nicht länger halten und küßte sie. Sie wollte gar nicht von seinen Lippen fort; er mußte sich schließlich von ihr losmachen. So war er in seinem Leben noch nicht geküßt worden; es hatte ihm ganz den Atem benommen.

Sie sprachen kein Wort mehr und eilten, möglichst bald von der Straße fortzukommen. In einigen Minuten standen sie unten vor Hermanns Wohnung. Er hatte den Hausschlüssel bei sich, schloß auf, trat mit ihr in den dunklen Flur, zündete Licht an.

Sie kam ihm auch jetzt gar nicht hübsch vor, aber sie war in der Tat noch blutjung. Ihr Gesicht war ebenso zart wie ihre Gestalt. Und mit solchen feinen, blassen Lippen konnte sie so unsinnig küssen? Schön waren nur ihre Augen: groß, ernsthaft und unheimlich glanzvoll. Er sah es ihren Augen an, daß er ihr gefiel; dabei war er durchaus kein schöner Mann.

Er wohnte allein. Sein Geschäft lag im Untergeschoß, wo auch die Gesellen schliefen. Alle Morgen kam eine Aufwartefrau. Sie stiegen die Treppe hinauf.

Als sie in das Schlafzimmer traten, erlosch das Licht. Hermann wollte es wieder anzünden, Marie jedoch litt es nicht. Aber ob sie nicht zuerst essen wollte? — Nein!

Der Morgen graute, als Hermann aufstand; sein Kopf schmerzte. Er brachte ihr etwas kalte Küche ins Bett und eine Flasche Bier; für sich machte er sehr starken Kaffee. Sie aß mit Gier. Hermann setzte sich auf den Bettrand, sah ihr zu und freute sich, daß es ihr so gut schmeckte. In der trüben Beleuchtung sah sie mit ihrem verwirrten Haar noch weniger hübsch aus wie in der Nacht; aber das war ihm jetzt völlig gleichgültig. Fast mit Zärtlichkeit zog er die Decke über ihren bloßen Körper. Nachdem sie endlich satt war, schwatzten sie.

Hermann frug sie über ihre Liebhaber aus; der Gedanke an diese Nebenbuhler machte ihn ganz wild. Sie sollte ihm bekennen, ob sie gegen jeden so sei, wie gegen ihn. Sie erwiderte ausweichend und brachte ihn dadurch noch mehr auf. Zuletzt forderte

er von ihr, daß sie ihm allein gehören sollte und machte ihr mit der größten Heftigkeit seine Vorschläge. Er wollte für sie sorgen, sie sollte bei ihm wohnen; kurz, er verlangte in aller Form, ihr einziger Liebhaber zu sein. Aber Marie wollte davon nichts wissen; je mehr er in sie drang, desto entschiedener weigerte sie sich, sich auf das Geringste einzulassen, was ihre Freiheit beschränkte. Zu seiner ungestümen Forderung, daß sie wenigstens diesen oder jenen Freund verabschieden sollte, lachte sie ihm ins Gesicht, ward aber gleich darauf wieder ernsthaft und erklärte ihm ein für allemal, daß sie ihm nicht das geringste Recht über ihre Person einräume: er sei für sie nicht mehr, als auch nur ein Mann. Hermann wollte auffahren (er kam sich während der ganzen Szene abscheulich erbärmlich vor), da umschlang sie ihn mit beiden Armen und küßte ihn von neuem, wie toll. Nachdem der Taumel vorüber, erzählte Marie unaufgefordert ihre Geschichte.

* 2 *

„Ich bin anständiger Leute Kind. Mein Vater ist Beamter in einer kleinen Stadt droben im Westfälischen. Meine Mutter lebt auch noch. Ich darf nicht mehr in meiner Eltern Haus kommen; ich käm' auch nicht, und wenn es sich um Leben und Seligkeit handelte. Was kann ich dafür, daß ich so geworden bin? Meine Mutter hat mich so geboren und niemand hat mich gefragt, ob ich so werden wolle. Das lag in mir; ich habe nichts dazu getan. Es ist ganz von selbst gekommen, ganz natürlich. Wer's nicht begreift, mag's nicht begreifen. Ich versteh' auch nichts davon.

Ich habe eine jüngere Schwester; die ist noch zu Hause. Mit der steht es aber auch schief; die wird ganz ebenso, die wird noch etwas ganz anderes als wie ich. Dann haben meine Eltern gar keine Kinder mehr und können mit grauen Haaren in die Grube fahren, wie in der Bibel steht.

Ich ließ mich schon gern küssen, als ich noch Kind war, namentlich von Männern, die Bärte hatten. Ich kletterte auf ihren Schoß und drückte sie so heftig an mich, daß sie sich meiner oft erwehren mußten. Sie lachten über mich und meinten: Die wird

einmal die Männer verdreht machen! Was das Ding für Augen hat.

Meine Mutter war eine sehr strenge Frau, ganz das, was man ehrbar nennt; eine akkuratere Frau habe ich mein Lebtag nicht gesehen. Vor ihren Augen mußte ich immer still tun. Das mocht' ich aber nicht, denn das liegt gar nicht in meiner Natur. Ich ließ mich daher lieber schelten und wohl auch schlagen, fand es aber sehr ungerecht, da ich bei meinem zärtlichen Tun gar kein böses Gewissen hatte. Wenn es schlecht gewesen wäre, so hätte ich mich doch gewiß geschämt und es heimlich getan. So etwas fühlt der Mensch! Mein Vater war bei der Polizei angestellt und hatte die liederlichen Dirnen unter sich. Es war ein strenger Dienst; er hatte heillosen Ärger mit den Weibern. Abends kam er oft ganz erschöpft nach Haus. Wenn er einmal dies und das zu erzählen anfing, schickte mich die Mutter hinaus. Ich stand draußen vor der Tür und horchte. Dann und wann hört' ich ein Wort und machte mir meine Gedanken darüber.

Meiner Mutter war ich nicht das liebste Kind und doch war ich ebenso gradaus und offenherzig wie sie selbst. Ganz toll trieb sie's mit meiner kleinen Schwester, hielt sie wie eine Zuckerpuppe, gab ihr immer heimlich zu naschen, putzte sie aus, daß ich daneben ganz ärmlich war. Die Alma war aber auch solch eine Schmeichelkatze! Dabei ein falsches, freches Geschöpf. Vor der Mutter durfte sie alles tun, was sie wollte. Der Vater war strenger mit ihr, da heuchelte sie denn; aber auch der Vater hatte sie lieber wie mich. Meine Schwester hatte mich nicht lieb; das hatten mich überhaupt nicht viele und Mädchen schon gar nicht. Mir machte das aber nichts! Die Knaben konnten mich desto besser leiden. Ich spielte nur mit Jungens. Greifen und Verstecken waren mir das Liebste. Ich ließ mich immer gern fangen und beim Verstecken verkroch ich mich mit einem in irgend einen recht heimlichen Winkel. Ich nahm mir immer den, der mir gefiel. Dann rückten wir dicht zusammen, ich hielt ihn fest und küßte ihn so lang als ich Atem hatte. Erst nachdem das Spiel aus war, kamen wir hervor. Es wollten sich immer alle mit mir verstecken, aber ich wollte es nur mit dem, der mir recht war. Das war übrigens bald dieser bald jener. Sie haben sich oft

um meinetwillen gezankt und geschlagen und mich schlug dann zu Hause die Mutter, wenn ich mit zerrissenen Kleidern und zerzausten Haaren heim kam. Als ich größer ward, durfte sie mich nicht mehr anrühren. Ich rannte nicht fort, sondern sagte ihr: Du, Mutter, ich laß mich nicht schlagen! Ich weiß selbst nicht, woher es kam, daß sie mich dann gewöhnlich nicht schlug, sondern mich nur einsperrte und hungern ließ. Das war mir einerlei!

Ich war zwölf Jahre alt, als ich merkte, weshalb es Männer und Frauen gab. Ich freute mich, daß ich ein Mädchen war; warum, wußte ich damals nicht; jetzt weiß ich's.

Mein Vater ließ mich in eine gute Schule gehen. Ich war aufmerksam, begriff leicht und brachte immer die besten Zeugnisse nach Hause. Geschichte war das Schönste, auch das, was ich am besten behielt. Ich dachte mir, wie das sein müsse, von so vielen Helden und Kriegern geküßt zu werden. Die Männer in der Bibel kamen mir alle sehr langweilig vor. Ich hielt sie sämtlich für steinalt und runzelig, immer betend und jammernd. Die frommen Jünglinge waren mir nicht minder unleidlich, weil ich mir gar nicht vorstellen konnte, wie sie ein Mädchen lieb hatten, in der Art wie ich mir das so dachte. Auch Geographie hatte ich gern. Ich machte auf meiner Landkarte weite Reisen nach Asien und Afrika, und suchte mir unter den Schwarzen und Wilden meine Liebhaber aus. Da in der Bürgerschule Mädchen und Knaben zusammen saßen, so trieb ich's hier natürlich, wie ich's als Kind getrieben hatte. Erst ein Jahr vor der Konfirmation wurden wir von den Knaben getrennt.

Da kam ich zu einem Lehrer, bei dem ich immer faul war. Es war ein starker Mann, das ganze Gesicht voller Sommersprossen, mit einem mächtigen roten Bart. Obgleich wir schon große Mädchen waren, pflegte er die Faulen zu züchtigen; das heißt, er pätschelte uns mit seiner breiten, warmen, feuchten Hand am Leibe herum. Ich war faul, damit er mich strafte, was er sehr gern tat. Er zog mich dabei fast auf seine Knie; auch sein Gesicht brachte er dicht an das meine und atmete mich heiß an. Ich wußte, daß er mich gern geküßt haben würde. Gewöhnlich sah er mich starr an und bewegte dabei die Lippen. In keinen Lehrer waren sämtliche Schülerinnen so verliebt, wie in diesen.

Mich haßten alle, trotzdem ich selten von dem Manne gelobt wurde und oft nachsitzen mußte, wo er dann in der Klasse blieb.

Ich war auch damals gar nicht eitel und mochte mich selbst des Sonntags nicht besser anziehen. Schöne Kleider, hübsche Hüte, bunte Bänder waren mir ganz gleichgültige Dinge, ein graues oder gar schwarzes Gewand hatte ich am liebsten. Auch trug ich mein Haar nie anders, als gezopft. Darin war meine Schwester ganz anders. Ich möchte wissen, was die für eine blanke Kette oder Seidenschleife nicht täte; die gäbe Leib und Seele dahin. Was ich aus Natur tue, wird die einmal für Geld tun. Das ist abscheulich! Mir ward sie immer als Muster vorgestellt und war doch ganz anders, als meine Mutter war und als diese wünschen konnte, daß ihre Töchter werden sollten. Das sind so Sachen! Wenn meine Schwester einmal schlecht wird, dann wird meine Mutter verwünschen, daß sie uns beide geboren hat und für den Vater kann der Sarg beim Schreiner bestellt werden. Wenn man darüber nachdenkt, könnten einen die beiden alten Leute jammern; aber man muß nicht über alles nachdenken.

Am Tage meiner Einsegnung tat ich zum erstenmal, was sie alle solch eine große Sünde nennen und eine Schande obendrein. Ich weiß heut noch nicht, wie das eigentlich so gekommen ist; es muß wohl so bestimmt gewesen sein. — — Wir gingen alle aufs Land hinaus: die Eltern, die Schwester, einige Freundinnen von der und ein paar Nachbarssöhne. Mein Lehrer, der Rote, war auch eingeladen worden. Es war grade Frühling. Bei uns tragen die Mädchen weiße Kleider zur Einsegnung und Blumenkränze auf den Köpfen. Da war ich denn auch einmal geputzt und geschmückt, ordentlich wie eine Braut. Wir kehrten in einem Wirtshaus ein; es wurde gegessen und getrunken, sogar Wein! Nach dem Essen gingen wir in den Wald; und, obgleich wir den Eltern hatten versprechen müssen, nur darin spazieren zu gehen, machte der Rote den Vorschlag, Pfänderspiele zu spielen. Uns war's recht! Hatte uns der warme Tag heiß gemacht, so machten Lust und Spiel uns noch heißer. Viele Pfänder wurden mit Küssen ausgelöst, wie das bei uns so der Brauch ist. Der Rote hatte die Pfänder gesammelt und einmal sollt' ich ihn küssen. Ich tat, als ob ich nicht wollte, lief fort und er natürlich mir nach.

Die anderen blieben lachend zurück. In einem dichten Gebüsch fing er mich — da gab er mir den ersten Unterricht; nun, ich lernte schnell. Am Abend, beim Heimwege, wußten wir es so einzurichten, daß wir von den anderen loskamen. Da geschah's denn.

Nun wußt ich plötzlich, wozu ich auf der Welt war, was eigentlich das Leben sei. Fortan gab es für mich nichts anderes auf der Welt, als der Gegensatz von Mann und Frau, und daß ein Mann für sich und eine Frau für sich nur halbe Menschen sind. Alle Männer sah ich mir darauf hin an und dachte, daß alle Mädchen ebenso fühlten wie ich. Ich hielt die meisten für ausbündige Heuchlerinnen und verachtete sie gründlich. Die ersten heftigen Auftritte zwischen den Eltern und mir fanden statt, wenn ich jetzt solche Personen in Schutz nahm, die sie liederlich und gefallen schalten. Freilich, die Frauenzimmer, mit denen der Vater zu tun hatte, fand ich auch gemein.

Mit dem Lehrer trieb ich's fort. Daß wir's heimlich tun mußten, konnt' ich nicht ausstehen. Er wußte mir's jedoch beizubringen, hatte überhaupt große Gewalt über mich; ich tat alles, wenn ich nur bei ihm sein konnte. Wir fanden Gelegenheit genug; ich konnte ihn sogar in meine Kammer einlassen. Wir genossen, was man eben genießen kann, wenn zwei junge Leiber unter einer Decke beieinander liegen. Da, auf einmal, ward er mir widerwärtig, ganz abscheulich! Er durfte mich nicht mehr anrühren und gebärdete sich darüber wie toll. Das war jedoch nicht zu ändern, überdies gefiel mir ein anderer. Er stand bei den Husaren, von denen ein Regiment in der Stadt in Garnison lag, war schlank wie ein Mädchen. Dabei stark wie ein Löwe. Daß er „bildhübsch" war und aussah wie ein echter Kriegsheld, mochte anderen die Köpfe berücken, ebenso war mir ganz gleich an ihm, was er Buntes am Leibe hatte. Aber wie ihm das fest und stramm saß! Wie er ging und auftrat, den Schnurrbart zwirbelte! Zuerst mochte er mich gar nicht leiden, sondern war in meine Schwester vergafft, mit der er es sogar ehrlich meinte. Als das die Eltern erkannten, erlaubten sie ihm, uns zu besuchen. So kam er denn viel ins Haus. Einmal lauerte ich ihm abends im Flur auf. Er glaubte, es sei meine Schwester, umschlang mich, wagte aber nicht, mir einen Kuß zu geben. Da küßte ich ihn.

Wohl eine Viertelstunde blieben wir im Dunklen beisammen. Von der Stund' an hat er meine Schwester nicht mehr angesehen.

Er wollte mich heiraten, der Dummkopf. Ich hatte aber gar keine Lust dazu, selbst nicht, als ich mich von ihm schwanger fühlte. Da kam es denn heraus. Die Eltern hatten großen Kummer und viele Not mit mir; ich konnte ihnen jedoch nicht helfen! Auch zum Mann konnte ich ihn nicht nehmen, selbst nicht, wenn ich gewollt. Auch hätte ich nicht für mich einstehen können, daß mir nicht bald ein anderer besser gefallen würde. Er hatte mich lieb, wie ein Unsinniger, der arme närrische Kerl! — — Das Kind wurde geboren und starb. Ich hatte schlimme Tage zu Haus; mein Schatz zog fort in den schleswigschen Krieg, aus dem er nicht wieder zurückgekommen ist. Ich gehörte bald einem Dritten. Weil ich meinen Eltern nicht die Schande antun wollte, daß mein eigener Vater mich hätte unter polizeilicher Aufsicht halten müssen, obgleich ich's gar nicht gewerbmäßig trieb, lief ich von Hause fort und kam hierher.

Das war vor einem halben Jahr.

Anständige Mädchen sprechen nicht mit mir, ich soll ein gemeines Mensch sein. Es ist eben meine Natur und gegen seine Natur kann der Mensch nichts. Ich nehme selbst in der Not kein Geld, das wäre gemein! Nur wer mir gefällt, bekommt mich; aber ich kann nicht ohne das leben, ich bin sonst nur ein halber Mensch. Wo ich Arbeit bekommen kann, da arbeite ich. Aber ich finde nicht immer Arbeit; dann hungere ich eben. Einen vornehmen Liebhaber hab' ich noch nicht gehabt. Ich kann die Vornehmen nicht leiden. Sie sind nicht von unserer Art. Junge Handwerker sind mir am liebsten; mit denen kann man doch ein Wort reden. Treu brauchen sie mir nicht zu sein, ich bin es ihnen auch nicht. Ich verstehe gar nicht, wie man das, was man treu nennt, sein kann. — — So bin ich, nun kennst du mich und jetzt will ich gehen!"

Als sie ging, wandte er den Kopf nach der Wand; sie kümmerte sich nicht mehr um ihn. Hermann verfiel in einen dumpfen Schlaf; da er erwachte, mußte er sich auf Marie besinnen, wie auf einen Traum. Daß es jedoch wahr gewesen, daran erinnerte ihn seine schmerzende Lippe, aus der sie ihm, wie ein Vampyr,

das Blut gesaugt hatte. Er stand auf und kam viel zu spät in sein Geschäft, was noch nie geschehen. Bei seiner Arbeit war er den Tag über langsam, müde, beinah' verdrossen. Wenn er sonst derartige Nächte verlebt, pflegte es ganz anders zu sein: er hatte sich dann im Vollgefühl seiner männlichen Kraft befunden, ein Kerl, der es mit der halben Welt aufgenommen. Die blasse Hexe hatte es ihm angetan.

Von Nachmittag an erwartete er sie. Er begab sich auf sein Zimmer und saß dort, bis es finster geworden. Auch dann ging er noch nicht. Er war wild, daß solch ein Geschöpf, welches er doch im Grunde seiner Seele verachtete, ihn so erregen konnte. Wenn sie noch schön gewesen wäre und keine Dirne, von der Gasse aufgenommen.

Die verfluchte Einbildungskraft! Er ward das Gefühl nicht los, wie sie sich um seine Glieder ringelte; er fühlte sich immer von ihr geküßt. Zuletzt hielt er es nicht länger aus. Er ging in den Verein, trank, schwatzte, bramarbasierte, brach die Gelegenheit zu einem Streit vom Zaun, hätte am liebsten drauflos geschlagen; setzte plötzlich seinen Hut auf, stürzte fort, nach Hause, wo sie, wie er meinte, gewiß auf ihn wartete. Aber sie wartete nicht. Er fluchte und suchte sie jetzt auf der Straße.

Es war dumm von ihm gewesen, daß er sich ihre Wohnung nicht hatte sagen lassen; daran hatte er gar nicht gedacht. Aber sie würde gewiß zu finden sein: er kannte die Orte, wo man ihresgleichen zu suchen hatte. Dort stellte er sich an den Ecken auf, ließ sie an sich vorüberpassieren und wartete auf Marie. Seltsam! Diese aufgeputzten, bemalten Geschöpfe flößten ihm auf einmal ein ganz neues Gefühl ein: tiefsten Widerwillen! — Daß man solche Weiber verachtete, war ja selbstverständlich, daß sie einen aber geradezu anekeln konnten, war ihm bis dahin, selbst nach dem Genusse, eine fremde Empfindung geblieben. Ward er angesprochen, so machte ihn das ganz wütend. Eine Bekannte, die sich ihm ohne weiteres an den Arm hängen wollte, schüttelte er von sich ab, wie ein widerwärtiges Insekt. Als das Weib in Geschimpf ausbrach und mit ihrem ritterlichen Freund drohte, hatte Hermann große Lust, diesem Adonis seine Meinung möglichst deutlich und nachdrücklich ins Gesicht zu sagen. Natürlich

kam der Herr nicht. Aber auch die kleine, schlanke Gestalt in dem dunklen Orleanskleid erblickte er nirgends, so sehr er danach ausspähte. Wer mochte sie in den Armen halten?! — Er stampfte mit den Füßen und knirschte mit den Zähnen, wie er das dachte. Als es Mitternacht schlug, machte er sich nach einem jener Lokale auf, wo Matrosen und kleine Handwerker mit den Freuden Lukulls zugleich die der Venus für ein billiges genießen konnten.

Hermann drängte sich durch das Gewühl. Qualm schlechten Tabaks hüllte den Saal beinah in Gewölk ein; trübe erhellten die Gasflammen diesen Olymp. Jedoch warum sollten auch hier nicht Götter sein?! — — Der Geruch von Bier, gebratenen Zwiebeln und ranzigem Fett war freilich nicht gerade der Duft von Ambrosia und Nektar: die Schar kredenzender Heben und Ganymeds war der Götter und Göttinnen dieses Elysiums würdig. Gassenschmutz war der Fußboden des Tanzsaals, Gassenschmutz beschmierte die Kleider der Gäste, nach Gassenschmutz klang die Musik, klang, was in den Pausen von Chansonettensängerinnen letzten Grades, gegen welche ein Mädchen wie Marie eine Venus Anadyomene war, unter dem Gejohl des Publikums vorgetragen wurde. Sich in solchem Kloakeninhalt zu baden, hatten sie sich hier zusammengefunden: dem lieben Vieh war wohl dabei!

Was müßte das sein, was hier gesucht ward? Auch Gassenschmutz! Wehe dem, der hier fand.

Sei es gleich gesagt: Hermann fand nicht. Selbst dieser Mann hatte die dumpfe Empfindung, daß er, wenn er gefunden hätte, Gassenschmutz mit nach Hause genommen haben würde; und er war denn doch ein Mensch, der auf Reinlichkeit hielt. Eine halbe Stunde blieb er, dann eilte er nach Hause, wo sie auch jetzt nicht war. Er verbrachte eine schlechte Nacht. — — Erst nach drei Tagen sah er sie wieder; sie kam von selbst zu ihm.

* 3 *

Hermann fuhr sie heftig an: wo sie so lange geblieben sei? Sie erwiderte nur mit den Augen, setzte sich aufs Fensterbrett und lehnte den Kopf ans Holz.

„Hast du wieder Hunger?“ frug er, ohne zu bemerken, wie müde und ermattet sie aussah.

„Ich bin nicht gekommen, um mir von dir Essen geben zu lassen."

„Warum denn?"

„Weil ich dich gut leiden mag."

„Wie vielen hast du das schon gesagt?"

„Zu keinem; das weißt du und ich lüge nie. Es ist übrigens ganz gleich. Du gefällst mir eben mehr wie die andern. Das ist alles! Ich wollte, daß ich dich nicht kennen gelernt hätte."

„Das ist ja Unsinn! Wir zwei passen zusammen. Aber ich will nicht, daß du dem ersten besten gehörst."

„Du hast nichts zu wollen. Ich bin mein eigener Herr. Wenn du denkst, daß du über mich befehlen kannst, geh' ich gleich wieder. Sieh mich immerhin wütend an; es hilft dir nichts."

Sie machte solche kühle und dabei entschlossene Miene, warf ihren Kopf so trotzig auf, daß Hermann einsah, er könne auf solche Art nichts bei ihr erreichen. Ohne ihr zu sagen, daß er sie in der ganzen Zeit stündlich erwartet, jeden Abend und jede Nacht gesucht hatte, fragte er sie, was sie getan hätte.

„Ich habe Arbeit gesucht. Es muß mir aber auf der Stirne geschrieben stehen, was ich für eine bin; da schickten mich denn alle fort. Bitten und betteln kann ich nicht. Sie mögen mich verachten, so sehr sie wollen, das kümmert mich nicht. Sie stecken nicht in meiner Haut und wissen nicht, wie mir ist. Ich kenne manches anständige Mädchen, das vor mir ausspuckt, aber im Herzen beneidet es mich und möchte auch so sein, wenn sie es nur heimlich könnte. Es geht eben schnurrig zu in der Welt. Man kann es schon satt bekommen, wenn nur das eine nicht wäre. Deshalb lebt man ja."

„Hast du deine Freunde bei dir gehabt?"

„Wenn du den Eifersüchtigen spielst, so geh' ich. Ich kann bei mir haben, wen ich mag. Wer bist du denn, daß du mir befehlen willst? Ich lasse mich von keinem anrühren, der mir nicht recht ist. — — Laß mich!"

Hermann hatte es nicht länger ausgehalten und sie an sich gerissen. Sie entwand sich ihm. Als sie frei dastand, warf sie sich ihm von selbst an den Hals.

Später wiederholte sich das alte Spiel. Als er es noch einmal

versuchte, sie mit Bitten, Lockungen, Drohungen und Vorstellungen zu bestimmen, ihm allein anzugehören, antwortete sie ihm, indem sie sich ihre gelösten braunen Flechten aufsteckte.

„Was willst du? Ich habe lieber manchmal Hunger und bin mein eigener Herr, als mich von dir füttern zu lassen und dich zum Herrn zu haben. Denkst du, daß ich mir etwas daraus mache, in einer Dachkammer zu wohnen und schlechte Kleider zu tragen? Mit deiner hübschen Stube, die du mir geben willst, und deinen schönen Kleidern machst du mich auch nicht besser. Im Gegenteil! Dann bin ich ganz dasselbe, was die anderen sind, und das sind abscheuliche Weiber. — — Und ich sollte dir dann wohl gar treu sein, wie man es nennt. Das kann ich nicht! Das ist gegen meine Natur und gegen seine Natur kann der Mensch nicht handeln. So viel habe ich auch begriffen. Zuweilen überkommt's mich — ich weiß selbst nicht wie. Dann nehme ich mir vor, es zu lassen. Es heißt ja, daß Tugend eine schöne Sache sei. Das will ich auch gern glauben. Aber bei mir geht es einfach nicht; ich muß schon bleiben, was ich bin, meinetwegen schlecht und nichtswürdig. — — Starr mich nur an. Ich mache mir auch meine Gedanken darüber; manchmal schwirrt mir der Kopf davon. Es ist ganz kurios, was der Mensch alles denken kann. — — Nein, zwischen uns zwei muß es bleiben, wie es ist. So lange, wie wir Gefallen aneinander finden, so lange ist es gut, und nachher ist es auch gut. Du mußt immer daran denken, was ich bin. Du findest genug, die dein Geld nehmen, soviel wie du ihnen gibst. Was kann dir an mir gelegen sein; ich bin nicht einmal hübsch. Für dein Geld kaufst du die größte Schönheit ganz für dich allein. — — Wie? Was sagst du?"

„Ich will dich ganz allein."

„Heute und morgen. Das mußt du dir aus dem Kopf schlagen. Meinetwegen nimm dir, wen du willst und so viele du willst. Deine Natur wird auch nicht anders sein, wie die meine. Das sieht man dir an; ich wußte es, als du vor mir standest und das erste Wort sprachst. So etwas merkt man gleich. Wie sollten wir für einander passen! Ja, für ein paar Nächte. Ich habe dir freilich meine Geschichte erzählt und allerlei vorgeschwatzt, was ich bis dahin noch nie getan habe. Ich weiß nicht, wie es gekommen

ist. Wenn man sich so vieles zusammendenkt, muß man einmal heraus damit. Ich habe mich von manchem küssen lassen, aber man hat nicht für jeden sein Herz auf den Lippen. So wie mit dir, ist es mir noch niemals ergangen. — — Also du bist ein wohlhabender Mann. Nun, das freut mich. Drum solltest du dir bald eine Frau nehmen. Aber das ist auch solche Sache. Mit seiner Frau kann man nicht so umgehen, wie mit unsereinem. Seiner Frau muß ein Mann treu sein. Das ist etwas Ehrfurchtsvolles; ich kann nicht sagen, was ich meine. Ich könnte nie heiraten, unmöglich! Nein, du mußt es dir zehnmal bedenken, ehe du dir eine Frau nimmst, so, wie du nun einmal bist. Und jetzt will ich gehen."

„Wir wollen zusammen zum Abendessen und dann bringe ich dich in deine Wohnung. Was du übrigens für ein wunderliches Geschöpf bist! So eine wie dich, sah ich noch nie. Es ist eben jammerschade um dich!"

„Warum? Ich will es nicht anders. Ich habe gerade das, was ich gewollt habe, hatte es mir auch gar nicht anders gedacht. Wäre es anders gekommen, hätte ich zum Beispiel meinen Husaren geheiratet, so wäre ich jetzt wahrscheinlich ein schlechtes Weib und müßte mir selbst schändlich vorkommen. Nein, so wie es ist, ist es viel besser."

„Willst du also mitgehen?"

„Meinetwegen. Traktieren brauchst du mich nicht. Einfach satteßen, damit ist es genug."

Sie gingen. Unterwegs ward sie ganz lustig; einige Male lachte sie laut auf. Mit ganz sonderbaren Empfindungen schritt er neben ihr. Wäre sie nicht gewesen, was sie war, so hätte er sich eingestehen müssen, daß er in sie verliebt sei. Er gestand sich nichts ein. Nur, daß er immer von neuem darüber grübelte, wie man mit solchem Körperchen und solchem Gesichtchen so wild machen und das selber sein könne. Wenn er dachte, was er von ihr eigentlich wollte, so lautete die Antwort sehr einfach! — — Sie speisten in einem kleinen Restaurant. Hermann bestellte verschiedene Gerichte; Marie jedoch aß nur von einem. Sie wollte auch keinen Wein. Er hatte wieder großes Vergnügen, sie so herzhaft essen zu sehen und schaute ihr fortwährend auf den

kleinen Mund, wie hinter den roten Lippen die Zähne hervorblinkten, und diese zubissen. Sie nahm sich diesmal mit, was von den Speisen übrig blieb. Hermann tat, als ob er nicht satt werden konnte und bestellte noch einige Portionen.

Wieder auf der Straße setzte sie es durch, daß sie allein nach Hause ging. Er versuchte, ihr zu folgen; aber sie entkam ihm.

* 4 *

Alles blieb beim alten. So viel Hermann auch bei Marien genoß, so war es ihm noch immer nicht genug. Es war unglaublich, in welch einen Zustand ihn dieses leidenschaftliche Mädchen versetzte, und das, wie nicht verschwiegen werden kann, lediglich durch ihre unergründliche Sinnlichkeit. Hermann vernachlässigte sein Handwerk, seine Person, seine sozialen Interessen. Er lebte nur noch für das eine. Seine Freunde hielten ihn für krank; er war es wohl auch. Zuletzt konnte sein Verhältnis nicht mehr verborgen bleiben: Marie ward oft bei ihm gesehen, die Lehrlinge schwaßten, seine Aufwärterin, welche die „Schandwirtschaft" nicht länger aushielt, kündigte ihm; so kam es unter die Leute. Er kümmerte sich nicht im mindesten darum, und es wäre keinem zu raten gewesen, eine Silbe gegen das Mädchen zu äußern. Der eine und andere kannten Marie. Einmal bei einem Zechgelage ward Hermann aufgezogen, daß er mit vielen teilen müsse. Wie ein Rasender stürzte er sich auf den Mann, der sich rühmte — und das in möglichst realistischer Weise — sein Partner zu sein. Wenn man die Ringenden nicht endlich auseinander gerissen, hätte Hermann den Burschen erwürgt. Seit diesem Vorfall belustigte man sich mit aller Vorsicht nur im stillen über die verrückte Leidenschaft des Mannes und ließ ihn achselzuckend seiner Wege gehen. Bereits damals verlor er, weil er schlechte Arbeiten lieferte und niemals mit der Zeit Wort hielt, einige seiner besten Kunden. Auch das änderte nichts.

Einmal machte er übrigens den schwachen Versuch, sich zu retten, mehr jedoch aus Trotz, als aus einem moralischen Grund. Dieser Rettungsversuch bestand darin, daß er eine andere zu sich ins Haus nahm und öffentlich mit ihr lebte. Marie blieb jetzt

natürlich aus, nachdem sie ihm ganz gelassen gesagt hatte, daß er ganz recht täte. Nach einer Woche war die Person bereits fortgeschickt, und er lauerte Marien Tag und Nacht auf der Straße auf. Dieses seltsame Mädchen hatte ihm nämlich beharrlich ihre Wohnung verschwiegen: sie wolle eben „frei" sein. Hermann suchte sie vergebens, und da sie sich auch nie wieder bei ihm sehen ließ, kam zu seiner Aufregung eine große Unruhe. Er erkundigte sich schließlich bei den anderen Dirnen nach ihr. Diese kannten sie alle, spotteten teils über sie oder haßten sie sogar; wo sie wohne, wußte keine. In Hermanns Gedanken war Marie, trotzdem er alle Qualen der Eifersucht litt, unmerklich zu einem durchaus anständigen Mädchen geworden; es fiel ihm nicht mehr ein, sie zu verachten. Es kam ihm vor, als wenn er ohne sie gar nicht zu leben vermöchte. Dabei war ihm bei ihr das, was man Seele zu nennen pflegt, höchst gleichgültig; ihm kam es nur auf ihren Körper an und was ihm dieser an Entzückungen gewährte. Jede andere flößte ihm den Ekel ein, den er bei Marien hätte fühlen — sollen. So schien er denn rettungslos den bösen Mächten seiner Sinnlichkeit verfallen zu sein. Niemand bedauerte ihn.

Wenn er an Marien dachte — sie sich sinnlich vorstellte — mußte er in seiner dumpfen Art viel darüber nachgrübeln, daß sie bei ihren letzten Besuchen wilder wie je, und ermatteter wie je, gewesen sei. Einmal, in einer leidenschaftlichen Stunde, hatte sie ihm gestanden, daß es ihr mit ihm ebenso ginge: auch sie könne nicht fort von ihm. Dennoch wollte das wunderliche Geschöpf von keinem festen Liebesverhältnis hören und zeigte über sein Drohen, sie über anderen zu vergessen, nicht die mindeste Aufregung, im Gegenteil! Das Wort „Liebe" wurde von keinem der beiden in den Mund genommen. Sie kannten einander und sich selbst viel zu genau, und Phrasen machten sie nicht. — — Was mochte Marie in der letzten Zeit gehabt haben, was konnte ihr zugestoßen sein? Hermann dachte bereits daran, sich an die Polizei zu wenden, als er plötzlich Nachricht von ihr erhalten sollte.

Eines Abends fand er in seinem Hause ein altes Weib auf ihn warten. Mit widerlicher Stimme redete sie ihn an, um sofort, nachdem sie sich versichert, daß es derjenige sei, den sie

suchte, in ein lautes Geheul auszubrechen. Hermann gab ihr einige Kupferstücke, die sie ohne Dank gierig nahm, aber mit ihrem Gewinsel fortfuhr. Als Hermann sie anfuhr, daß sie sich scheren solle, sagte sie ihm: sie käme von der Marie, worauf Hermann sie am Arm faßte, ins Haus hineinzog und, nachdem er erfahren, daß Marie nicht tot sei, auf sein Zimmer brachte.

Er zündete Licht an und sah nun, wie widerwärtig das Weib war: der Typus einer welken Kupplerin, unverlöschlich mit den Spuren ihres früheren Gewerbes gezeichnet. Übrigens war sie sauber gekleidet. Sie hockte sich schluchzend, keuchend und feixend auf einen Stuhl und redete nicht eher, als bis Hermann ihr etwas „Stärkendes" gegeben hatte. Dann berichtete sie, wobei sie, infolge des allzukräftigen Mittels, alle Augenblicke von einem krampfartigen Hustenanfall unterbrochen wurde.

„Nein, tot ist sie noch nicht; aber sterben wird sie ja wohl. Ist das ein dummes Ding! Könnt' in seidenen Kleidern gehen und verhungert. — Und wir verhungern mit. Warum hat sie mich nicht ins Spittel gehen lassen und das Kind ins Findelhaus gesteckt, wenn sie's so mit uns treiben will. Aber reden hilft da nichts; die hat ihren Kopf für sich. Wozu ist sie's denn geworden, wenn sie nicht damit verdienen will. Ist mir so etwas im Leben vorgekommen?! Hätt' ich's nur eher gewußt, daß Sie ihr Liebhaber sind! Kein Sterbenswörtchen hat sie mir davon gesagt; als ob ich nicht wüßte, wie toll die's treibt! Mir ist's recht, wenn sie nur Geld nähm'! Solch schönes Gewerb zu haben und keinen Pfennig Einkommen. Jetzt liegt sie da — das hat sie davon! Aber jetzt kommen Sie nur schnell mit. Wir müssen einen Arzt haben und Essen für uns und für sie. Nicht eine Brotkruste ist im Haus. Sie scheinen ein galanter Herr zu sein. (Hermann hatte ihr einen Geldschein gegeben.) Und höllisch verliebt. Ich sag's ja: Solche Dummheit lebt nicht mehr. Noch ein Gläschen, wenn ich bitten darf. Ich hab' es um die Marie verdient, das können Sie mir glauben. Also kommen Sie. — — Sachte! Sachte! So rasch kann ich nicht."

Hermann war bereits die Treppe hinuntergestürzt, scheltend keuchte die Alte nach. Er mußte unten auf sie warten, da er ja noch immer nicht wußte, wo Marie wohnte. Sie sagte ihm

Straße und Nummer; dann, nachdem er sie beauftragt, alles Nötige einzukaufen, eilte er fort, zuerst nach einem Arzt. Er traf nicht gleich einen zu Hause, so daß einige Zeit verstrich, bis er jemand gefunden, der ihm versprach, sofort zu kommen. Hermann gab dem Herrn die Adresse, da er sich nicht gedulden konnte, auf sein Mitkommen zu warten.

Mariens Wohnung lag in der äußersten Vorstadt, in einer der ärmlichsten Gassen, in einem der trostlosesten Häuser, über einen gruftähnlichen Hof eine steile Treppe hinauf. Er fand sie in einem beinahe leeren Zimmer, auf einem Strohsack am Boden liegend, mit einer elenden Decke und ihren Kleidern zugedeckt. Der Stumpf eines Talglichts, in eine Flasche gesteckt, brannte. Sie fieberte heftig und erkannte ihn nicht. Im Delirium hatte sie ihr Haar wie eine Schlinge um den Hals geschlungen, an der sie fortwährend zerrte. Als Hermann sie daran hindern wollte, schrie sie gräßlich auf.

Die Türe war unverschlossen gewesen und niemand bei der Kranken, wie ein etwa dreijähriges Kind, ein Mädchen, das gespenstisch bleich und abgemagert in einem Winkel kauerte und zu weinen anfing, als Hermann es anredete. Er hielt es natürlich für Mariens Kind, von dem er glaubte — sie hatte es ihm gesagt —, daß es tot sei. In ihrer Wohnung begriff er, warum sie ihm dieselbe so hartnäckig verschwiegen hatte. Daß sie so arm sei, hätte er nicht gedacht. Wie war das möglich? Sie arbeitete ja doch; allerdings für drei, wie es schien, und das nur als Nebenberuf. Ihr eigentliches Handwerk, das sie aus Leidenschaft betrieb, brachte ihr nichts ein. In ihrer Art war auch Marie eine Idealistin.

Auf den Arzt und die Rückkehr des alten Weibes wartend (ihr Lager befand sich gleichfalls im Zimmer, besser und wärmer, als das andere), saß Hermann auf einem Stuhl neben Marie, hörte auf ihre Fieberphantasien, starrte in ihr totenblasses Gesicht, auf ihre ruhelosen Hände, die immerzu nach dem Halse zuckten. Das Kind kam zu ihm gekrochen. Er nahm es auf seinen Schoß und versprach ihm flüsternd, daß es bald zu essen bekommen würde, „so viel es wollte".

Das Licht war aufgebrannt, flackerte noch eine Weile und ver-

löschte. Das Kind war in totenhafte Erschlaffung gesunken, Marie röchelte wie eine Sterbende. Endlich kam der Arzt.

Er konstatierte die Lebensgefahr der Erkrankten, typhöses Fieber, durch ungeheure sinnliche Aufregung und Mangel verursacht; auch das Kind war dem Tode nahe. Beide wurden noch in derselben Nacht ins Spital geschafft; das alte Weib war mit dem Gelde davongelaufen.

* 5 *

Nach vielen Tagen, ja Wochen höchster Gefahr kam die Krisis; dann der Augenblick der ersten Hoffnung. Hermann befand sich während dieser ganzen Zeit in einem Zustand von Furcht und Zweifel, als ob Marie seine Verlobte wäre, nie von ihm oder einem anderen berührt. Ob Dirne oder Jungfrau — da es sich um Leben oder Sterben handelte, vergaß er den Unterschied. Die Nähe der Auflösung gab dieser Unreuigen etwas von der Reinheit und Weihe zurück, die sie seit ihren Kinderjahren nicht mehr besessen. Natürlich ward der Mann sich nicht klar über diese Empfindung, ebensowenig, wie er sich über den Wechsel seiner Anschauungsweise Rechenschaft gab. Er wußte es wahrscheinlich selbst kaum, oder nur dumpf und dunkel. — Ihm war es genug, daß er um Marie litt, um sich plötzlich mit ihr in einem ganz neuen Zusammenhang zu fühlen.

Es währte noch eine ganze Woche, bis Hermann sie sehen durfte.

Sie lag mit vielen anderen Schwerkranken in einem langen Saal. Eine Wärterin saß bei ihr. Hermann hätte sie nicht wiedererkannt, so furchtbar hatte die Krankheit sie verändert. Das weiße, peinlich saubere Bettuch bedeckte sie bis zum Hals; sie hatte eine weißlinnene Nachthaube auf — das war alles so jungfräulich! Ihre Hände, schmal und zart wie Kinderhände, lagen steif ausgestreckt auf der Decke. Und dieses blasse, abgezehrte Gesicht! Hermann, dieses Stück fast roher Naturkraft, hätte weinen mögen. Mit diesem Gesicht hätte sie gut in ein Kloster gepaßt oder auch in einen Sarg. Sie brauchte nur die Augen zu schließen, um für eine Gestorbene zu gelten. Aber sie hatte die Augen weit

offen, und mit diesen weit offenen, wie in dem blassen Gesicht begrabenen, eingehöhlten Augen sah sie ihn unverwandt an. Die Wärterin entfernte sich und Hermann setzte sich neben sie, und zwar auf eine Bewegung von ihr hin so, daß sie ihn voll ansehen konnte. Er sagte irgend etwas, was sie nicht zu verstehen schien, vielleicht, weil er so leise gesprochen. Dann mußte er sich abwenden, weil er ihren starren, glanzlosen, totenhaften Blick nicht zu ertragen vermochte. Sie rief ihn — auch ihre Stimme war anders geworden.

Unwillkürlich beugte er sich über sie. Marie sagte: „Ich hätte nicht geglaubt, daß mich ein Mensch lieb haben könnte; es ist das so wunderlich! Du hast mich lieb, ich weiß alles. Ich weiß jetzt vieles. Hab' ich nicht immer gesagt, daß es kurios in der Welt zugeht? Ich bin nicht gestorben — ist das nicht kurios?! — — Weißt du, daß es mir ganz recht gewesen wäre. Ich war so müde! Zuletzt bekommt man es doch satt, immer nur für das eine zu leben. Es ist vielleicht doch nicht das Rechte, wenn es auch das Natürliche ist. — — Da lag ich und vermeinte zu sterben und fühlte, wie es über mich gekrochen kam, kalt und schwer. Ich konnte mich nicht regen, wollte auch nicht, und freute mich darauf. Es war mir, als ob sie schon den Deckel über mich zumachten und mich hinunterließen. Aber ich konnte noch alles sehen. Ich sah dich. Du saßest da und obgleich es ganz dunkel war, sah ich dein Gesicht und auf einmal wußt' ich, daß du mich lieb hättest — der einzige Mensch auf der Welt! Aber sterben wollte ich doch, nun grade! Nur hätte ich mich gern noch einmal von dir küssen lassen; du weißt schon, wie. Eigentlich war es doch recht schön! — — Kannst du das glauben: als ich vermeinte zu sterben, mußte ich plötzlich denken; wahrhaftig! Weißt du woran? — Wenn du jetzt nicht da lägest und stürbest, so müßtest du selbst ein End' damit machen. Und nun liege ich da und lebe. Was soll ich nun mit meinem Leben anfangen? Denn so, wie es gewesen ist, kann es nicht wieder werden; bin ich doch seitdem gestorben und habe ich doch seitdem darüber nachdenken müssen. Und ich bin noch immer so schrecklich jung. Es ist alles recht schlimm, weit schlimmer wie früher. — — Was sagst du?"

„Werde nur erst wieder gesund."

„Das werde ich nie wieder werden."

„Unsinn!"

„Das werde ich nie wieder werden. — — Ich weiß jetzt, was der Mensch denken kann."

„Das gibt sich alles."

„Ich denke auch nur, wenn ich krank bin. Frag den Doktor: denken ist krankhaft. Der Mensch ist dazu da, um etwas zu tun. — Warum siehst du mich so an?"

„Kehr dich nicht daran; das tu' ich nur so."

Sie schwieg, schloß die Augen, lag regungslos. Plötzlich sagte sie: „Du hattest das Kind auf dem Arm und sahst mit dem Kinde so einsam aus. Du tatest mir leid."

Sie schlug die Augen wieder auf. Hermann, um sie über das Kind zu beruhigen, erwiderte: „Dein Kind ist gut versorgt."

„Freilich; es ist ja tot."

„Nicht doch! Ich habe es bei guten Menschen untergebracht. Wenn du stärker bist, kannst du es sehen."

Marie mußte sich erst lange besinnen, was Hermann meinte; dann erklärte sie: „Das Kind, das du auf dem Schoß gehabt hast, ist nicht mein Kind. Mein Kind ist tot. Ich fand das Mädchen in einer Nacht auf der Gasse; seine Mutter hatte es stehen lassen. (Wie man das nur kann?) Da nahm ich es natürlich mit mir. Ich wollte dafür sorgen und es rechtlich aufziehen, damit es keine solche werden sollte. Das arme Wurm hat es schlecht genug bei mir gehabt. Wenn du es bei rechtschaffenen Menschen untergebracht hast, so mag es dort bleiben und brav werden. Ich will es nicht wiedersehen."

Hermann erkundigte sich nun auch nach der Alten.

„Wer die war? Frage lieber, was die einmal gewesen ist. Zu der kam ich ebenso, wie ich zu dem Kinde gekommen bin. Sie lag betrunken auf der Straße, war dabei halb verhungert. Ich kam gerade dazu, wie sie eingesteckt werden sollte. Da sagte ich, es sei meine Mutter und nahm sie mit mir und sie blieb bei mir. Sie hat mir nicht gerade den besten Tag gemacht; aber ich dachte immer: sei du ganz still. So wirst du auch einmal und dann wird dich keine von der Straße auflesen. Was ist aus ihr geworden?"

Hermann verschwieg ihr die Schurkerei der Alten und erfand für sie Unterkunft in einem Besserungshause. Marie horchte auf und wollte mehr von der Anstalt hören. Hermann sagte ihr, was er davon wußte, nicht ohne einige phantastische Zusätze, und gab so Marien eine Schilderung, die die Kranke ganz aufregte. Als der Arzt kam, fand er sie von neuem fiebern. Hermann mußte sich sogleich entfernen und durfte eine ganze Zeit nicht wieder zu ihr. Man sagte, daß sie sich verschlechtert habe.

Aber nachdem der Rückfall einmal überwunden, ging es schnell zur entschiedenen Besserung.

* 6 *

Hermann sah Marie nicht eher wieder, als bis sie das Bett verlassen konnte. Man brachte ihn in den Garten des Spitals, wo die Genesenden in den Kostümen der Anstalt sich ergingen.

Es war ein sonniger Frühlingstag. Auch die Natur war eine Auferstehende. Mit grünen Zweigen im Haar, Krokus und Hyazinthen an der atmenden Brust, lag sie mit ihrem jungfräulichen Leib unter dem strahlenden Himmel, eine Danae, die in ihrem Schoß den Sonnengott empfing. Und dem Schoß der Mutter Erde entrang sich Leben ohne Ende. Jeder Keim war Fruchtbarkeit, jede Knospe eine Geburt. Aus Rinde und Scholle drang es mit mächtigem Daseinstrieb, schwoll es auf. In der Luft trieben balsamische Lebensfluten, von Pflanzen und Geschöpf eingeatmet. Die Menschheit fühlte sich unsterblich, als wäre sie Gottheit.

Marie saß auf einer Bank unter einem blühenden Fliederstrauch. Die Wärterin hatte ihr einen Strauß gepflückt — die zartgefärbten Blumen lagen zerstreut im Schoß des blassen Weibes, das sich darüber neigte. Sie sah mit ihren Blüten beinahe lieblich aus. Seit ihrer Kindheit mochte sie nicht so dagesessen haben. Hermann beschloß, ihr von jetzt an manchmal Blumen zu bringen.

Sie sah auf, als sie seinen Schritt hörte; er begrüßte sie stumm und setzte sich neben sie. — Wie sehr er sich auch freute, sie so weit wiedergenesen zu sehen, so fühlte er sich doch (wohl zum

erstenmal in seinem Leben) seltsam befangen. Er wußte nicht, was er ihr sagen sollte.

So saßen sie denn schweigend nebeneinander. Blasse Gestalten schwankten an ihnen vorüber und die Sonne beschien sie. Beide, der Gesunde und die Genesende, mochten denken, daß es doch schön sei, zu leben. Dann unterbrach Marie das Schweigen.

„Ich habe jetzt ordentlich darüber nachgedacht und weiß jetzt alles ganz genau. Du darfst mir nicht dazwischen reden. Weil du das alles für mich getan hast, du mich wirklich lieb hast und ein rechtschaffener Mensch bist, ist alles anders geworden. Weil ich nicht gestorben bin, ist es, als wäre ich noch einmal auf die Welt gekommen; ich bin gewiß nicht die Marie mehr, die ich gewesen bin. Das ist schlimm für mich und zugleich gut. In ein paar Wochen werde ich wieder ganz gesund sein und wohin dann mit mir? Nein, du mußt mich alles sagen lassen. Zu meinen Eltern kann ich nicht mehr zurück, für die bin ich längst tot und begraben. Da ist es am besten, wenn ich die Grabschollen auf mir lasse; weder Vater noch Mutter würden mir einen Kranz darauf legen. Damit ist es also nichts. Aus diesem Hause fortgehen, wieder auf die Gasse hinaus, so mit einem neuen Leib in das alte Leben hinein — das will ich meinen armen Gliedern nicht antun: ich habe eben darüber nachgedacht. Ich weiß, was du meinst, aber das geht auch nicht. Obgleich du jetzt ein Recht hättest, es von mir zu fordern, und ich kein Recht hätte, es dir zu verweigern, so muß ich dich doch bitten, das nicht von mir zu verlangen: dein Haus muß rein von mir bleiben. — — Also wohin mit mir? Ich habe es lange nicht gewußt und viele Tage und Nächte dagelegen, und es gesucht und nicht eher gefunden, bis du es mir gesagt hast: ja wohl: du! — — Ich muß auch in meinem Gemüt so werden, wie mir ist, als ob ich an meinem Körper geworden bin. — Ich kann schlecht ausdrücken, was ich meine. Mein Gemüt muß gebessert werden, das ist es, was geschehen muß. Sie müssen mich lehren, daß meine Natur schlecht war und daß der Mensch sich nicht von seiner Natur verleiten lassen darf. Wenn alle Mädchen so wären, wie ich, dann könnte es ja gar keine verheiratete Frau geben. Das ist mir auf einmal eingefallen. Eine Frau ist nur etwas wert, wenn sie eine Mutter

ist. Es war ein großes Unglück für mich, daß mein Kind gestorben ist. Ich war freilich schon damals schlecht, aber wenn ich jetzt daran zurückdenke: wie ich mein Kind geboren hatte, ist es mir, als ob ich — ich kann es eben nicht sagen. Ich hätte damals vor mir selbst Ehrfurcht fühlen müssen. Du bist ein Mann und kannst das nicht verstehen. — — Sieh mich nicht an; ich schäme mich so!"

Sie schlug plötzlich die Hände vor das Gesicht und bebte am ganzen Leib. Der betroffene Hermann wollte seinen Arm um sie legen; aber Marie zuckte bei seiner Berührung so heftig zusammen, daß er nicht den Mut dazu fand. So saßen denn sie von neuem in bedrückendem Schweigen. Von Mariens Schoß glitten die Fliederblüten herab; Hermann hob eine nach der anderen behutsam auf und legte sie neben sich. — — Marie ließ die Hände sinken, holte tief Atem und sprach dann weiter.

„Und so bitte ich dich denn, mich in ein Besserungshaus zu tun; denn von selbst werd' ich nicht besser. Dazu müssen mir gute Menschen verhelfen. Du bist freilich ein guter Mensch, aber ein Mann. Ein Tag bei dir, so wie ich jetzt noch bin, und ich würde wieder die alte Marie werden. Ich muß zu guten Frauen kommen, zu solchen, die gar nicht wissen, was ein nackter Leib ist. Keinen Mann will ich sehen, auch dich nicht, dich gar nicht! Magdalena war ja auch eine Dirne; da kam sie zu Christus. Ich will dir nur gestehen: ich habe immer geglaubt, daß Magdalena es auch mit Christus getrieben haben würde, wäre der nicht der Heiland gewesen. Christus hat Magdalena gut gemacht. Hätte er sie aber geküßt — ich glaube, er hätte sie (wenn sie vor Schauer und Entzücken nicht gestorben wäre) so selig gemacht, daß sie schon auf Erden im Himmel gewesen. — — Was ich sagen wollte: Magdalena war auch schlecht und ist auch wieder gut geworden — seitdem können das nun alle, wieder gut werden, mein' ich. Das habe ich mir so ausgedacht. — — Warum sagst du kein Wort?"

„Ich muß das alles bedenken. Du bist solch seltsames Mädchen. Wenn du es durchaus so willst — ich weiß, du gehst von nichts ab, was du dir einmal vorgenommen hast. Was soll aber nachher werden?"

„Nachher? Das ist ja so lange! Ach, Hermann, wie warm die Sonne scheint und — horch nur! da singt ein Vogel. — Gib mir deine Hand."

* 7 *

Marie befand sich seit einem halben Jahr in der Besserungsanstalt, die auch Rettungshaus genannt wurde. Man hatte sie zuerst zu anderen Mädchen gebracht, die, sämtlich Gefallene, „Verlorene", hier „gerettet" werden sollten. Sie kam jedoch bald zu der Vorsteherin, die sie flehentlich bat, sie von den übrigen fortzunehmen und in die strengste Isolierzucht zu tun. Als man sie befrug, weshalb sie das so lebhaft wünsche, antwortete sie: „Weil ich sonst noch schlechter werde." Man mußte ihrem Drängen nachgeben: sie erhielt eine Zelle für sich allein, die einem Gefängnis glich und kam mit den anderen Zöglingen nur bei den Mahlzeiten, dem Unterricht und den Andachten zusammen.

So hatte sie denn genug einsame Zeit, um mit sich allein zu sein und ihren Gedanken nachzuhängen. Letzteres vermied sie mit einer wahren Angst. Ihr war für den Tag eine bestimmte Arbeit zuerteilt worden, eher zu reichlich, als zu knapp bemessen; aber sie, trotzdem sie noch lange geschwächt blieb, bat um stärkere Beschäftigung. Ihrer Gesundheit wegen wurde ihr nicht willfahrt, was sie ganz unglücklich machte.

Die Vorsteherin und die anderen guten Frauen waren sehr zufrieden mit ihr: sie gehörte zu den Allerbesten. Beim Unterricht zeigte sie sich aufmerksam, bei den Andachten, Bibelauslegungen und geistlichen Ermahnungen sehr achtungsvoll. Von Zerknirschung und Reue war indessen nichts zu bemerken. Während die anderen als die reuigsten Büßerinnen agierten, ein ganzer Chor von Magdalenen, blieb Marie gelassen, unbewegt, kühl. Sie hatte den besten Willen, eine Andere, „Bessere" zu werden, schien sich aber durchaus nicht für eine große Sünderin zu halten. Die Vorsteherin sah sich genötigt, mit ihr darüber ernstliche Rücksprache zu nehmen, was jedoch nicht das geringste bewirkte, eine Tatsache, welche die Dame sehr aufregte. Von nun an kam eine

der guten Frauen täglich zu Marie auf das Zimmer und versuchte, dieser Verstockten ins Herz zu reden. Es gelang ihr auch vollkommen; aber nicht mit Gotteswort, sondern mit den einfachen schlichten Worten der Frau zur Frau. Vielleicht hätte eine liebevolle, verständige, traurige Mutter so zu ihrer gefallenen Tochter geredet; und man weiß ja: oft, wo Gottes Wort nur ein verhallender Laut ist, ein leerer Schall, kann solch ein wahres, warmes Menschenwort wie auf Seraphsschwingen aus Abgründen zu Höhen emportragen, von denen aus der Verlorene auf die Rettung schaut, wie auf ein weites, blühendes, sonnenbeleuchtetes Land.

Marie hatte schlaflose, schlimme Nächte. Sie erhielt kein Licht und konnte daher nicht arbeiten. Wenn sie nun keine Ruhe fand, so mußte sie still daliegen und — „eben darüber nachdenken".

Dann kam der Kampf mit dem, was sie ihre Natur nannte. Wie eine Nonne rang sie gegen ihr Geschlecht und die Versuchungen einer Einbildungskraft, deren elementaren Gewalt sie nie Widerstand entgegengesetzt hatte. Selbst die kahlen Wände ihrer Zelle schienen ihr Gestalten auszustrahlen, die sie mit dem lockten und reizten, was sie entbehren mußte. Sie hätte gern ein Opiat genommen, das sie in einen Rausch versetzt hätte, welches ähnlich wie befriedigte Sinnlichkeit wirkt. Sie glaubte ohne das eine nicht mehr leben zu können und ward fast von neuem schwer krank. Ihr war das recht; nicht, weil sie zu sterben wähnte oder jetzt noch gern gestorben wäre, sondern, weil ein Arzt kam — ein Mann. Es war ein alter, ehrwürdiger Herr, dennoch klagte Marie über Schmerzen in der Brust, damit sie von ihm an ihrem Leib untersucht werden konnte. Natürlich erkannte der Arzt sehr wohl den Grund des Übels, das in der Anstalt ein durchaus gewöhnliches war, und gab danach seine Verordnungen, Mittel, welche sämtlich beruhigend wirkten. Bei Marie stieß er jedoch auf eine ganz besondere Schwierigkeit. In der letzten Zeit begnügte sie sich indessen, heftig über Schlaflosigkeit zu klagen und ruhte nicht eher, als bis man ihr Chloral gab. Sie schlief danach ein, hatte aber die wildesten Träume, mit Zuckungen und ekstatischen Zuständen, die Halluzinationen glichen. Das war es

gerade, was sie wollte. In ihren Träumen nahm die Mannheit die Gestalt und Leidenschaft Hermanns an. Sie stöhnte seinen Namen und öffnete die Lippen, als ob er sie küßte — das ganze andere Geschlecht hieß für sie Hermann.

Sie bekam ihn nie zu sehen; aber sie wußte, daß er jede Woche kam und sich nach ihr erkundigte, auch mit der Vorsteherin häufig lange Unterredungen hatte. Einmal nannte ihn diese Dame ihren Verlobten. Marie schauderte förmlich, ward totenblaß und mußte sich gegen die Wand lehnen. Dann überkam sie ein wildes Entzücken: trunken von dem Gedanken, daß ihr Zölibat kein ewiges sein solle, daß sie noch einmal leben würde, raste sie in ihrer Kammer wie eine Bacchantin umher, mit gelöstem Haar und verzücktem Blick, bis sie in tiefer Ermattung auf ihr Lager sank.

Das Wort der Vorsteherin verursachte nach und nach eine völlige Umwandlung ihrer ganzen Empfindung. In Hermann verkörpert nahm das Leben von neuem von ihrem ganzen Sein Besitz. Sie dachte an nichts anderes, und konnte sich nicht sättigen an der Vorstellung, wie sie eine Braut sei, wie jede andere auch, mit allen den Erwartungen einer solchen. Sie phantasierte sich vor, daß sie noch vollkommen unberührt und jungfräulich sei, daß sie von nichts wisse, daß für sie alles noch Mysterium wäre. Sie versuchte, sich neugierig zu machen, in der Ahnung zu erröten, zu zittern, Scham und Scheu zu empfinden, jungfräuliche Angst; bis ihr zuletzt der Gedanke, daß Hermann sie wirklich zum Weibe nehmen könne, ganz natürlich, ja selbstverständlich erschien: fühlte sie sich doch durch die lange Einschließung in einem Zustand, als wäre sie eine Maria Immaculata. Es kam ihr auch nie der Gedanke, daß man sie nicht für ein ehrliches Weib ansehen werde, daß Hermann sie mit anderen Augen betrachten könne oder daß sie jemals ein treuloses Weib zu werden vermöchte. Mit einem Wort: es gab für sie keine Vergangenheit mehr, sondern nur eine Zukunft, in der sie sich zeit ihres Lebens in dem festen Besitz eines Mannes sah. In solcher Vorbereitung blieb sie ein und ein halbes Jahr in der Besserungsanstalt; dann kam der Tag, wo sie das Rettungshaus als Gerettete verlassen sollte. Wochen vorher ging sie wie im Traume umher.

* 8 *

Unwissentlich, ja unwillentlich, war Hermann allmählich zu dem ungeheuerlichen Entschluß gekommen, der jetzt bei ihm feststand. Ihm war's, als ob er denselben bereits längst gefaßt, überlegt und beschlossen hätte. Nun war das Faktum da, und Hermann war nicht der Mann, über ein solches Betrachtungen anzustellen: eine gewisse, von derber Sinnlichkeit gesättigte Dumpfheit blieb eben ein vorherrschender, ihn gänzlich beherrschender Zug seines Wesens. Sein Sozialismus, der beinahe die Form des absolut Radikalen angenommen, war lediglich die Zeitstimmung, die sich seiner bemächtigt, und das um so leichter, da sie schließlich auch auf ein grob Sinnliches hinauslief. Jetzt besuchte er den Verein längst nicht mehr: sein Verhältnis mit Marie hatte ihm den intimen Umgang mit Menschen, selbst unter dieser Klasse, unmöglich gemacht: er wurde nicht mehr geachtet.

Sogar dieser Umstand konnte ihn von seinem Vorhaben nicht abbringen. Als Mensch ohne Religion, bloß mit Leidenschaften und heftigen Instinkten, begnügte er sich, die Nichtachtung mit herzhafter Verachtung zu vergelten. Er blieb für sich allein, ward von neuem ein fleißiger Arbeiter, konnte jedoch sein Geschäft nicht wieder auf den alten Stand zurückbekommen. Nun war er aber eine zu eherne Natur, als daß ihn dies hätte kümmern sollen. Wie alle solche Charaktere liebte er Widerstand und Kampf; er regte ihn auf, reizte ihn. In beharrlicher Opposition kam er zum Bewußtsein seiner Kraft. Wie alle starken Menschen fühlte er sich selbständig und unabhängig, ein Mann, der auf seinen eigenen Füßen stand.

Nichts zeigte das deutlicher, als sein zähes Aushalten und Abwarten Marien gegenüber. Auch in seinen Augen war sie so völlig rehabilitiert, daß es ihm gar nicht in den Sinn kam, an sie als an eine Ehrlose zu denken. Überdies war es der Grundgedanke seines Sozialismus, daß in einem Staat jeder gleichberechtigt und menschlich sei, auch der Verbrecher, auch die Prostituierte. Diese Theorie wurde nur in der Praxis zuweilen umgestoßen: Hermann nahm sich ein Weib von der Gasse, bezahlte es und verachtete es. Nun war er durch seltsame Verhältnisse

und Umstände dahingekommen, seine Theorie (was man bei ihm so nennen konnte) auch in der Praxis zu befolgen.

Das verhängnisvolle Wort „meine Verlobte" war ihm entfahren, als er sich einmal in der Anstalt bei der Vorsteherin nach Marie erkundigte. Die Dame lobte das Mädchen auf das höchste, nannte sie überaus sittsam, sprach viel über ihr „neues Leben", ihre „Rückkehr zur Tugend" usw. Hermann errötete vor Glück, beinahe, daß er ganz stolz ward und jedenfalls, daß er sich seltsam glücklich fühlte. In dieser Stimmung von Freude, Triumph und Verlegenheit stammelte er etwas, das wie „meine Verlobte" klang, doch nicht ohne über sein eigenes Wort zu erschrecken. Die Vorsteherin faßte die Sache mit Leidenschaft auf: das war etwas für das Prinzip der Anstalt. Trotzdem sie sich des Bedenklichen der Sache, ja der Gefahr derselben wohl bewußt war, tat sie ihrem Prinzip zulieb alles mögliche, um Hermann beizupflichten, zuzureden und in seiner Absicht zu bestärken. Daß es ein sehr gewagtes Experiment sei, kam natürlich nicht zur Sprache. So war Hermann, der nur eine Geliebte haben wollte, zu einer Braut gekommen, er wußte nicht wie.

Der tugendhafteste, kaltblütigste Jüngling konnte übrigens seinem geliebten Mädchen nicht „treuer" sein, als Hermann seiner Marie. In welchen Zustand er durch diese Askese geriet, läßt sich bei seinem Temperament leicht schließen: nie Marien zu Gesicht bekommend, fing er zuletzt an, sich in Sehnsucht nach ihrem schrankenlosen Besitz förmlich zu verzehren. Seine einzige Rettung war, daß er sich todmüde arbeitete; nur in gänzlicher Abspannung seiner physischen Kräfte fand er die Möglichkeit eines Aushaltens. Dann kam der Zeitpunkt, wo Marie die Anstalt verlassen sollte. Hermann richtete seine Wohnung ein und mietete ein Mädchen.

Vor dem ganzen Vorstand der Anstalt ward Marie ihrem Verlobten zugeführt. Sie standen sich stumm einander gegenüber, aber ihre Blicke sprachen. Marie in ihrem grauen sauberen Kleide sah ordentlich hübsch aus und sehr jung. Hermann mußte sich Gewalt antun, sie nicht in seine Arme zu reißen.

Noch eine Woche blieb Marie bei der Vorsteherin. Hermann sah sie täglich, aber nur im Beisein der Dame. Die Anstalt gab Marie eine Ausstattung, trotzdem der Bräutigam es nicht wollte.

Dann fand die Hochzeit statt, die natürlich eine kirchliche sein mußte. Es war ein Triumph des Instituts, von diesem mit vielem Lärm, um nicht zu sagen: als Reklame abgehalten. Alle Zöglinge waren in der Kirche des Hauses zugegen und viele Neugierige. Die Braut trug ein schwarzes Kleid, aber weder Schleier noch Blumen, und schien sehr bewegt zu sein; der Bräutigam noch mehr. Eine lange Rede wurde gehalten, die Hermann zu wiederholten Malen das Blut in die Wangen trieb: erst von dem Prediger erfuhr er, was für ein Weib er eigentlich heimführe. Marie wurde in strenger Weise zur Tugend ermahnt und ihrem Mann die Verantwortung für ihre Sittlichkeit übertragen. Der Text war natürlich aus der Bibel genommen; auch auf Maria Magdalena ward nachdrücklichst verwiesen und auf den bekannten Stein. Den Schluß bildete eine Apotheose der Anstalt. Nach der Zeremonie kam ein Festessen; dann fuhren die Vermählten nach Hause. Das keuscheste Mädchen konnte vor der Nacht nicht mehr beben und bangen wie Marie.

* 9 *

So waren sie denn glücklich verheiratet, wie die Phrase lautet. Die Sache hatte viel Gerede gemacht, Hermann war als „Mann der Dirne" eine bekannte oder vielmehr berüchtigte Persönlichkeit geworden. Die ihm noch wohlwollten, meinten, es sei schade um ihn, und gewöhnten sich, mit einer Art von Mitleid von ihm zu sprechen, ihn selbst aber mit Herablassung zu behandeln. Wenn Hermann sie grüßte, so dankten sie kaum oder nachlässig. Seine besseren Kunden blieben weg; unter den neuen, die er bekam, waren manche zweifelhafte Existenzen, die nicht zahlten. Auch sonst suchten Männer näheren Umgang mit ihm, die sich in früheren Zeiten nicht an ihn herangewagt hätten. Natürlich wies er sie ab. Aber in schreckliche Aufregung geriet er, als er zu bemerken glaubte, daß seine Gesellen ihm nicht mehr den gehörigen Gehorsam und Respekt bezeugten.

In der Häuslichkeit fiel auch manches vor. Kein Dienstbote wollte bleiben; entweder sie kündigten nach kurzer Zeit oder mußten wegen Frechheit gegen die Frau fortgeschickt werden. Zuletzt

erklärte Marie trotzig, alle Arbeit selbst machen zu wollen. Trotzdem hörte der Ärger mit Händlern und Hausbewohnern nicht auf. Marie war eine zu starke Natur, um ihrem Manne mit Klagen zu kommen; aber die Behandlung der Leute, die ihr früher vollkommen gleichgültig gewesen, machte doch großen Eindruck auf sie. Sie räsonierte folgendermaßen: „Als ich war, was ich gewesen bin, durften sie schlecht von mir denken; aber jetzt bin ich ein ehrliches Weib. Habe ich nicht genug getan, um das zu werden? Ein braver Mann hat mich lieb und hat es für recht gehalten, mich zu heiraten; also bin ich, was ich bin. Lebe ich etwa nicht ordentlich? Können sie mir etwas Schlechtes nachsagen? Sehe ich etwa einem anderen Manne nach? Was wollen sie also? Sie sollen mir kommen mit ihrer Tugend und meiner Lasterhaftigkeit — ich will ihnen meine Meinung darüber sagen!"

Wenn Gelegenheit dazu war, tat sie das auch. Wie ihre Meinung aufgefaßt wurde, kann man sich denken.

Auch Hermann erhielt Ursache, seine Charakterstärke zu beweisen. Zu seinem Glück war seine Auffassung der Sachlage der seiner Frau sehr ähnlich: was vergangen war, war vergangen. Marie war lange genug in der Anstalt gewesen, um sich von Grund aus bessern zu können. Sie war ein so braves Weib, wie eine das nur sein konnte. Es war verdammter Klatsch und Geifer, der sich an ihren Namen machte. Sie lebten ruhig — man sollte sie doch ruhig leben lassen! — — Der Mann vergaß bei dieser Forderung, daß der Mensch seine Mitmenschen nicht zu seinem Vergnügen hat, namentlich nicht zu teilnahmsvollen und beschaulichen Gefährten eines „ruhigen" Lebensganges. Und beide vergaßen in ihrer Erbitterung über die Menschen das Menschliche dieser Kreaturen Gottes. Übrigens war es in diesem Falle zu verstehen, daß Frau Marie, trotz Besserungshaus, Rettungsanstalt und ehrlichem Lebenswandel nicht als Hausfrau anerkannt wurde. Das eben ist das Rächende dabei, wenn ein Weib mit Hetärennatur Bacchantin sein will: der Dieb und Mörder kann in der Meinung der Menschen wieder zu ehrlichen Männern werden, niemals aber die Dirne wieder zum ehrlichen Weib. — Die Tugend der Frau ist eine lichte Scheibe: ein Stäubchen darauf gibt einen Flecken und der Glanz bleibt getrübt, von jedem

gesehen, selbst von einem, dem sonst sogar Schmutz nicht als Flecken erscheint.

Hermann, seines passiven Zustandes müde, wollte ihnen „einmal zeigen, wer er eigentlich sei!“ — — Eines Abends ging er in den Verein und nahm — es war ein sogenannter Damentag — seine Frau mit. Es gab einen großen Aufstand. Einige Herren des Komitees traten zusammen und berieten, ob man die beiden ausweisen solle. Hermann war jedoch noch immer Mitglied, wenigstens bezahlte er regelmäßig seinen Beitrag, hatte also das Recht, seine Frau mitzubringen. Als mehrere der angesehensten Bürger- und Meisterfrauen mit ihren Töchtern unter großem Geräusch das Lokal verließen, ward beschlossen, mit Hermann zu reden. Er saß an einem Tische ganz allein mit seiner Frau, spielte den Gleichmütigen, ließ Wein auftragen und trank ein Glas nach dem anderen. Auch Marie mußte trinken. Man rief ihn, nahm ihn in eine Ecke und der Skandal ging los; beinahe, daß es zu Tätlichkeiten gekommen wäre. Marie saß da, leichenblaß, aber mit funkelnden Augen und blickte frei umher. Das Ende war, daß Hermann blieb und sich einen Rausch trank. Später wurde getanzt. Marie wurde fortwährend von ihrem Mann aufgefordert, der sie wie unsinnig umherschwenkte. Übrigens war seine Frau die beste Tänzerin im Saal. Einige junge, flotte Männer, die sich um nichts scherten, kamen und fragten Hermann, ob sie mit seiner Frau tanzen dürften. Hermann war es recht. Wie auf Verabredung wurden fortan die meisten jungen, steifen, langweiligen und tugendhaften Bürgerstöchter sitzen gelassen und immer mit Marie getanzt. Es war klar, daß man, mehr aus Lust zum Skandal, als aus innerer Überzeugung, nicht Marie den Schimpf vergessen machen, wohl aber der allgemeinen spießbürgerlichen Moral ins Gesicht schlagen wollte. Das gelang auch vollkommen: Marie ward die Königin dieses Ballfestes.

Hermann hatte seine grimmige Freude daran. Er saß da, mit gerötetem Gesicht, bereits stieren Augen und traktierte die Tänzer seiner Frau, bramarbasierend, wirres Zeug stammelnd, Toaste ausbringend und lächerliche Reden haltend. Der Kreis um ihn vergrößerte sich mit jeder Viertelstunde. Man schrie dem Trunkenen Beifall zu, lachte, johlte. In den Pausen war Marie die Heldin.

Auch sie hatte stark getrunken, aber trotz der Wirkung des Weins, der inneren Aufregung, der Hitze des Saals und dem vielen Tanzen war sie blaß. Mit ihrem blassen Gesicht, ihren glühenden Augen sah sie eigentümlich wild aus. Sie lachte, daß es gellte, machte freche Bewegungen und sprach, wie sie sogar nicht in der Nacht gesprochen, als Hermann sie zum erstenmal mit in sein Haus nahm. Von den Männern wurde sie ihrem Wesen gemäß behandelt. Sie tanzte mit wahrer Wut. Die enge Umschlingung ihres Tänzers, sein heißer Atem, die Nähe seines schweißigen Gesichts — alles war Wollust für sie. Sie drängte ihren Leib möglichst an den des Mannes, brachte ihr Gesicht möglichst nach dem seinen. Sie tanzte mit geöffnetem, feuchtem Munde und ihre Augen in die des anderen gebohrt. Einmal tat sie, als ob sie stolpere, fiel zu Boden, riß ihren Tänzer mit sich, ohne sogleich den Versuch zu machen, sich zu erheben. So benahm sie sich etwa nicht nur gegen einen, der ihr besonders gefallen hätte, sondern gegen jeden. Hermann faßte sie einmal um die Hüfte; sie aber riß sich heftig los und sah ihn mit Widerwillen an.

Nach Mitternacht trieben sie es so wüst, daß die ganze Gesellschaft ausgewiesen werden mußte. Sie weigerten sich zu gehen, und sollten nun hinausgeworfen werden. Natürlich kam es zu der notwendigen gebräuchlichen Schlägerei, ohne welche das Ganze kein echtes Vergnügen gewesen wäre. Auf der Straße fanden sich Marie und Hermann wieder zusammen. Er brüllte, fluchte und fing zuletzt zu weinen an; seine Frau nannte er „Metze" und schlug sie. Gute Freunde schleppten ihn nach Hause — den Rest der Nacht verbrachte er mit Marie in einer Weise, als habe er diese für Geld von der Gasse aufgenommen.

* 10 *

Jetzt wäre die Sache der beiden ohne weiteres verloren gewesen, wenn die Frau, mit der ihrem Geschlechte eigentümlichen Energie, nicht noch einmal die Initiative zur Rettung ergriffen hätte. Nichtsdestoweniger war die höchste Gefahr vorhanden. Hermann erschien wie verwandelt: seine Frau blieb für ihn die Dirne, als die er sie in jener Nacht gemißbraucht hatte.

Er behandelte sie plötzlich nicht mehr wie sein Weib, sondern wie seine Geliebte. Dasselbe zügellose Geschlechtsleben wie früher begann; sie waren für einander nur noch Körper. Zu spät versuchte Marie, instinktmäßig fühlend, um was es sich handelte, etwas von der Zurückhaltung und Scham der Gattin für sich zu erlangen. Ihr Widerstreben hatte keine andere Wirkung, als die höchst bedenkliche eines neuen Reizmittels. Sie konnte es nicht wieder erreichen, von ihrem Manne geachtet zu werden. Was sie früher gar nicht verstanden und empfunden hätte, fühlte sie jetzt von seiten ihres Mannes auf einmal als Roheit. Damit war auch für ihre Frauenempfindung plötzlich der feste Boden verloren. So hätte es denn nur der Gelegenheit bedurft, um sie von neuem ihrem früheren Beruf in die Arme zu führen: war sie doch psychisch dieselbe geblieben, die sie gewesen war — Seelenanlagen ändern sich nicht. Man pflegt dem Menschen daraus ein Verbrechen zu machen.

In dem ernsten Willen und der Tatkraft, womit Marie sich keine Gelegenheit gestattete, mit einem Schritte die ganze Bahn zurückzutun, lag etwas, das eine gewisse Achtung einflößte. Das Fest der Handwerker mit seinen wilden Aufregungen hatte auf einen Schlag alle die Fesseln von ihrer Natur gerissen, welche mehr die Verhältnisse, wie anderes, Geistiges darum gelegt hatten; eine Bewegung, und alles wäre abgeworfen gewesen. Bereits im Begriff diese Bewegung zu tun, hielt Marie stark und entschlossen mit der Befreiung ihres Wesens zurück, kerkerte sich selbst ein. — — Sehr bald stellten sich ihre Tänzer bei ihr ein: jeder in dem Glauben, daß er nur zuzugreifen brauche. Hermann empfing die Gesellschaft nicht gerade mit offenen Armen, wies sie aber auch nicht zurück, wie er das noch vor kurzem sicher getan haben würde. Die Zurückweisung erfuhren sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen von der Frau. Marie empfing sie herb und unfreundlich und behielt diesen Ton so lange bei, bis die lüsternen Gesellen nicht wieder kamen. Mit ihrem Manne hatte sie deswegen die leidenschaftlichsten Auftritte, sie blieb jedoch fest. Einmal rief ihr der Wütende zu: „Du solltest Gott danken, wenn dich überhaupt jemand ansieht.“ Sie ließ sich die Beschimpfung ruhig gefallen; überhaupt war sie jetzt verschlossen und kühl, was Her-

mann nur noch mehr aufbrachte. Zuletzt ging er regelmäßig des Abends fort zu denselben Männern, die seine Frau im Hause nicht dulden wollten. Oft kam er erst gegen Morgen zurück, betrunken und in heftiger sinnlicher Aufregung. Er schlug Marie und wendete Gewalt an. Es dauerte nicht lange, so war er von neuem nicht nur ein schlechter Arbeiter, sondern diesmal auch ein verlotterter Mensch. So standen die Dinge, als Marie sich von der Liebesstunde jener ereignisschweren schrecklichen Nacht Mutter fühlte.

Sie befand sich in einem seltsamen Zustand. Zuerst wollte sie es nicht glauben, da sie es für unmöglich hielt. Bis sie die Gewißheit des Wunders hatte, verstrich eine angstvolle Zeit. Dann wußte sie nicht: sollte sie Freude oder Schrecken empfinden. Ganz scheu und schüchtern sagte sie es ihrem Manne; dieser war zuerst roh, dann aber freute er sich. Marie ging wochenlang wie eine Schlafwandlerin umher. Ganz ehrfurchtsvoll schaute sie auf ihren geschändeten Leib herab, der plötzlich noch einmal geweiht worden war. Als sie zufällig hörte, wie ihr bekannte Weiber über die Mutterschaft der Dirne spotteten und gemeine Bemerkungen machten, schloß sie sich in ihre Kammer ein und brach in Tränen aus. Hermann durfte sie nicht mehr berühren. Dann sorgte sie für Wiege und Kinderwäsche.

Bei dieser Beschäftigung mochte es vorkommen, daß sie wieder „darüber nachdenken" mußte. Ihr früheres Leben fiel ihr ein, wie sie damals frei gewesen und jedem sich hingegeben, der ihr gefallen hatte. Sie stellte sich die verschiedenen vor und wie jeder seine Mannheit geäußert: der eine so, der andere so; aber keiner so mächtig, wie Hermann. Nach der Erinnerung des Erlebten verging ihr der Atem; wie Stolz überkam es sie, daß gerade dieser der Vater ihres Kindes sei. Kam er, dann mußte sie sich an ihn drängen und ihn küssen, wenn er ihr auch seinen Widerwillen zeigte. In solchen Augenblicken war ihr selbst seine Roheit recht; mit Wollust hätte sie sich von ihm schlagen lassen: er war eben ein „ganzer Mann".

Zu anderen Stunden hatte sie wiederum ganz andere Gedanken: zarteste Muttersorgen! — — Wenn sie's überleben würde, dann sollte es schön werden. Sie wollte dafür Sorge tragen, daß das Kind, falls es ein Mädchen wäre, „anders" würde. Es

würde jedoch wohl ein Knabe sein; der müßte dann werden wie sein Vater: auch „ein ganzer Mann". Alle Weiber müßte der Junge „rein toll" nach sich machen. — — Würde es aber doch ein Mädchen, dann sollte es von „all den Geschichten" nichts zu wissen bekommen, bis ein braver Mann es zum Weibe nähme. Noch die letzten Tage vor ihrer Niederkunft führte sie ihren Leib gewissermaßen auf der Straße spazieren, „damit alle Leute es sähen". Die mehr oder minder spöttischen Blicke und Bemerkungen der Nachbarinnen ertrug sie jetzt mit vernichtendem Stolz; wo sie nur konnte, sprach sie davon, kurz — sie feierte ihren höchsten Triumph.

Mit furchtbaren Schmerzen gebar sie. Fast freudig ertrug sie die lange Qual. Die Wehemutter schlug die Hände über den Kopf zusammen: so etwas sei ihr noch nicht vorgekommen! Hermann stand Todesangst aus, in der er zum erstenmal wieder fühlte, daß Marie seine Frau sei. Als alles überstanden und das Kind gebadet worden, wollte Marie es nicht aus den Armen lassen. Darüber ward sie bewußtlos.

Es war ein Mädchen.

* II *

Noch einmal schien es, als ob alles wieder gut werden wollte. Hermann hatte eine Familie, Marie besaß ihr Kind.

Eine Stimmung wie Wehmut umgibt die Frau, die eines dieser Kinder des Elends in den ungeheuren Lebensozean geworfen hat. Das Rührende, das in der Hilflosigkeit solch eines kleinen Geschöpfes liegt, überträgt sich für manche Augen auf die, die es geboren. Von den vielen geheimnisvollen Gestalten, in denen die Frau vor uns tritt, ist die Gestalt der Mutter wohl die geheimnisvollste: welch ein göttliches Mysterium verkündigt Maria! Einer Mutter scheint von den Aufgaben der Frau die Mission des Leidens zugefallen zu sein, jenes höchsten und schmerzlichsten, das sich selber vergißt. Selbst ein gefallenes Weib erscheint beinah würdevoll als junge Mutter.

Marie an der Wiege ihres Kindes sitzen zu sehen, war wiederum fast ein liebliches Bild. Sie war so stolz, sie war so demütig! — — Auch sie sang ihr Kind, wie jede andere Mutter, mit leisen, süßen Melodien in Schlaf und raunte über dem

Schlummernden mystische Worte, deren Sinn ihr selbst fremd war. Als das Kind einmal schwer erkrankte, gebärdete sie sich zuerst wie eine Unsinnige, um dann gleichsam zu erstarren. Noch als die Gefahr bereits vorüber, lag es wie ein Bann auf ihrem Wesen. Ein großer Kummer war für sie, daß sie das Kind nicht stillen konnte, was sie für eine Folge ihres Lebenswandels hielt. So oft sie dem Kinde die Flasche reichte, gab es ihr einen Stich ins Herz. Als das Kind größer ward, lehrte sie es beten und betete selbst mit. Was für Wunder der Himmel durch solch ein winziges Dasein vollbringen kann!

Seit der Geburt des Kindes war Marie für ihren Mann wieder Weib und Hausfrau. Er scheute sich den Leib zu schänden, der Leben von seinem Leben getragen und geboren hatte. Auch sonst war alles hoffnungsvoll geworden. Hermanns besserer Mensch bekam noch einmal Gewalt über ihn: er blieb für sich allein, betrieb sein Geschäft mit Fleiß und Intelligenz, war ein überaus zärtlicher Vater. In den Augen der Welt hatte auch Maries Mutterschaft diese nicht wieder rehabilitiert. Die „Welt" bedeutete in diesem Fall wohl besonders der weibliche Teil dieser Größe.

Die Jahre vergingen. Maries Mädchen spielte bereits mit Puppen, wobei es eine bedenkliche Neigung zeigte, dieselben möglichst prächtig auszuputzen. Es kam auch vor, daß die Kleine sich selbst mit den bunten Bändern behing, die sie der Mutter für ihr Spielzeug abgebettelt. Dann glänzten ihre Augen, diese lüsternen, gierigen Augen, die gar keinem Kinde zu gehören schienen und sein hübsches, zartes Gesichtchen so sonderbar alt machten. Wenn sie sich nur putzen konnte! Namentlich alles Bunte und Glänzende hatte für das kleine Wesen einen geradezu unheimlichen Reiz. Als es vier Jahre war, stahl es seiner Mutter eine goldene Kette und seinen Vater wollte es nur küssen, wenn es dafür einen „blanken" Pfennig bekam. Die Eltern lachten darüber, und die schwache Mutter tat alles, um die Putzsucht, Habgier und Naschhaftigkeit des Kindes zu entwickeln. Während sie auch als wohlhabende Frau in höchster Einfachheit geblieben war, verschwendete sie für das Kind in unsinniger Weise.

Eines Sonntags führte Marie die kleine Alma im höchsten Staate spazieren, als sie einer dieser Damen begegneten, deren

Beruf der Mutter nur zu wohl bekannt war. Die Person war sehr aufgeputzt und trotz ihrer großen Jugend geschminkt. Ihr Galan war bei ihr. — — Die beiden Frauen sahen sich an, stutzten, blieben stehen, erkannten sich: die Dirne war Maries Schwester.

Das Kind starrte die „wunderschöne Dame" an, trippelte zu ihr und betastete deren seidenes Kleid. Heftig riß seine Mutter es zurück. Die Geschwister traten vom Trottoir zurück und hatten folgendes Gespräch miteinander, während dessen Dauer der Liebhaber sich gelangweilt mit Handschuhen, Lorgnon, Spazierstöckchen und Stiefeletten beschäftigte.

„Um Gotteswillen, du bist also wirklich auch solch eine geworden?"

„Du bist es nicht mehr, wie es scheint."

„Ich bin seit sechs Jahren verheiratet. Das ist mein Kind."

Wie stolz sie das sagte, das arme, törichte Weib! Ihre Schwester lachte leichtfertig auf.

„Nun, ich werde nicht so dumm sein."

„Ist das dein Liebhaber?"

„Wo denkst du hin. Ich habe jetzt einen Baron; du solltest einmal meine Wohnung sehen."

„Leben die Eltern noch?"

„Die Mutter ist tot."

„Und der Vater?"

„Ist pensioniert worden."

„Wer ist bei ihm?"

„Der hat schon Pflege. — — Wie heißt du denn und wo wohnst du?"

„Wo wohnst du?"

„Stehen die Sachen so? Na, meinetwegen. Ich bin ein gutmütiges Ding. Komm heute abend zu mir. Wir schwatzen und später kommen ein paar Freunde. Mein Baron ist verreist, verstehst du."

„Ich komme lieber, wenn du allein bist."

„Wie du willst. Frage nur in der Gartenstraße nach der blonden Anna; mich kennt dort jedes Kind. Sieh doch, dein Wurm hat sich an meinen Emil herangemacht. Die fängt früh an! Na, ade denn. Komm Emil. — — Du, das war meine Schwester

Der ist die Tugend in den Kopf gestiegen; wird wohl nicht weit her sein. Die trieb's einmal für zehn! Gaff ihr nicht so nach. — — Ist das nicht Amanda? Herrgott, wie aufgedonnert! Wen sie wohl gefangen haben mag, die magere Person. — — Wir wollen in den Wiener Garten, ich habe greulichen Hunger. Der Oberkellner borgt mir."

Nach einigen Tagen besuchte Marie ihre Schwester. Sie kam abends, scheu und heimlich; ihrem Mann hatte sie das Wiedersehen verschwiegen. Anna empfing sie gleichgültig, aber gutmütig. Sie wohnte von einem ihrer Liebhaber „ausgehalten". Das Zimmer hatte ein hellblauseidenes Meublement, Tüllgardinen und einen Brüsselerteppich. Aber diese Eleganz befand sich in demselben Zustand, wie ihre Besitzerin, die einen schmierigen Kaschmirschlafrock mit zerrissenen Spitzen trug, ungekämmt und ungewaschen war und ein Paar goldgestickte Pantöffelchen über Strümpfen trug, die eigentlich nur aus Fetzen bestanden. Das Zimmer war mit dem Eigentum der schönen Anna bestreut: schmutzige Wäsche, ein zerknülltes Seidenkleid, zerknitterte Blumen, Schminke und Pudertöpfe, Ballschuhe, Eßwaren, leere Weinflaschen, Lichter und andere ähnliche Requisiten solcher Damen bedeckten Boden, Tische und jeden Platz. Es roch nach Moschus und Zigarren. Mit großem Stolz zeigte Anna ihrer Schwester in der Schlafstube das breite Bett mit einem „Himmel" von gelbem Damast und seidenen Decken. Es war der einzige Gegenstand, der in Ordnung war.

Marie wußte nicht gleich, was sie sagen sollte; aber ihre Schwester enthob sie der Verlegenheit, indem sie im reinsten Dirnenjargon zu schwatzen anfing. Sie warf von einem Sessel einen Schleppunterrock und die Reste ihres Abendessens herunter, nötigte Marie Platz zu nehmen und trug darauf alle Kosten der Unterhaltung allein.

„Morgen kommt mein Baron zurück; dann hört das lustige Leben für eine Weile auf. Um neun Uhr holt mich Emil zum Ball ab. — — Ach was! er frißt dich nicht. Wir gehen ins Odeum. Wenn du gescheit wärst, gingst du mit. Du kannst ja ein Kleid von mir anziehen. Nicht? Na, wie du willst! — — Was mein Baron für einer ist? Ein echter Schwachkopf, ein

Männchen aus Pappe, das heißt, wenn er ein Frauenzimmer ansieht. Aber der Kerl hat höllische Moneten und ist in mich verschossen. — — Das Armband ist sein letztes Präsent. Der Juwelier hat es auf dreihundert Mark taxiert. Ich warte nur noch ein Weilchen, dann wird es verkauft. Mit Versetzen lass' ich mich nicht ein. — — Wenn er nur nicht so eifersüchtig wäre. Was dem einfällt! Man will doch auch sein bißchen Vergnügen haben. So lang er fort war, ging's toll drauflos. Da ist ein Kaufmann, solch alter verliebter Bock, und steinreich! Mit solchen lassen sich noch Geschäfte machen. Selbst Emil muß mich wenigstens traktieren. Der Mensch muß leben! — — Jetzt angle ich gar nach einem Grafen; 's ist ein blutjunges Bürschchen, mit einem Gesicht, wie ein Mädchen, wie eine Jungfrau. Der muß mir dran! Ich weiß schon, wie ich's anfang'; den will ich Mores lehren. — — So, da wäre ich fertig; immer nobel, verstehst du. Du hast natürlich auch einen Liebhaber, denn dein Mann scheint ein verdammter Knicker zu sein. Wie hast du denn den gefangen? Aber verrückt war's doch. — — Wart doch noch bis Emil kommt. Du hast ihm höllisch gefallen. Ich bin nicht eifersüchtig. Haha! Das war ein guter Witz. — — Na, denn geh, komm aber bald wieder; ich erzähl' dir dann, was aus der Geschichte mit dem Grafen geworden ist. Nimm dir die Blumen mit, ich trag' sie doch nicht mehr; du kannst sie deinem Jör geben. Grüß deinen Mann von mir, ich besuch' euch einmal."

Trotzdem Marie sich fest vorgenommen hatte, nie mehr zu ihrer Schwester zu gehen, ging sie doch wieder hin.

* 12 *

Hermann mußte es schließlich auffallen, daß seine Frau, die früher selten aus dem Hause war, jetzt öfters ausging. Auf seine Frage hieß es: sie mache Einkäufe. Ihr Mann glaubte ihr das. Seit der Geburt des Kindes hielt Marie ein Mädchen, konnte also das Haus verlassen, ohne immer das Kind mitzunehmen. Hermann verbrachte die Abende gewöhnlich in seiner Familie und war in dieser Gewohnheit so schwerfällig geworden, daß er sich bei dringenden Gelegenheiten nur mit Anstrengung aufraffte, des Abends auszugehen. Das wurde anders: ganz un-

merklich hatte er sich angewöhnt, in einer entfernten Kneipe, wo Wienerbier geschenkt wurde, regelmäßig nach dem Abendbrot sein Seidel zu trinken. Dazu war er von seiner Frau veranlaßt worden, die ihn zu überzeugen verstanden, daß diese harmlose Erholung eine Notwendigkeit für ihn sei, und nicht eher geruht hatte, als bis sie es durchgesetzt. Wenn er es eingestehen wollte, so ging er auch mehr als gern. Ohne sich einen Grund angeben zu können, fühlte er sich zu Hause nicht mehr so behaglich wie früher. Vielleicht lag dies daran, daß seit einiger Zeit sein erster Gehilfe mit ihnen aß. Es war ein blasser, stiller, ernsthafter Mensch, mit einem sehr schönen schwarzen Vollbart. Da er ein bescheidenes, fast ehrerbietiges Wesen hatte, war eines Tages von Marie in Vorschlag gebracht worden, dem jungen Manne das Essen zu geben. Hermann, der mit seinem Arbeiter zufrieden war, willigte ein. Der neue Gast saß beim Essen der Frau gegenüber; der Tisch war sehr schmal. So kam es denn, daß die Knie der beiden fortwährend miteinander in Berührung kamen. Marie aß damals merkwürdig wenig, war überhaupt etwas leidend.

Oft stand sie am Fenster und sah auf der Straße die Leute vorübergehen; das heißt, sie bemerkte nur die Männer. Bei jedem mußte sie sich etwas denken; namentlich bei den Großen, Bärtigen, die einen strammen Gang hatten. Noch lieber stand sie vor der Haustüre und ließ die Männer an sich vorübergehen.

Plötzlich wurde sie nicht putzsüchtig, aber sie wollte doch von ihrem Manne fortwährend neue Sachen geschenkt haben, ein Kleid, einen Hut oder gar Schmuck. Hermann war nichts weniger als geizig; es war jedoch ein schlechtes Geschäftsjahr, so mußte er denn sparen. Marie wandte nun manches, was sie sonst für das Kind ausgab, für sich selbst an; nichtsdestoweniger sah Hermann seine kleine Tochter oft mit merkwürdigem Flitterzeug spielen. Frug er, woher sie das habe, so log das kleine Geschöpf mit einer ganz verblüffenden Frechheit. Ein Präsent erhielt Marie von dem Gesellen, eine Brosche mit einem falschen Stein. Marie ärgerte sich, daß es so schlechtes Gold sei.

Eines Abends kam Hermann ungewöhnlich früh nach Hause. Er erstaunte, daß er nur die Magd fand. Die Person war zuerst sehr verlegen und dann sehr grob: die Frau sei vor fünf

Minuten fortgegangen, weil sie starkes Kopfweh gehabt. Sie selbst hätte ihr geraten, ein wenig in die frische Luft zu gehen. Ob das ein Verbrechen sei? Bald darauf kam Marie zurück, erhitzt, den Anzug in Unordnung. Die Magd gab ihr einen Wink und legte die Hand an die Stirn. Marie klagte über heftiges Kopfweh und daß es draußen noch schlimmer geworden sei; dann brach sie eine Gelegenheit vom Zaun, ihrem Manne einen Auftritt zu machen. Das Kind behielt bei dem Lärm, der entstand, einen merkwürdig festen Schlaf. Hermann hatte nichts Bestimmtes gemerkt, aber sein Mißtrauen war einmal geweckt. Er beschloß aufzupassen.

Marie hatte jetzt immer Geld. Die Wirtschaft ward sehr schlecht gehalten; dafür ging viel für Putz auf. Auch das Mädchen trug alle Augenblicke etwas Neues. Hermann hielt sie für eine liederliche Person und wollte sie fortschicken; aber Marie wußte ihn zu bereden. Sie war überhaupt eine sehr schmeichlerische Frau geworden und die Ehe der beiden wieder eine sehr wilde. Trotzdem suchte jetzt Hermann zuweilen die Gesellschaft anderer Frauen auf.

In einer sehr dunklen, stürmischen Winternacht ging er, dicht in einen Mantel gehüllt, wie gewöhnlich in sein Lokal, als er auf ein Frauenzimmer stieß, das ihn ansprach. Es war so stürmisch, daß sie sich kaum verständigen konnten und so dunkel, daß eines nicht das Gesicht des andern sah. Die Person verlangte einen ziemlich hohen Preis, auf dem sie fest blieb; Hermann hätte sie wieder gehen lassen, aber ihre Gestalt gefiel ihm. Sie frug ihn, ob er sie mit in seine Wohnung nehmen könne; da er das verneinte, schlug sie ihm nach einigem Zaudern vor, sie in die ihre zu begleiten. Ihm war's recht. Das Weib hing sich an seinen Arm — schweigend und gegen den Sturm kämpfend gingen sie. Die Dirne führte den Mann. Sie bog in eine Straße, die Hermann für die seine erkannte; sie blieb vor einem Hause stehen, das Hermanns Haus war. Als sie eintreten wollte, erkannte er seine Frau.

Nachwort von Friedrich v. der Leyen

In seinen letzten Lebensjahren hatte Richard Voß den sehnlichen Wunsch nach einer Gesamtausgabe seiner Dichtungen. Gunst und Ungunst des Schicksals hatten sehr widerspruchsvoll und seltsam mit seinen Werken gespielt. Jahren lebhaftester Anerkennung und begeisterter Zustimmung folgten Zeiten des Schweigens oder der Ablehnung. An manchen Romanen konnte sich der deutsche Leser nicht sattlesen, andere, vielleicht bedeutendere und tiefere oder Romane, die dem Herzen des Dichters näher standen, blieben weniger beachtet oder wurden vergessen. Eine Gesamtausgabe, die alle Schöpfungen des Dichters in ihrer Breite und Entwicklung vor die Tausende seiner Leser legte, und die auch ihre Zusammenhänge und Beziehungen erraten ließ, konnte allein den gerechten Ausgleich, die Abwägung der Werte und den Überblick schaffen; wie hatten die Ausgaben sich auch zerstreut! Solche Ausgabe konnte schließlich beredter als alle Schilderungen anderer zeigen, wie dieser Poet für seine Kunst und seine Zeit gelitten und gekämpft und sich gesehnt hat, gleich manchem anderen Dichter hat er sich im Dienst seiner Aufgabe verzehrt.

So gut es die gegenwärtigen Zustände erlauben, wird mit dieser Auswahl der Wunsch von Richard Voß erfüllt. Sein ganzes Werk ließ sich nicht vorlegen, sogar eine Auswahl in größerem Maßstab verbot die Ungunst der Tage. Nur eine knappe Auswahl ließ sich verwirklichen; die Werke, die in besonderem Sinn für Richard Voß kennzeichnend sind und die man als die reichsten Spiegelungen seines Wesens und seiner Kunst empfindet, sind hier vereint. Die Wahl war nicht leicht, schweren Herzens wurde auf manches Werk verzichtet, das man so gern in diese Auswahl gewünscht hätte, jede Entscheidung wurde nach gewissenhafter Überlegung getroffen und immer lag den Auswählenden die Frage im Sinn: hätte Richard Voß selbst die Auslese gutgeheißen, hätte er den Verzicht auf die Werke gebilligt, auf die hier verzichtet ist und die nun hoffentlich, gerade im Vergleich

mit den hier aufgenommenen, ein neues Leben empfangen, ein neues Interesse gewinnen? —

Den beispiellosesten Erfolg erlebte Richard Voß am Ende seiner Laufbahn mit dem Roman: Zwei Menschen. Er selbst erlebte noch das erste, wir sehen das Buch auf dem Weg zum fünften Hunderttausend. In früheren Jahrzehnten wurde nur die Villa Falconieri mit vergleichbarem Enthusiasmus gelesen. Beide Bücher mußten das Rückgrat dieser Auswahl werden. Wer sie recht versteht und wer den Dichter ein wenig kennt, wird fühlen, wieviel von seiner Kunst in sie aufgegangen ist und von seinem Dasein und Schicksal: das unablässige Sehnen nach Reinheit und Güte, nach Glauben und Erlösung, der Rausch der Schönheit, der nie ermattende Kampf mit allen irdischen Schwächen und Verstrickungen, das tiefe und gütige Mitleid mit allem Menschlichen, die Freude an seltsamen, den Alltag überfliegenden Erlebnissen, die starke und glühende Phantasie, der Drang ins Große, Freie, Hohe, Weite, die Liebe zum Ganzen und Ungebrochnen, und die schmerzhafte Erkenntnis, wie oft wir schwache, halbe, gebrochene, arme Menschen bleiben.

Wie ein großartiges, weit angelegtes und erschütterndes Bekenntnis dieses Leidens, Strebens und Versagens wirkt auf uns der umfassendste Roman des Dichters, sein Dahiel der Konvertit. Der ewige Zauber Roms und der Campagna und das Elend der ärmsten seiner Bewohner, auch das harte Beisammen von Sünde, Reinheit, Läuterung und Verzweiflung sind von Richard Voß selten so packend und so ergreifend geschildert worden. Der junge, ungestüme, uns so früh entrissene Alfred Walter Heymel hat gerade den Dahiel aufrichtig bewundert und dafür gesorgt, daß er der Vergessenheit entrissen wurde: möchte er nun neue Freunde und Bewunderer finden!

Michael Cibula stellt ähnliche Menschen wie der Dahiel in eine neue, fremde und lockende Umgebung und in andere geschichtliche Zusammenhänge. Das Werden einer Welt aus dem Nichts, die Urbarmachung wüsten und jungfräulichen Bodens, überhaupt die Anfänge der menschlichen Kultur, ihre stolzen und bitteren Kämpfe und ihre Gegensätze zur Höhe der Bildung, diese Erlebnisse der Schöpfung und Entwicklung haben seit den Tagen Rousseaus die Dichter oft und mächtig angezogen ... In Michael

Cibula und in seinen Zwei Menschen hat auch Richard Voß sich an solchen Schilderungen versucht. Der Michael Cibula ist vielleicht das reifste unter den großen Büchern des Dichters, reich und bunt in der Phantasie, fest und abgemessen im Aufbau, mild und gütig in seiner Menschlichkeit. Alles wird mit der sicheren und doch weichen Hand des Künstlers hingezeichnet und der Glanz und die Zuversicht der Jugend leuchten darüber.

Die Reihe: Dahiel, Michael Cibula, Zwei Menschen zeigt uns den Erzähler Richard Voß in seinem besten reifen Können und in seinen schmerzlichen mitleidtiefen Kämpfen.

Mit der Villa Falconieri betreten wir ein neues Gebiet seiner Kunst; das Italien, das er für Deutschland entdeckt und das er tiefer und leidenschaftlicher geliebt hat und besser gekannt, als die meisten seiner Zeitgenossen. Die Zahl italienischer Novellen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist groß, aber keiner von den Erzählern hat so lange in Italien, unter seinen Bauern und Bürgern, unter seinen Wildlingen und Bettlern gelebt, wie Richard Voß, und keiner hat die italienische Landschaft und die italienischen Paläste, die Klöster, die Burgen, die Tempel und die erhabenen Reste der Antike so gern und so glühend geschildert, mit seinem Dasein so innig verwoben, keiner die ewige Geschichte und Schönheit dieses Bodens mit seinem ganzen Herzen so inbrünstig empfunden. Die Kunst von Richard Voß ist in der Sonne der Antike gereift, in den besten seiner Novellen ist die Geschlossenheit des Aufbaus und die Linienführung der klassischen Kunst wieder erstanden. Der feinste Reiz dieser Geschichten bleibt vielleicht, daß einem sehnsüchtigen, andächtigen, ekstatischen Künstler des 19. Jahrhunderts gerade diese Vollendung gelang. Die hier ausgewählten Geschichten machen diesen Reiz besonders fühlbar. Auch die Entwicklung des Erzählers Voß, von Maria Botti bis zur Camaldolenserin und dem Tugendpreis, zeigt sich dem Aufmerkenden die reizende Gabe des Plauderns, die der Dichter in seinen guten Stunden besaß, und sein liebenswürdiger, gedämpfter Humor kommen zur Geltung. Das tiefe Bedauern erneut sich, daß es nicht möglich war, außer dem Mönch von Berchtesgaden andere Seitenstücke zu den italienischen Geschichten zu bringen und etwa aus den ägyptischen Novellen

oder aus dem Griechenland der Herzogin Plaisance die Meisterschaft des Erzählers Richard Voß zu zeigen: unser Trost soll sein, daß die italienischen Geschichten sich zu einer organischen künstlerischen Einheit zusammenschließen.

Von diesen italienischen Leistungen aus gesehen erscheint es fast als ein Paradox, daß der Dichter zur Zeit des erwachenden Naturalismus der jüngeren Generation als ein Vertreter und als eine starke Hoffnung gerade der Wirklichkeitskunst gegolten hat. Wer die Anfänge von Richard Voß kennt, begreift auch diese Meinung. Die Unmittelbarkeit seines Gefühls und seines Mitleids verband ihn mit den Realisten; ebensowenig wie jene schreckte er vor krassen Äußerungen zurück und tauchte in Tiefen des Elends, vor denen sich andere erschrocken abwandten. Eine ganz vergessene Novelle seiner Jugend: Von der Gasse, zeigt überraschend deutlich, wie nah der Dichter einmal den Realisten gestanden hat: es ist zugleich eine der stärksten Talentproben aus seiner Sammlung: Scherben. Daß die Zeitgenossen dem Verfasser gerade dieser Sammlung mit sehr hochgespannten Erwartungen entgegensahen, macht diese Erzählung sehr begreiflich.

Die Dramen von Richard Voß zeigen die gleiche furchtlose und unbedingte Hingabe an alles Menschliche, ebenso den Mut und das heiße Bemühen, Elend und Verbrechen zu verstehen und erschütternd auszumalen. Geschichtlich betrachtet hat der Dichter das deutsche Drama vom französischen Sittenstück und vom Römerdrama des 19. Jahrhunderts in den deutschen Realismus geführt, die Wirkung von Henrik Ibsen ist auch tief in ihn eingedrungen. Gerade das erklärt das Schicksal dieser Dramen: bei ihrem Erscheinen fühlte man den starken, jungen Atem einer neuen Zeit und Kunst; späteren Generationen, eine Kunst fordernd, die rücksichtslos alle Brücken abbrach, die zum Vergangenen führten, erschienen diese Dramen altmodisch, sie sahen gerade ihr französisches Gewand und ihre Sprache erklang ihnen nicht echt. Weil heute so viele dieser Dramen verschollen sind, sollten hier nur die sich zeigen, die trotz allem die Jahrzehnte überdauerten und immer noch viele dankbare Hörer finden: Alexandra, Eva, Schuldig, Die neue Zeit. Die Zukunft wird die dramatischen Werke von Richard Voß wohl gerechter beurteilen als die

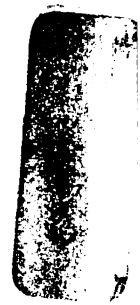
Gegenwart. Ihre wirksame Komposition und ihren instinktiv sicheren Aufbau wird man alsdann dankbar anerkennen, und ebenso die Stärke ihres Empfindens, ihr Schwelgen im Außerordentlichen, ihr echtes dramatisches Blut und ihre ungewöhnliche theatralische Begabung. Wir sind in Deutschland nicht eben reich an geborenen dramatischen Talenten, und es ist ein seltsames und bitteres Schicksal, daß die zünftige literarische Kritik, in starren Anschauungen über Wahrheit und Natürlichkeit befangen, eine Persönlichkeit wie Richard Voß, die ganz auf die Bühne gehörte, vom Theater vertrieb.

Der Dichter hat sein Schicksal stolz und männlich und bescheiden ertragen; auch nahe Freunde haben von ihm kaum je eine Klage gehört. Unbedingte Anhängerschaft und begeisterte Werbung für seine Kunst, die manches schwächere Talent ermuntern und stützen, hat er nicht gefunden. In seiner tiefen Bescheidenheit wankte ihm manchmal der Glaube an sich selbst; er kannte ja so gut seine Grenzen, er wußte, daß in ihm die subjektiven Gewalten stärker wirkten als die objektiven, Empfindung und Mitleid und Phantasie stärker, als das unerbittliche Feilen an jeder Einzelheit, als das geduldige, langsame Hämmern und Schmieden an jedem Worte.

Gerade durch die Unmittelbarkeit seines Fühlens, durch seinen schwärmerischen Glauben und durch seine starke Erfindungsgabe hat Richard Voß aber auf sein Deutschland gewirkt, vielfältiger als seine Zeitgenossen. Kaum ein Stand und eine Gesellschaftsschicht war es, die er nicht packte und rührte, und die er nicht durch seine Abkehr vom Niedrigen, durch seine Sehnsucht nach Erlösung aufrichtete. Seine Zeit, die Zeit Ludwig des Zweiten und der Meininger, die Zeit von Richard Wagner und Hans Makart verlangte nach Prunk und Pomp — die Zeit darnach wollte vor allem das Einfache, und heute ist Bewegung um jeden Preis die Losung. Durch alle Zeiten hindurch wird aber die Stimme eines Dichters klingen, die so gläubig Reinheit und Güte pries und so mitleidig des Menschlichen sich erbarmte, die so reich in den Verheißungen der Phantasie blieb und die überströmend die eine große Sehnsucht seines Geschlechtes verkündete, die Sehnsucht nach Erlösung.

PT 2645
.08
1922
v.4

3 2000 009 350 390



DO NOT REMOVE
SLIP FROM POCKET

GEMCO